Jahresbericht über die Fortschritte der klassischen ...

Digitized by Google

Philol 170

Harvard College Library

FROM THE

CONSTANTIUS FUND

Established by Professor E. A. SOPHOCLES of Harvard University for "the purchase of Greek and Latin books, (the ancient classics) or of Arabic books, or of books illustrating or explaining such Greek, Latin, or Arabic books." Will, dated 1880.)

Received 6 June 1902 — Aug. 1902

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

JAHRESBERICHT

über

die Fortschritte der classischen

Altertumswissenschaft

begründet

von

Conrad Bursian

herausgegeben

von

E. Gurlitt und W. Kroll.

Hundertundzwölfter Band.

Dreissigster Jahrgang 1902.

Erste Abteilung.

GRIECHISCHE KLASSIKER.

LEIPZIG 1903.

O. R. REISLAND.

Digitized by Google

Philol 170
Constantinsfund
6 June 1902 - 6 Aug. 1902

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis

des hundertundzwölften Bandes.

Seite

Bericht über die Litteratur zu Homer (höhere Kritik). 1888—1901. Von Paul Cauer . . . . . 1—131

Bericht über die griechischen Philosophen vor Sokrates für die Jahre 1876 - 1897. Von Prof. Dr. Franz Lortzing in Wilmersdorf bei Berlin . . . 132—322

Digitized by Google

H.C. 17/3
1837

Digitized by Google

Bericht über die Litteratur zu Homer (höhere Kritik). 1888—1901.

Von

Paul Cauer.

Zum letzten Mal in Band LXII dieser Berichte ist Homer, die höhere Kritik, behandelt worden von Albert Gemoll, dessen Arbeit die Jahre 1885–1887 umfaßte. In der Massenhaftigkeit des seitdem erwachsenen Materials lag natürlich eine Erschwerung, aber doch auch ein Vorteil. Beim Rückblick auf eine längere Periode sondert sich besser das Wichtige vom Unwichtigen, das Bleibende und Fruchtbare vom Vorübergehenden, Zusammenhänge zwischen den verschiedenen Zweigen der Forschung treten deutlicher hervor. Ich habe mich bemüht, diesen Vorteil wahrzunehmen und jene Schwierigkeit zu überwinden. Da die Arbeit neben einer umfangreichen und anstrengenden amtlichen Thätigkeit nur langsam gefördert werden konnte, so war es nicht möglich, durchweg vollkommen gleichmäßig zu verfahren, besonders in der Ausführlichkeit; auch kleine Wiederholungen des Gedankens wird man wohl finden, aber, das glaube ich versprechen zu können, keine Widersprüche. Mein Bestreben war überall, nicht bloß von dem Inhalte der besprochenen Schriften eine Vorstellung zu geben, sondern auch den Platz zu bezeichnen, den sie im Entwickelungsgange der Forschung einnähmen. Wo es galt, einen Kern von Wahrheit aus umhüllenden Irrtümern auszulösen, habe ich auch ein Eingehen ins Detail nicht gescheut; außerdem ist bei fremdländischen Schriften, die in Deutschland weniger zugänglich werden, etwas mehr Stoff mitgeteilt.

In den Jahresberichten des philologischen Vereins in Berlin (Anhang zu der Zeitschrift für das Gymnasialwesen) hat für die Zeit seit 1879 Carl Rothe die höhere Kritik zu Homer behandelt, in einer Reihe von Referaten, deren letztes die Erscheinungen von 1896 und 1897 umfaßt. Diese verdienstliche Arbeit habe ich vielfach zu Rate gezogen, auch gelegentlich mich mit Ansichten des Verf. auseinandergesetzt. Unsere Grundanschauungen waren eine Zeitlang nahe verwandt, sind

Digitized by Google

aber neuerdings mehr auseinandergegangen. Für die Leser der Berichte kann es wohl nur erwünscht sein, wenn der Standpunkt der Beurteilung in beiden nicht der gleiche ist.

Von ganz populären oder gar scherzhaften Schriften abgesehen habe ich von 1888 an mit Willen nichts fortgelassen; in einzelnen Fällen war, um der inneren Verwandtschaft willen, ein Zurückgreifen bis 1887 notwendig. Den Endpunkt bildet der Sommer 1901, wo mir während der Ferien eine zusammenhängende Arbeitszeit zur Verfügung stand, die ich in Kiel dank der Liberalität der dortigen Bibliotheksverwaltung aufs beste habe ausnutzen können. Von später erschienenen Büchern und Aufsätzen sind solche noch berücksichtigt, die mir ohne systematisches Suchen bekannt geworden waren; darunter einige sehr wichtige Stücke.

Die Art, wie ich den überreichen Stoff zu gliedern gesucht habe, wird man aus den Überschriften der Kapitel erkennen:

I. Die Person des Dichters.
II. Fortgesetzte Untersuchung der Komposition.
III. Bedenken gegen die herkömmliche Methode.
IV. Ästhetische Betrachtungsweise.
V. Sprachliche und metrische Analyse.
VI. Historische und geographische Beziehungen.
VII. Kulturstufen im Epos; religiöse Entwickelung.
VIII. Werke zusammenfassender Art.
IX. Zur Geschichte der homerischen Wissenschaft.

Düsseldorf, im Februar 1902. Paul Cauer.

I. Die Person des Dichters.

1. R. Knötel, Homeros der Blinde von Chios und seine Werke. 2 Teile, Leipzig 1894.

Wenn der Verf. von Friedr. Aug. Wolf sagt (I 329), es sei „sein übrigens mit Zaghaftigkeit unternommenes Bestreben" gewesen, „den geschichtlichen Homer um die Urheberschaft seiner Werke zu bringen", so reicht dieser eine Satz aus, um zu zeigen, daß das Buch keinen wissenschaftlichen Charakter hat. Es ist aber auch kein populäres Buch; denn es beschäftigt sich durchweg mit den schwersten wissenschaftlichen Problemen. Die Urgeschichte des griechischen Volkes, seiner Kultur und Religion, wird mit einer Fülle von gelehrtem Material, aber ohne jede Spur von kritischem Sinne geschildert, auf diesem Hintergrunde

Digitized by Google

dann Homer dargestellt, der Verf. von Ilias, Odyssee und Hymnen, der eine Abschrift seiner sämtlichen Werke seiner Tochter, als sie sich mit Kreophylos verheiratete, zur Ausstattung gegeben hat. Der Verf. versichert wiederholt, daß er sich um die philologische Arbeit, die von anderen auf Homer verwendet worden ist, deshalb nicht zu kümmern brauche, weil er die homerische Frage nicht als eine grammatisch-kritische und litterarische, sondern als eine geschichtliche auffasse, die „nicht durch scharfsinnige Vermutungen und kritischen Geruchsinn, sondern durch klar und deutlich erwiesene Thatsachen zu lösen" sei. — Man kann sich nur wundern, daß ein sonst so urteilsfähiger Mann wie Carl Rothe diesem Buch eine ernsthafte Beachtung zugewendet hat („Die homerische Frage", Grenzboten 1896 I S. 379 ff.).

2. O. Zuretti, La percezione visiva in Omero. Rivista di filologia 28 (1900) p. 369—405.

Der Verf. geht von der alten Überlieferung aus, daß Homer blind gewesen sei, und führt aus seiner Dichtung den Nachweis, daß er vielmehr die Kraft des Sehens, und des künstlerischen Sehens — nicht so sehr malerisch wie plastisch (p. 398) — im höchsten Grade besessen habe. Dieses Resultat wird zum Schluß mit der Überlieferung wieder in Einklang gebracht, die ja in ihrer genaueren Gestalt zu berichten weiß, daß der Dichter erst im reiferen Alter infolge einer Krankheit das Augenlicht verloren habe. Auch den Bedenken der gelehrten Kritik, wenigstens soweit sie nur dahin gehen, für Ilias und Odyssee zwei verschiedene Verfasser anzunehmen, meint Zuretti dadurch Rechnung zu tragen, daß er vorschlägt, man möge sich denken, daß Homer in seiner Jugend die Ilias gedichtet habe, viel später, als die Erinnerung an Selbstgesehenes schon abgeschwächt war, die Odyssee. Dazu stimme es, daß in dieser die eigentlichen Beschreibungen häufiger seien als in der Ilias und mehr auf gutem Gedächtnis als auf unmittelbarer Anschauung zu beruhen schienen. Im Rahmen dieser Argumentation, über die es nicht schwer ist zu lächeln, bietet der Aufsatz eine Menge schätzbarer Beobachtungen und treffender Urteile über die Kunst des Sehens, die sich in den homerischen Gleichnissen, Beiwörtern, Kampfberichten, Landschaftsbildern, Situationsschilderungen u. s. w. bethätigt. In bezug auf den Sinn für Farbe wird (p. 396—398) gewiß richtig ausgeführt, daß derselbe bei Homer ein primitiver, noch wenig differenzierter gewesen sei, daß man deswegen aber nicht sagen dürfe, er habe diese oder jene Farbe nicht wahrgenommen; vielmehr sei es ganz naturgemäß, daß er und seine Zeitgenossen überhaupt mehr auf die Nuancen der Beleuchtung als auf diejenigen Eindrücke geachtet hätten, die einem bestimmten Platz innerhalb der Farbenskala entsprächen.

Digitized by Google

3. S. Butler, The authoress of the Odyssey. New York and Bombay (Longmans, Green and Co) 1897. XVI, 275 S.

Ein höchst wunderliches, aber doch des Lesens nicht unwertes Buch. Der Versuch, zu beweisen, daß die Odyssee von einer Frau jugendlichen Alters „geschrieben" worden sei, muß belächelt werden; indem aber der Verf. die ganze Dichtung unter diesem Gesichtspunkte betrachtet, entdeckt er eine Menge feiner Züge, auf die sonst nicht oder zu wenig geachtet wurde, und in deren Würdigung man ihm gern folgen wird.

4. Ed. Meyer, Der Wettkampf Homers und Hesiods. Herm. 27 (1892) S. 377—380.

5. Kirchhoff, Der Roman eines Sophisten. Sitzungsber. d. Akademie zu Berlin, philos.-histor. 1892 S. 865—891.

Beide Gelehrte haben unabhängig voneinander die wertvolle Beobachtung gemacht, daß eins der Verspaare, mit denen im Ἀγών von Homer und Hesiod gespielt wird (101 f.), fast genau ebenso schon bei Aristophanes vorkommt, wo im „Frieden" (1282 f.) der Sohn des Lamachos als Probe epischer Dichtung die Worte anführt: ὡς οἳ μὲν δαίνυντο βοῶν κρέα καὐχένας ἵππων ἔκλυον ἱδρώοντας, ἐπεὶ πολέμου ἐκόρεσθεν. Meyer schließt hieraus, daß Aristophanes den ἀγών bereits gekannt habe, und knüpft daran allgemeinere Betrachtungen über das hohe Alter dieses Werkes und die Verbreitung, deren es sich im 5. Jhdt. im Schulunterricht erfreut habe; Kirchhoff erklärt umgekehrt die Übereinstimmung so, daß der Verf. des Ἀγών entweder aus Aristophanes oder aus derselben Quelle wie dieser geschöpft habe. Für beide Ansichten läßt sich etwas anführen. Für die Meyersche spricht Inhalt und Wortstellung in den beiden Versen, die durchaus den Eindruck machen, als seien sie für das Vexierspiel gedichtet, um das es sich im Ἀγών handelt. Die andere Erklärung aber wird schon dadurch empfohlen, daß der Verf. des Ἀγών auch ein paar Verse aus Theognis sich zu nutze gemacht hat, vor allem aber durch die Thatsache, die Kirchhoff in gelehrter und scharfsinniger Untersuchung festgestellt hat, daß „in der gesamten Überlieferung der Zeit nach Alkidamas [einem Sophisten des 4. Jhdts. v. Chr., den der Ἀγών selber gelegentlich, Z. 230, als Gewährsmann nennt] nirgends eine irgend sichere Spur einer Kenntnis vom Wettstreite der beiden Dichter nachweisbar ist, welche nicht mittelbar oder unmittelbar auf dessen Darstellung als einzige Quelle zurückginge" (S. 883). — Vielleicht kann man annehmen, daß scherzhafte Fragen und Antworten, wie der Ἀγών sie bringt, vereinzelt schon früher im Umlauf waren — bei uns ist dergleichen ja ganz geläufig — und daß aus solchem im

Digitized by Google

Volksmunde verbreiteten Vorrat Aristophanes ein einzelnes Beispiel, Alkidamas eine größere Menge sich angeeignet hat, die zuerst er den beiden Dichtern, deren Wettstreit er schildern wollte, in den Mund legte.

6. Kirchhoff, Beiträge zur Geschichte der griechischen Rhapsodik. Sitzungsber. d. Kgl. Akademie zu Berlin, 1893, S. 893—918.

Der zweite der unter dieser Überschrift vereinigten Aufsätze behandelt den Festhymnos auf den Delischen Apollon. Kirchhoff vergleicht ihn nach Anlage und Einteilung mit dem auf den Pythischen Apollon und findet bei aller Übereinstimmung doch bemerkenswerte Unterschiede, die er in durchaus überzeugender Weise erklärt. Danach war der eine ein beliebig verwendbares und wahrscheinlich öfter verwendetes Proömium für rhapsodische Vorträge, der andere dazu bestimmt, in Delos einmal „bei Gelegenheit einer gottesdienstlichen Feier unter Assistenz eines Jungfrauenchors vorgetragen zu werden, als dessen Exarchos der Vortragende fungierte“ (S. 915). Der Sänger stammte von Chios und war blind; die an den Chor der Deliaden gerichteten Abschiedsworte, in denen er dies erwähnt (166 ff.), sind der Anlaß geworden, daß in der späteren Überlieferung Homer, den man mit dem Verfasser des Hymnos identifizierte, zu einem blinden Manne wurde.

7. H. Magnus, Die antiken Büsten des Homer. Eine augenärztlich-ästhetische Studie. Breslau (J. N. Kern) 1896. IV, 70 S.

Das eigentliche Thema dieser Arbeit liegt nicht im Bereich unseres Berichtes: nachzuweisen, mit welchen künstlerischen Mitteln in den einzelnen antiken Homerbüsten die Blindheit ausgedrückt ist, und daraus allgemeine Schlüsse zu ziehen in betreff der Möglichkeit und Zulässigkeit einer künstlerischen Darstellung dieses Gebrechens überhaupt. Doch hat die Untersuchung des Breslauer Ophthalmologen auch ein Interesse für den Homerforscher. Magnus zeigt, daß alle überlieferten Homerporträts realistisch aufgefaßt sind und dabei in wesentlichen Zügen übereinstimmen, und erklärt dies durch die Vermutung, daß sie alle einem älteren idealen Typus nachgebildet seien. Durch vergleichende Betrachtung kommen wir also dahin, uns die Gestalt anschaulich zu machen, unter der sich die Griechen in einer Zeit, die der Epoche individualisierender Porträts vorauslag, ihren großen Dichter vorgestellt haben. Dies ist nun wohl nichts Neues; aber zur Würdigung der einzelnen Züge des Typus liefert die Schrift auch dem Nicht-Mediziner wertvolle Beiträge.

Digitized by Google

II. Fortgesetzte Untersuchung der Komposition.

1. W. Ribbeck, Homerische Miscellen, II. — Progr. des Askanischen Gymnasiums zu Berlin, 1888.

Für die Fragen der höheren Kritik kommt besonders die zweite der hier vereinigten kleinen Abhandlungen (S. 11—16) in betracht, worin der Verf. im Anschluß an eine früher veröffentlichte Arbeit und gegenüber Angriffen, die diese erfahren hat, zu zeigen sucht, daß Stücke der Ilias, in denen über die Anordnung des Schiffslagers, über den Platz des von Hektor eingeworfenen Thores und des von ihm in Brand gesteckten Schiffes verschiedene Voraussetzungen gemacht werden, nicht von demselben Dichter herrühren können.

2. K. Brandt, Zur Geschichte und Komposition der Ilias. Fleckeisens Jahrbb. 137 (1888) S. 81—102; 139 (1889) S. 233—246; 141 (1890) S 81—104.

3. C. Rothe, Zur Homerischen Frage. Ebenda 139 S. 249—251.

Die drei zuerst genannten Aufsätze schließen sich an frühere desselben Gelehrten an, die an der gleichen Stelle erschienen sind. Der erste behandelt die Partie von H 313 — wo mit Lachmann ein scharfer Einschnitt gemacht wird — bis K, urteilt im wesentlichen richtig über den Wert von Θ, läßt aber auffallenderweise die Frage unentschieden, ob der Verfasser dieses Gesanges auch I gedichtet oder nur mit eingefügt und dabei etwas überarbeitet habe. In Wirklichkeit atmen doch Θ und I völlig verschiedenen Geist. — Die zweite Abhandlung unternimmt es, zu beweisen, daß die μήνιδος ἀπόρρησις der ältesten Dichtung vom Zorne Achills fremd gewesen sei, wogegen die Hauptmasse von Σ und von T die Verse 1—41 ihr zugesprochen werden. — Der dritte Aufsatz hat es mit den Büchern Υ und Φ zu thun, zerlegt sie nach Hauptabschnitten der Handlung und sucht diese auf einen ersten und einen zweiten Bearbeiter des älteren, einfacheren Epos zu verteilen. — Überall ist der Verf. bemüht, sich mit der Kritik auseinanderzusetzen, die Rothe an seinen Arbeiten früher (in dem Jahresbericht über Homer) geübt hat und in dem oben angeführten kleinen Artikel aufs neue übt.

4. E. Weißenborn, Achilleis und Ilias. Programm des Gymnasiums in Mühlhausen in Thür., 1890. 30 S.

In knappem Raume giebt der Verf. eine auf die Hauptsachen beschränkte Darstellung der organischen Entwickelung, in welcher „die Ilias aus einem kleinen Kern, der Achilleis, der auch heute noch den Inhalt des gesamten Epos mit seiner Handlung vollständig umspannt,

Digitized by Google

allmählich durch die Thätigkeit einer ganzen Reihe von teils vorzüglichen, teils schwächeren Dichtern zu dem großen Werke, das das Altertum uns unter Homers Namen überliefert hat, angewachsen ist". Zu grunde gelegt ist die Ansicht von Grote; aber sie ist dahin weitergebildet, daß die Bücher B—H nicht mehr als ein abgeschlossenes Epos, das einst für sich bestanden habe, angesehen werden, sondern als eine Reihe nach und nach erfolgter Eindichtungen, die den wesentlichen Bestand der Achilleis mit ihrer zusammenhängenden Handlung (Streit der beiden Fürsten, Agamemnonschlacht, Auszug und Tod des Patroklos, Achills Rache) schon zur Voraussetzung hatten. Weißenborn nimmt von den neueren Forschungen, die sich in verwandter Richtung bewegt haben (Niese, Jebb, Fick), keine Notiz. Daß er ganz auf eigene Hand eine ähnliche Auffassung gewonnen hat, wie sie von anderen genauer begründet worden ist, gereicht ihm nur zur Ehre und seiner Theorie zur Empfehlung. Dagegen erscheint die Selbständigkeit zu weit getrieben in dem letzten Abschnitte, dessen Inhalt übrigens der Verf. selbst als problematisch bezeichnet, und in dem er den historischen Hintergrund des trojanischen Krieges aus Zügen der orientalischen, besonders der ägyptischen Geschichte zu konstruieren sucht. Hier handelt es sich um Fragen, die nicht kurzerhand durch glückliche Einfälle, sondern nur in sorgfältigem Eingehen auf die griechische Stammesgeschichte gelöst werden können, und über die niemand richtig urteilen kann, der, wie Weißenborn thut (S. 14), die Ilias schlechthin als ein Produkt des ionischen Stammes ansieht.

5. K. Dyroff, Über einige Quellen des Iliasdiaskenasten. Progr. Würzburg 1891. 45 S. in 8.

Die Untersuchungen des Verf. beruhen auf der Grundansicht, daß etwa ums Jahr 700 von einem Dichter, den er auch Diaskenast nennt, „die Ilias aus älteren Quellen, größeren und kleineren, zusammengeschweißt [sic] sei, vielfach mit treuer Herübernahme der Quellenstücke, aber auch nicht ohne eindringliche eigene Arbeit." In diesem Sinne werden drei Partien der Ilias behandelt: die neuen Waffen, der Tod des Patroklos und die Überlistung des Zeus. — Verhältnismäßig am reinlichsten gelingt die Ausscheidung für die Ὁπλοποιία. Daß sie nicht einem ursprünglichen Plane gemäß an dem Platze steht, den sie jetzt einnimmt, geht schon aus der unklaren Weise hervor, wie sie zeitlich untergebracht ist: Thetis' Besuch bei Hephästos muß bei Nacht stattfinden, ist aber nicht so erzählt, daß diese Vorstellung deutlich erfaßt und festgehalten erscheint. Die Hindeutungen auf den Waffentausch, sofern sie sich außerhalb von Σ finden, als sekundär anzusehen, macht keine Schwierigkeit; denn Patroklos' Botengang behält, auch wenn

Digitized by Google

man die betreffenden Sätze wegnimmt, immer noch seinen guten Sinn; er soll erklären, wie Patroklos Π 23 ff. über den Stand der Schlacht Bescheid weiß, und soll sein Eingreifen motivieren. Dies wird von Dyroff (S. 15) einleuchtend gezeigt. Fraglich bleibt nur, ob die Erzählung von den neuen Waffen früher ein selbständiges Lied war, das dann ein Ordner in den jetzigen Zusammenhang gebracht hat, oder ob sie eben diesen Zusammenhang schon voraussetzt und für ihn erst gedichtet ist, ähnlich wie K für die Nacht zwischen dem zweiten und dritten Kampftage. Vor einer zu starken Ausnützung der Verse Σ 444—456, in denen der Verlauf der Ereignisse etwas anders skizziert wird, als er in unserer Ilias ist, warnt der Verfasser selbst (S. 17), und mit Recht. Er meint, man solle daraus nicht gleich eine alte, von der bekannten abweichende Iliasrezension rekonstruieren; es scheine nur eine freie Verknüpfung der Hauptereignisse vorzuliegen. Richtig; aber diese kann dann auch von einem Dichter gemacht sein, der den Gang der Handlung, wie wir ihn haben, schon kannte. — Für Π kritisiert Dyroff scharfsinnig und mit selbständigem Verwerten Lachmannscher Beobachtungen die in der That nicht recht folgerichtige und etwas verworrene Darstellung der Kämpfe des Patroklos. Er sucht nachzuweisen, daß der Tod dieses Helden [S. 24 ist aus Versehen „Hektor" gedruckt] ursprünglich unmittelbar, wie Π 649 f. angedeutet, an den Kampf um Sarpedons Leiche angeknüpft war. Sarpedon aber und die Lykier besitzen selbst in unserem Epos keine Ursprünglichkeit ersten Grades, wie der Verfasser (S. 19) im Anschluß an andere Forscher ausführt. Wenn sie sich nun doch auch in solchen Partien finden, die er aus anderen Gründen einer ältesten Quelle zuweist, so ist er genötigt, um ihretwillen wieder Einschränkungen und Abstriche zu machen. Die Verse Π 684—763 [warum nicht weiter? vgl. S. 28] zeigen an sich eine klar verlaufende Reihe von Geschehnissen; Dyroff aber muß 684—697 als jüngeren Zusatz abtrennen (S. 25), weil hier die Lykier erwähnt und Züge der Sarpedon Dichtung erneuert werden. Im ganzen ergiebt sich ihm auf diese Weise ein Hin und Her von Älterem und Jüngerem, Vorlage und Umbildung, das mit Verstand konstruiert ist, aber doch nur einen der mannigfaltigen Wege darstellt, auf denen die Dichtung sich zu ihrem gegenwärtigen Bestande entwickelt haben kann. Vollkommen richtig ist, was S. 3 im Prinzip anerkannt wird, daß die vom Diaskeuasten benutzten „Quellen auch schon zusammengesetzter Natur gewesen" sein können. Daraus folgt dann aber, daß wir nicht hoffen dürfen, Ableitungen zweiter, dritter und vierter Ordnung noch mit Sicherheit zu erkennen. — Etwas einfacher liegen die Verhältnisse wieder für die Διὸς ἀπάτη. Dyroff schließt sich für die Beurteilung dieses Gesanges an Gruppe an und findet, daß darin Elemente

Digitized by Google

einer alten theogonischen Dichtung in travestierender Weise behandelt seien. Etwas wie Travestie empfinden wir hier allerdings; aber das gilt ebenso von den meisten Götterscenen der Ilias. Der eheliche Streit in A, die Versammlung der Olympier am zweiten Schlachttage, die Kämpfe zwischen Athene und Ares, die ganze Θεομαχία mit den sie begleitenden Gesprächen tragen keinen anderen Charakter. Es ist also nicht nötig, für Ξ eine eigene, ursprünglich für sich stehende Einzeldichtung anzunehmen. Allerdings ist die Erzählung in den Hauptgang der Handlung als einen bereits gegebenen eingefügt worden; das erkennt man [vgl. S. 36 f.] daraus, daß die Überlistung des Götterkönigs auf den Gang der Handlung gar keinen Einfluß ausübt, vielmehr Poseidon schon vorher, in N, mit Erfolg thätig ist den Griechen zu helfen. Und die Züge der alten Theogonie, besonders deutlich und schön Ξ 346—351, verleihen dem Abschnitt einen eigentümlichen Charakter. Aber es ist wieder sehr wohl denkbar, daß der Dichter, der diese uralten Elemente in so heiterem Sinne umbildete, derselbe war, der sie an ihren jetzigen Platz gebracht hat. Dafür spricht u. a. auch die Erinnerung an die verwundeten Könige, die mitten in der Erzählung von dem Betrug und seinem Erfolge auftaucht und nun wieder (S. 38) als Interpolation erst beseitigt werden muß. — Vielleicht haben den Verfasser manche unbequemen Konsequenzen, zu denen er gedrängt worden ist, inzwischen schon selber dahin geführt, die überlieferte Grundanschauung von koordinierten Stücken, die ein Ordner zusammengefügt habe, zurücktreten zu lassen und sich der Auffassung zu nähern, daß das Epos aus einem älteren Kern allmählich erwachsen ist, und daß viele der Stücke, die wir als jüngere „Zusätze" zu erkennen meinen, nicht mechanisch zugesetzt worden, sondern an der Stelle, an der sie jetzt stehen, hervorgesproßt sind.

6. L. Erhardt, Ilias B. Philologus 51 (1892) S. 403—421.

Zunächst werden die Widersprüche und Anstöße in dem Gange der Handlung des ersten Teiles von B aufgezeigt, dann wird die Frage aufgeworfen, ob ein Gedicht dieser Art „wirklich zum Vortrag kommen konnte oder ob wir darin eine spätere, absichtliche Zusammensetzung zu erkennen haben" (S. 412). Erhardt entscheidet sich mit Recht für das erste, weil gerade in dieser Partie die Phantasie des Hörers so unablässig in Anspruch genommen werde, daß zu kritischen Einwendungen gar keine Zeit bleibe. — Einen ähnlichen Gang nimmt weiter die Besprechung des Schiffskataloges, in der sich der Verf. mehrfach mit Niese auseinandersetzt. Wenn er diesem darin bestimmt, daß der Katalog einen Widerspruch zeige „zwischen der unleugbar trefflichen Information einerseits und der gröbsten Unwissenheit andererseits", so widerspricht er doch entschieden der litterargeschichtlichen Hypothese,

Digitized by Google

durch die Niese diesen Thatbestand zu erklären versucht hat; seiner eigenen Ansicht nach war auch der Schiffskatalog ein Gesang, der mündlich vorgetragen wurde und, so gut wie andere Gesänge, im Laufe der Zeit Erweiterungen und Veränderungen erfahren hat. Daß dieses Stück „auf griechische Hörer einen ganz anderen Eindruck machen mußte als jetzt auf moderne Leser" (S. 419), wird man dem Verf. gern zugeben. Richtig hebt er hervor, daß in Nestors Vorschlag (B 362 f.), die Mannen ihrer Verwandtschaft nach zu ordnen, eine Vorbereitung des Kataloges liege, wie schon die Alten gesehen hätten. Ob aber dieser vorbereitende Gedanke der Umgebung, in der er steht, von Anfang her angehört hat oder erst mit dem Katalog zugleich eingeschoben ist, bleibt doch eine offene Frage. —

Der hier besprochene Aufsatz zeigt den Verf. in polemischer Auseinandersetzung mit Vertretern der herkömmlichen Kompositionskritik. Danach, und nach der Einleitung seines zwei Jahre später erschienenen größeren Werkes, mochte man erwarten, daß er mit seiner eigenen Analyse der Ilias neue Wege einschlagen würde. Das ist nun doch nicht geschehen, wenn sich auch Erhardts Ansicht über die allmähliche Entstehung der Ilias in mancher Beziehung vorteilhaft von anderen Theorien unterscheidet. Für das Nähere sei auf Abschnitt VIII dieses Berichtes verwiesen.

7. M. Valeton, Ad compositionem Iliadis. — Mnemosyne, Nov. ser. 23 (Lugduni Batavorum 1895) p. 390—454.

Aus der Thatsache, daß Πρεσβεία und Πατρόκλεια nicht miteinander stimmen (Il 72 f., 85 f.), hat man in der Regel den Schluß gezogen, daß erstere in den ursprünglichen Bestand der Dichtung eingeschoben sei. Der Verf. kehrt das Verhältnis um, und zwar deshalb, weil die Πατρόκλεια auch mit zwei anderen Hauptstücken sich nicht vertrage: mit dem Plan des Zeus in A, der auf Genugthuung für Achill, nicht darauf ausgehe ihm seinen Freund zu rauben, und mit der Μήνιδος ἀπόρρησις, in der Achill zweimal spreche ohne des Verlustes zu gedenken, und erst beim dritten Mal (T 210 ff.) den toten Freund erwähne. In der ältesten Ilias fehlten nach Valeton nicht nur Kampf und Fall des Patroklos, sondern auch der Brand der Schiffe; dies schließt er aus Λ 191 ff., wo Zeus ankündigt, daß die Nacht — nicht irgend ein Mensch — dem Vordringen Hektors ein Ende machen werde. In der Nacht, die so rettend erschienen war, schickte dann Agamemnon die Gesandtschaft an Achill; der ließ sich erbitten, und es folgte unmittelbar die Versöhnung. An O 727, wo selbst Aias in Bedrängnis ist und zurückweicht, schloß sich Θ 485 ff., eben das Hereinbrechen der Nacht, an, und daran die Πρεσβεία, dann die Μήνιδος ἀπόρρησις. —

Digitized by Google

Der Urheber dieser kühnen Konstruktion hat nun aber selbst erkannt, dass sie nur einem Teil der beobachteten Widersprüche und Beziehungen gerecht wird; es ist ihm nicht entgangen, daß in dem uns vorliegenden Epos doch im Grunde der Gesang von Patroklos fester sitzt und ursprünglicher erscheint als der von der Bittgesandtschaft. Deshalb nimmt er an, daß die Πατρόκλεια nicht der vollständigen, sondern einer verstümmelten, um I und T gekürzten Ilias hinzugefügt worden sei. Die ältere Form habe sich aber neben der jüngeren erhalten, bis jemand auf den Gedanken kam, beide miteinander zu verschmelzen. Dabei habe die Gesandtschaft ihren jetzigen Platz und den negativen Ausgang erhalten; zugleich aber sei für sie eine andere Einleitung statt der Kämpfe in O — die nunmehr zur Entsendung des Patroklos führten — notwendig gewesen und deshalb die Κόλος μάχη hinzugedichtet worden.

Mit diesen Grundzügen der neuen Theorie können wir uns hier begnügen und die Fülle weiterer Vorschläge zu Ausscheidungen und Umstellungen, die der, übrigens in flottem Latein geschriebene Aufsatz bringt, auf sich beruhen lassen. Das Ganze charakterisirt sich so recht als eine Kompositionskritik alten Stiles. Einzelne Züge, wie der Ausdruck in der Ankündigung des göttlichen Willens in A und Λ, Achills Schweigen über Patroklos in T, werden mit der scharfen Logik eines Staatsanwaltes zu Folgerungen verwertet, die den ganzen Bau der überlieferten Dichtung auseinanderwerfen; und dann wird aus den vielen Möglichkeiten, die Teile anders zu verbinden, eine herausgegriffen und mit Zuversicht als ursprünglicher Zustand hingestellt. Dabei fehlt es nicht nur im einzelnen nicht an guten Beobachtungen, auch die Grundansicht, die in § 3 angedeutet wird, ist richtig: daß die Ilias nicht durch Zusammensetzung aus selbständigen, einander koordinierten Liedern entstanden sei, wie Lachmann annahm, sondern aus einem schon nicht mehr ganz einfachen Kern durch Erweiterung, Eindichtung und Umdichtung allmählich erwachsen. Daß es bei solcher Entstehungsweise heute nicht mehr möglich ist, die Teile reinlich voneinander zu sondern, weil sie sich wechselseitig bald voraussetzen bald auszuschließen scheinen, das wird gerade durch so mißlungene Versuche wie den hier vorliegenden bewiesen — wenn es eines Beweises dafür noch bedurft hätte.

8. A. Ludwig, Über die Integrität der Ilias. Prag (Fr. Řivnáč) 1899. 36 S.

9. Derselbe, Die Rhapsodien der Ilias A—Σ in bezug auf ihre Zusammensetzung. Ebenda 1899. 34 S.

10. Derselbe, Die Euphorbosepisode, Ilias P 1—119. Ebenda 1900. 8 S.

Digitized by Google

(Sonderabdrücke aus den Sitzungsberichten der Kgl. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften.)

Der Verf. geht mit Scharfsinn und Enschlossenheit vor, und hat dadurch, daß er seine Arbeiten von der sonstigen neueren Forschung einigermaßen abgesondert hält, den unverkennbaren Vorteil, daß er manchmal das Wesentliche schärfer sieht als der, welcher inmitten eines bewegten litterarischen Kampfes steht; andererseits ergiebt sich aus der Isolierung auch leicht der Nachteil, daß auf unnötige oder aussichtslose Aufgaben eine Mühe verwendet wird, die an anderer Stelle besser nutzbar gemacht werden könnte.

Der erste Aufsatz behandelt die Frage: „ob die uns unter dem zu weit greifenden Namen Ilias vorliegende Dichtung alles war, was von der Troerkriegssage in epischer Fassung überhaupt existiert hat." Diese Frage wird verneint, und mit Recht. Der Art jedoch, wie diese Verneinung begründet wird, kann ich nur zum Teil beistimmen. Auch Ludwig streitet gegen die Ansicht Nieses, daß eine von der Dichtung unabhängige Sage niemals existiert habe, behauptet also, es habe Sagen ohne poetische Gestaltung gegeben, und findet Hindeutungen auf sie an all den Stellen, wo die Dichter der Ilias etwas erwähnen, was mit dem Gegenstande dieser Erzählung zusammenhängt und doch nach rückwärts oder seitwärts oder vorwärts außerhalb des Rahmens liegt. Oft genug wird es ja zutreffen, daß sich in solchen Erwähnungen die Bekanntschaft mit einem größeren Sagenschatze — der nur auch poetische Gestalt gehabt haben muß — verrät: Philoktets Schicksal B 721 ff., Achills Tod durch Paris X 359 sind gewiß nicht für diese Stellen erfunden. Aber nicht selten hat man allen Grund, eben dies letztere anzunehmen: daß ein gelegentlich angedeuteter Zug der Sage vom Dichter erfunden, vielleicht improvisiert worden ist, um den Eindruck eines historisch erweiterten oder psychologisch vertieften Hintergrundes zu machen. Was Agamemnon A 106 ff. zu und über Kalchas sagt, scheint von dieser Gattung zu sein. Gewiß ist es nicht leicht, sie gegen jene andere, gegen die sozusagen litterarisch fundierten Anspielungen abzugrenzen; und darin mögen Spätere über Niese hinauskommen. Sein Verdienst bleibt doch, diese ganze Art des Weiterwachsens — durch Ausführung scheinbarer Anspielungen — klar erkannt und als eine Hauptquelle jüngerer Sagendichtung nachgewiesen zu haben.

Die zweite Abhandlung giebt in engem Raume selbständige Beiträge zu einer Analyse des größten Teiles der Ilias. Im einzelnen ist auch hier vieles anfechtbar, wie das nicht anders sein kann. Den wunderlichen Irrtum, daß Hektors Begegnung mit Andromache von dem, der sie dichtete, als letzte gedacht sei und also früher in anderer Umgebung als jetzt in Z gestanden haben müsse, teilt Ludwig (S. 14) mit den meisten,

Digitized by Google

die neuerdings über diese Scene geschrieben haben. Vielleicht ist Schiller mit seinem Jugendgedicht „Hektors Abschied" daran schuld; in der alten Überschrift des Buches heißt es durchaus verständig nur Ἕκτορος καὶ Ἀνδρομάχης ὁμιλία. Für die Frage, ob Z überhaupt einheitlichen Charakter trage und also in einem Zuge gedichtet sein könne, ist dieser Punkt von großer Wichtigkeit. Daß die Κόλος μάχη „ursprünglich als erster Schlachttag nach der Menis gedacht" gewesen sei, nimmt Ludwig (S. 16) als allgemein zugestanden an, und meint nun, die Bücher B—Z enthielten eigentlich eine Dublette zu Θ, eine anders gewendete Darstellung des ersten Kampftages (S. 10). Vor dieser schiefen Auffassung würde den Verf. eine Bekanntschaft mit Kaysers Untersuchung bewahrt haben, durch die zum ersten Male überzeugend dargethan wurde, daß Θ gemacht worden ist, um die eingeschobene Πρεσβεία vorzubereiten. — Im ganzen fällt Ludwig aber ein sehr treffendes Urteil (S. 34): daß von den drei Teilen der Ilias, die er unterscheidet, der dritte (T—Ω) klar erkennbare und ausscheidbare Einschaltungen zeigt, der erste (B—H) zwar in seinen Bestandteilen ungleichartig und in der Motivierung öfters mangelhaft, aber doch einigermaßen durchgearbeitet ist, während der mittlere (Λ—Σ) eine Erzählung bringt, die „von ganz verschiedenen, unvereinbaren Voraussetzungen ausgeht, also ein ganz unfertiges Gepräge trägt"; hier sei es „den Redaktoren nicht gelungen, den Wirrwarr der Schilderungen und Erzählungen in eine verständliche Handlung überzuführen". — Der Verf. hat die Frage nicht mehr erörtert, die sich hier aufdrängt, was sich aus diesem Thatbestande wohl in betreff des relativen Alters der drei Partien folgern lasse.

Die dritte Abhandlung beschäftigt sich mit der Euphorbos-Episode. Die Beziehung, in die Pythagoras zu ihr gebracht worden ist, erörtert Ludwig mit besonnenem Urteil. Vor allem aber zeigt er, wie sie innerhalb unserer Ilias ganz für sich steht und in den Gang der Handlung nachträglich eingeschoben sein muß. Nicht auf grund irgend einer älteren Sagenform sondern durch freie Erfindung: das nimmt er wohl mit Recht an. Roberts Vermutung über den Ursprung dieses Einschubes (Stud. z. Il. 390 f.) dient dem, was Ludwig erkannt hat, zu willkommener Ergänzung.

11. J. Schultz, Zur Ilias-Kritik. (Prolegomena.) Progr. des Sophien-Realgymn. zu Berlin, 1900. 30 S.

12. Derselbe: Das Lied vom Zorn Achills. Aus unserer Ilias hergestellt und in deutsche Nibelungenzeilen übertragen. Berlin (Wiegandt und Grieben) 1901. CIX, 78 S.

In dem Programm vom J. 1900 hat sich der Verf. die Aufgabe gestellt, eine Zerlegung der Ilias in ihre ursprünglichen Bestandteile

Digitized by Google

dadurch vorzubereiten, daß er zunächst alle die kleinen Zusätze und Zwischenglieder entfernt, die offensichtlich bei der letzten Zusammenfügung und Überarbeitung des jetzt bestehenden Werkes eingefügt worden seien. Kitt und Mörtel sollen weggeschlagen werden, damit die Fugen, die davon verdeckt werden, sich öffnen, und die nur äußerlich verbundenen Teile des ganzen Baues, verschieden alt und verschieden wertvoll wie sie sind, nunmehr unvermittelt nebeneinander stehen bleiben. Im ganzen sind es rund 5000 Verse, die auf diese Weise ausgeschieden werden. Die große Zahl rührt zum Teil daher, daß der Verf. seinen Vorsatz nicht streng festgehalten hat. Was er von M an bietet, ist nicht mehr bloß Ablösung kleiner Verbindungsglieder und erweiternder Zusätze, sondern bereits Analyse des Inhaltes selber. Allerdings lag hier wohl in der Natur des Stoffes ein Anlaß, das Verfahren zu ändern; die späteren Bücher enthalten nicht so viel wie die früheren größere Stücke von geschlossener Komposition, vielleicht eben deshalb, weil in ihnen mehr altüberliefertes Material verarbeitet ist. Aber dann wäre es wohl richtiger gewesen, sie fürs erste so wie sie sind stehen zu lassen und die Prolegomena nicht mit einer Untersuchung zu belasten, die über ihr vorbereitendes Ziel hinausführt. — Während in dem Programm der Text der Ilias nach der Reihenfolge der Gesänge und Verse durchgegangen wird, beginnt die umfangreiche und wertvolle Einleitung des etwas später erschienenen Buches von Schultz damit, daß die als solche erkannten Zusätze der Rhapsoden und Überarbeiter nach ihrer Art und psychologischen Veranlassung gruppiert werden. Dann folgt eine Darlegung der Ansicht, die der Verf. selbst von der allmählichen Entstehung des Epos sich gebildet hat; endlich eine Reihe von „Betrachtungen" über chronologische Fragen, über den epischen Stil, über Kulturstufen, Bewaffnung, religiöse Anschauungen, die bei Homer herrschen. Den Schluß des Ganzen bildet, auf dem Titel allein genannt, eine Übertragung der für echt gehaltenen Stücke in paarweis gereimte, gut lesbare Nibelungenzeilen.

In bezug auf sorgfältige Interpretation, die ja die Grundlage aller Kritik bilden muß, bleibt hier und da etwas zu wünschen. Der Anstoß, der an B 194 genommen wird, verschwindet, sobald man den Satz als Frage faßt: ἐν βουλῇ δ' οὐ πάντες ἀκούσαμεν οἷον ἔειπεν; Ähnlich ist es bei dem Flußkampfe in Φ (Progr. 27); hier ist alles in Ordnung, sobald man die Zusage des Peliden ironisch versteht: ἔσται ταῦτα, Σκάμανδρε διοτρεφές, ὡς σὺ κελεύεις (223). Er sagt Ja und thut Nein, ein beliebtes Verfahren. — In beiden Fällen ist Schultz in Übereinstimmung mit der herrschenden Ansicht. Wo er eigene Wege geht, gelingt es ihm manchmal viel besser. Vortrefflich behandelt er (Progr. 17) das Auftreten des Phönix in I: dessen Rede ist als Glied

Digitized by Google

in der psychologischen Entwickelung unentbehrlich, kann also nicht nachträglich eingeschoben sein; aber sein Anteil an der Gesandtschaft ist offenbar nicht ursprünglich; folglich muß die Erzählung früher so gehalten gewesen sein, daß der Alte sich bei Achill befand, als die beiden Gesandten den Helden aufsuchten. Auch über den Charakter von Γ und Δ urteilt der Verf. (S. 10), von hohen Autoritäten abweichend, richtig, indem er den klaren Zusammenhang, worin die Handlung von Γ 1 bis Δ 219 verläuft, anerkennt. Hätte er nur dieselbe Betrachtungsweise auf Z angewandt! Aber da hat auch er sich von der Vorstellung nicht losmachen können, die Scene zwischen Hektor und Andromache müsse als ein letzter Abschied gedichtet gewesen sein. Dies veranlaßt ihn, die Art, wie Hektor durch Helenas Rat in die Stadt geführt wird, als „plump" erfundenes Verbindungstück zu verurteilen und damit zugleich auch das Gespräch zwischen Hektor und seiner Mutter hinauszuwerfen (Progr. 12; vgl. Lied S. XVI. LIV). Vielmehr ist das ganze Z in Anlage und Stimmung durchaus gleichartig: es soll friedliche Scenen bringen. Deshalb wird der kriegerische Hintergrund nur mit ein paar Strichen zu Anfang angedeutet; das einzige größere Stück, das im Felde spielt, ist die Begegnung von Glaukos und Diomedes, auch sie freundlicher Art; vor allem aber war es die Absicht des Dichters, Hektor mit seiner Mutter, mit Helena, mit der Gattin in herzlichem Gedankenaustausche zu zeigen; sogar sein Verhältnis zu Paris gestaltet sich in diesem Gesang freundlich: vereint kehren beide auf das Schlachtfeld zurück — und mit ihnen die Phantasie des Zuhörers. In der Ausmalung all dieser friedlichen Bilder hat der Dichter seine Erfindungskraft bewährt; mit der äußeren Einfügung in den Gang der Ereignisse hat er es — und das war sein gutes Recht — sich leicht gemacht.

Nicht völlig neu, aber sehr zur rechten Zeit erneuert und selbständig formuliert ist der allgemeine Gedanke: die späteren Sänger neigen dazu „Ereignisse altklug vorzubereiten, die das echte Epos, wie es guter, volkstümlicher Ton ist, mit raschem und kräftigem Anschlage einsetzen läßt" (Lied S. XXIII). Das ist die Niesesche Anschauung von dem Wachstum des Epos, die in diesem Jahresbericht mehrfach, u. a. gegen A. Ludwig, verteidigt wird. Nur müssen es nicht gerade immer „altkluge", pedantische, unerfreuliche Neubildungen sein, die auf solche Weise entstanden sind. Die Πρεσβεία verdankt diesem Triebe ihren Ursprung. Dieselben Stellen, in denen Schultz (S. XXXVII) einen Beweis dafür sieht, daß Π niemals ohne Ι existiert haben könne — Π 29 ff. 61 ff. 83 ff. — erscheinen, sobald man sich nur entschließt auch einem Nachdichter etwas Gutes zuzutrauen, als natürlicher, psychologisch durchaus verständlicher Anlaß zur Erfindung einer Bittgesandtschaft an Achilleus.

Digitized by Google

Das Haupt-Kriterium, dessen sich der Verf. für seine Analyse der Ilias bedient, ist die Vergleichung von Versen, die an zwei oder mehr Stellen vorkommen und nur an einer vollkommen gut passen, an den andern entlehnt zu sein scheinen (S. LX. LXXV); Rothes Arbeit über Wiederholungen, die er erwähnt, hat ihn in dem Vertrauen zu dieser Methode nicht irre gemacht. Dadurch ist sein ganzer Bau auf eine höchst unsichere Grundlage gestellt. Schlimmer ist, daß er den Problemen, welche in den Kulturverhältnissen bei Homer und in dem sprachlichen Zustande des Textes liegen, ganz fremd gegenübersteht. Kluges gute Beobachtungen über homerische und mykenische Bewaffnung lehnt er (S. XCII ff.) mit Unrecht ab; von der umfassenderen und eindringenderen Untersuchung desselben Gegenstandes durch Wolfgang Reichel hat er gar nicht Notiz genommen. Er meint, „niemand zweifle mehr, daß die mykenische Kultur der homerischen um Jahrhunderte vorausging", und beruft sich (S. XC) auf Wilamowitz, der ausreichend gezeigt habe, daß „die epischen Sänger in archaistischem Sinne stilisieren". Gewiß, das thun die Verfasser der uns jetzt vorliegenden Gesänge; deren Stil ist in hohem Grade „konventionell". Aber alles Konventionelle — in den Anschauungen und Kulturvoraussetzungen so gut wie in den sprachlichen Ausdrücken — muß doch irgendwie durch eine lange Entwickelung erst fest geworden sein; an deren Anfang muß eine Periode gestanden haben, in der es als unmittelbare Äußerung eines wirklichen Lebens geschaffen wurde. Und diese schöpferische Periode liegt für den homerischen Stil innerhalb der mykenischen Kultur, für die homerische Sprache in der Zeit, wo nicht Ionier, sondern Äoler den epischen Gesang pflegten, in Thessalien. Wer heutzutage mit einer eigenen Ansicht über die Entstehung der Ilias hervortritt, darf sich nicht, wie Schultz thut (S. LXXVII), bei dem Wunsche beruhigen, daß „daß jemand, der diese Dinge versteht, seine Konstruktion mit grammatischer Laterne nachprüfen und im einzelnen manchen Irrtum berichtigen" möchte. Vielmehr läßt sich gerade die richtige Grundanschauung nur von der sprachlichen Seite her gewinnen. Der Verf. steht diesen Dingen so fern, daß er von einer „attischen Koine" spricht, in der die Epen uns vorlägen (S. LXXXIII), und spottend ausruft (S. XI): „Ein echter Poet, der auf 'messingsch' singt, soll uns noch vorgestellt werden!" Den Ausdruck einmal angenommen — wo ist in unserer Ilias ein Stück, das anders als auf messingsch gedichtet wäre? Auch die relativ ältesten und stilistisch reinsten sind schon in dem äolisch-ionischen Mischdialekt verfaßt. Freilich darf niemand verlangen, daß man ihm diesen Thatbestand vorweise, wenn er es ablehnt die Sprache Homers zu studieren.

13. Kornke, Über den Eingang des neunten Gesanges der Ilias. Progr. Glatz 1896. 14 S. in 4.

Digitized by Google

Der Verf. hat, „ohne auf die Frage über die Ursprünglichkeit des [ganzen] neunten Gesanges einzugehen, nur die gegen den Eingang (1—88) erhobenen Ausstellungen und Bedenken einer näheren Prüfung unterzogen". Diese Detailuntersuchung ist mit Sachkenntnis und treffendem Urteil geführt. Besonders gut sind, im Gegensatze zu pedantischen Einwendungen, die andere gegen sie gemacht haben, die beiden Reden des Diomedes und des Nestor analysiert und aus dem Charakter der Sprechenden erklärt. In einem Punkte hätte die Verteidigung noch wirksamer sein können. Daß Nestor bei den Worten (63 f.) ἀφρήτωρ ἀθέμιστος ἀνέστιός ἐστιν ἐκεῖνος, ὃς πολέμου ἔραται ἐπιδημίοο κρυόεντος an den Streit zwischen Achill und Agamemnon denkt und gedacht wissen will, ist wohl richtig. Aber nur im Hintergrunde denkt er daran, und nur im stillen sollen die Hörer diese Beziehung empfinden; denn in den Zusammenhang der Rede paßt sie wirklich nicht hinein. Was den Redner unmittelbar beschäftigt, ist die Kritik, die Diomedes und er selbst an dem Verhalten Agamemnons üben; für diese verlangt er eine ruhige und sachliche Aufnahme und begründet solches Verlangen mit der allgemein gehaltenen Warnung vor einem Kampf im eigenen Lager, bei der jeder unwillkürlich an jenen viel ernsteren Fall denken muß. — Künstlich und nicht überzeugend ist die Art, wie Kornke die Heeresversammlung, die dem Rate der Fürsten vorhergeht (ἀγορή 11. 13; πάντες ὅσσοι Ἀχαιῶν 50, κοῦροι 68), aus redaktioneller Überarbeitung ursprünglich getrennter Stücke zu erklären sucht. Dies ist einer der Fälle, wo ein einzelner Punkt ohne entschiedenes Urteil über die Gesamtfrage nicht erledigt werden kann. Die nächtliche Versammlung des Volkes ist ja auffallend und schwer anschaulich zu machen; aber das ist hier nicht schlimmer als bei der troischen nach dem dritten Kampftage (Σ 245 ff). Der Dichter von I ist ein Meister in der Entwickelung zusammenhängender Reden; aber eben dadurch zeigt er sich als Vertreter einer in der Reife weit vorgeschrittenen Periode der Poesie. Und hierzu paßt es wieder aufs beste, daß manche Elemente der Schilderung schon unlebendig geworden sind, daß mit konventionellen Zügen gearbeitet wird, die, in sorgloser Verwendung, sich nicht überall zu dem Bilde einer scharf erfaßten Situation vereinigen lassen. Auch sprachliche Besonderheiten, wie das konsekutiv gebrauchte ὥς τε 42, das der Verf. (S. 10) wegdeuten möchte, lassen erkennen, daß die behandelte Partie recht jungen Ursprungs ist. Für alle diese Dinge ergiebt sich eine richtigere Würdigung, und die Zusammengehörigkeit des Einganges (1—88) mit dem folgenden Gesang, die Kornke beweisen wollte, wird um so fester begründet, wenn man anerkannt hat, daß dieses ganze schöne und gedankenreiche Lied zwischen den Ratschluß des Zeus in A und die in Λ beginnende Hauptschlacht nachträglich eingedichtet ist.

Digitized by Google

14. F. Hanssen, Sobre la interpretacion de un pasaje de la Iliada (de Iovis consilio). Publicado en los Anales de la Universitat. Santiago de Chile (Imprenta Cervantes) 1893. 62 S.

15. Derselbe, Sobre el ruego de Tétis (de Thetidis precibus). Ebenda 1893. 16 S.

Der Verf. hat den spanisch geschriebenen Abhandlungen „Summarien" in lateinischer Sprache hinzugefügt (S. 48 ff. 13 ff.), auf die allein sich mein Bericht bezieht. Die erste legt — gewiß richtig — dar, daß mit der Διὸς βουλή (A 5) nicht das der Thetis gegebene Versprechen gemeint sei. Hanssen findet den hier angedeuteten Ratschluß des Zeus wieder in den Worten des Agamemnon und Achilleus (T 85—90 und 270—274), in denen die Schuld an dem soeben beigelegten Hader dem Zeus zugeschoben wird; dies sei ein Ausdruck für die Annahme des Dichters, daß der Göttervater absichtlich den Streit zwischen den Königen erregt habe, um viele Griechen und Troer in den Tod zu bringen. Gegen diese Ansicht soll der Dichter des Proömiums der Odyssee polemisieren, indem er den Göttervater sagen läßt: ἐξ ἡμέων γὰρ φασὶ κάκ' ἔμμεναι, οἳ δὲ καὶ αὐτοὶ κτλ. Das ist scharfsinnig beobachtet und fein kombiniert, aber eben deshalb doch nicht überzeugend; denn dabei wird den alten Dichtern zugemutet, daß sie an jeder einzelnen Stelle den ganzen Zusammenhang des Epos klar im Bewußtsein gehabt und sorgfältig berücksichtigt hätten. Auch spricht das Gesamtbild, zu dem Hanssen mit seiner Methode gelangt ist, nicht zu ihren Gunsten. Wenn Achill I 352 ff. sich rühmt, so lange er am Kriege teilgenommen habe hätten sich die Troer nicht ins freie Feld herausgewagt, so soll dies ein Beweis dafür sein, daß aus unserer Ilias Stücke verloren gegangen sind, in denen diese Periode des Kampfes geschildert war. Daraus würde dann weiter folgen, daß I und so auch das mit ihm eng verbundene Θ die Gesänge seien, in denen die echte und älteste Gestalt der Ilias die deutlichsten Spuren zurückgelassen habe. Der Verf. zieht wirklich diese Konsequenz.

Im zweiten Aufsatze verwertet er sie als Ausgangspunkt für eine neue Folgerung. I 34 f. wird auf die ἐπιπώλησις bezug genommen: folglich muß auch diese sehr alt sein. In ihr aber kommt Idomeneus vor, den Hanssen mit Recht für einen ziemlich späten Eindringling im Epos hält: folglich ist die ἐπιπώλησις an dieser Stelle überarbeitet. — Das eigentliche Thema der zweiten Abhandlung ist: nachzuweisen, daß die Partien des Epos, die von Thetis handeln, eng mit denen zusammenhängen, in denen Nestor eine Rolle spielt, ja daß beide durch denselben Dichter in die Ilias eingeführt worden seien. Dabei wird als Argument u. a. die Beobachtung verwertet, daß Nestor in seiner Rede

Digitized by Google

in A an die göttliche Mutter des Achilleus erinnert: θεὰ δέ σε γείνατο μήτηρ (280).

16. F. Hanssen (Santiago de Chile), Ilias IX 13—28. Philol. 52 (1894) S. 584—592.

Zweimal macht Agamemnon den Vorschlag zu fliehen: scheinbar, und um seine Leute zu prüfen, in B, ernstlich in I; seine Ausführungen an beiden Stellen stimmen zum Teil wörtlich überein. Hanssen glaubt nun, daß die πεῖρα in B nach einer Vorlage gedichtet sei, in der die Aufforderung zur Flucht ebenfalls ernsthaft gemeint war; und dieses selbe alte Lied habe dem Dichter von I als Vorbild gedient. Was zur Begründung dieser Hypothese gesagt wird, ist scharfsinnig und hilft in das Verständnis der beiden verglichenen Scenen eindringen; recht überzeugend aber ist die Beweisführung nicht. Die Aufforderung, zu fliehen, ist doch auch in ihrem jetzigen Zusammenhang in B nicht so ganz unverständlich: Agamemnon wollte das Heer auf die Probe stellen wie Friedrich der Große vor der Schlacht bei Leuthen seine Generale. Der Unterschied ist nur der, daß dem preußischen König der Versuch gelang, durch Anregung eines schwächlichen Gedankens die allgemeine Entschlossenheit zu steigern, während Agamemnon sich in seiner Berechnung geirrt hatte.

17. P. Jahr, De Iliadis libro decimo. Programm des Stadtgymnasiums zu Stettin, 1889. 6 S. in 4.

Enthält eine kurze Darlegung der Gründe, aus denen Verf. der Ansicht beistimmt, „Iliadis librum decimum e contextu totius poematis epici exterminandum et carmen singulare habendum esse".

18. von Wilamowitz-Moellendorff, Lesefrüchte, Herm. 35 (1900) S. 533 ff. (daraus hergehörig 561—565).

Der Verf. zeigt einleuchtend, daß die Erzählung von Achills Waffnung und seinem Gespräch mit dem Rosse Xanthos in T (369—424) zwar „in sich ganz und gut", aber ein spätes Stück ist, das „in die fertige Ilias eingesetzt" wurde. Für die Episode von dem sprechenden Pferde vermutet er als Vorlage die von dem weinenden in P (426 ff.). Im einzelnen ließe sich gegen die Beurteilung dies und das einwenden; im ganzen aber bietet sie ein willkommenes Zeugnis dafür, wie lohnend es sein würde, zunächst die jüngsten Zusätze des Epos abzulösen, anstatt daß immer wieder versucht wird, mit dem Herausbrechen der ältesten, längst in übergelagerte Schichten verwachsenen zu beginnen.

19. W. Helbig, Der Schluß des äolischen Epos vom Zorne des Achill. Rhein. Mus. 55 (1900) S. 55—61.

Daß der Gesang Ἕκτορος λύτρα zu den jüngsten Teilen der Ilias gehört, also jedenfalls erst in der ionischen Periode des Epos hinzu-

Digitized by Google

gedichtet worden ist, dürfte kaum bestritten werden; auch Fick, der darüber anders urteilt, rechnet doch diesen Gesang nicht dem ursprünglichen Bestande seines „Gedichtes vom Zorne Achills" zu. Womit schloß dann aber früher die Handlung ab? Fick (Ilias S. 2) hat darauf hingewiesen, und Helbig hebt es aufs neue hervor, daß die im Proömium gegebene Ankündigung, die Leiber der Helden sollten den Hunden und Vögeln zum Fraße werden, thatsächlich nicht in Erfüllung geht. Es kommt dazu, daß gerade in bezug auf Hektor Achill den Vorsatz, seinen Leichnam in dieser Weise preiszugeben, mehrfach (X 335 f. 348 ff. Ψ 21. 183) in bestimmten und starken Worten ausspricht. Durch das alles ist die Vermutung begründet, daß auf einer älteren Stufe der Dichtung nicht die Art von Mißhandlung, die nach der jetzigen Überlieferung von Achill tagelang verübt und durch die von den Göttern befohlene Auslieferung abgeschnitten wird, dem Toten zu teil geworden sei, sondern daß die Preisgabe an Hunde und Vögel den Abschluß gebildet habe. Zu sehr ins einzelne mit seiner Konstruktion geht Helbig dadurch, daß er auch der älteren Darstellung schon einen — dort vergeblichen — Versuch des Priamos, die Leiche des Sohnes auszulösen, zuweist. Darüber läßt sich nichts wissen. Auch ist es zweifelhaft, ob wir berechtigt sind, das Epos in seiner hier vermuteten früheren Begrenzung ein äolisches zu nennen; denn in anderem Zusammenhange (VI, 2 und VII, 10. 11) wird sich die Wahrscheinlichkeit ergeben, daß der ganze Plan, um die Entzweiung der beiden Könige die übrigen Ereignisse zu gruppieren, erst in der ionischen Periode der Dichtung ersonnen worden ist.

20. C. Robert, Studien zur Ilias. Mit Beiträgen von F. Bechtel. Berlin (Weidmann) 1901. 591 S.

21. Cauer, Kulturschichten und sprachliche Schichten in der Ilias. Neue Jahrbücher für das klass. Altertum u. s. w. VII (1902) S. 77—99.

Nach Roberts Ansicht bildet den Grundstock unserer Ilias ein Gedicht, das in äolischer Mundart verfaßt war und von dem sich aus dem überlieferten Bestande noch eine Reihe größerer und kleinerer Abschnitte, im ganzen 2146 Verse, herstellen lassen. Es enthielt bereits die Erzählung von der Pest und dem Streit der Könige, von Thetis' Bittgang und Agamemnons Traum, der den Herrscher veranlaßte eine große Schlacht zu beginnen. Was dann folgte, war auf zwei Kampftage verteilt. Am ersten gerieten zunächst die Troer so in Bedrängnis, daß auf Helenas Rat Hektor in die Stadt ging, um seinen Bruder Paris, der sich grollend fern hielt, zum Eintritt in den Kampf zu bewegen. Durch dessen Verdienst wurde dann das Gleichgewicht wiederhergestellt. Am Nachmittag waren die Troer vollends siegreich, besonders seit

Digitized by Google

Agamemnon und Odysseus verwundet worden waren. Nur die hereinbrechende Nacht rettete die Achäer. Agamemnon machte im Rate der Fürsten den Vorschlag, heimlich zu entfliehen, wurde aber durch Odysseus davon abgebracht. — Im Morgengrauen des zweiten Tages rückten die Troer zu einem Überfall heran; aber Poseidon, der Flut entstiegen, warnte die Achäer, die nun unter dem Schutze des Gottes in den Kampf zogen. Hektor wurde von Aias durch einen Steinwurf zu Falle gebracht, und nun gelang es den Griechen, die Feinde bis die in Mitte der Ebene zurückzutreiben. Da erwachte Zeus aus seinem nächtlichen Schlafe und ließ durch Iris den Poseidon vom Schlachtfelde wegweisen. Aufs neue drangen, wieder von Hektor geführt, die Troer vor, bis Patroklos vom Peliden die Erlaubnis erbat, mit den Myrmidonen zu Hülfe zu kommen. Achill lieh ihm aus eigenem Antrieb seine Waffen und seinen Wagen, und nun vollbrachte Patroklos große Thaten. Zuletzt fiel er. Das geschehene Unglück und die Gefahr, in der sich der Leichnam befinde, meldete Automedon dem Achilleus. Bald darauf brachte Menelaos den Toten ins Zelt, ihm folgte der schwer verwundete Aias. Dessen Rüstung legte Achill an. Ehe er aber hinausstürzen konnte, um den Freund zu rächen, kam Thetis, die sein Klagen gehört hatte, und prophezeite ihm den eigenen nahen Untergang. Dadurch ließ er sich jedoch nicht zurückhalten, eilte in den Kampf, tötete viele Troer und zuletzt den Hektor, wurde aber gleich darauf am Skäischen Thore selbst von Paris erschossen. —

Man sieht, diese Urilias enthält Stücke aus ziemlich allen Partien des Epos; ganz fehlen Γ M K T Φ Ψ Ω, der Hauptmasse nach auch I und X. Letzteres begreift man ohne weiteres für die Πρεσβεία; für die Ἕκτορος ἀναίρεσις erklärt es sich daraus, daß Robert die überlieferte Darstellung vom Tode Hektors der Urilias abspricht und vermutet, es habe ihren Platz eine andere, altertümlichere Behandlung desselben Gegenstandes eingenommen. In welcher Weise sich diese Umformung — oder Verdrängung — vollzogen habe, in welcher Reihenfolge all die Stücke, die der ursprünglichen Dichtung fremd waren, hereingekommen seien, nachdem sie teilweise vorher ein Sonderdasein geführt hätten, das alles glaubt Robert genau erkannt zu haben. Er unterscheidet eine erste bis vierte Ilias, zu denen dann noch Zwischenglieder und am Schluß mehrere Nachträge kommen, unter diesen als allerletzte die Götterversammlung in Υ und der Bittgang der Frauen in Z. Eine Tabelle am Ende des Ganzen (S. 516) sucht die sehr verwickelte Konstruktion möglichst anschaulich zu machen.

Fast noch mehr als durch dieses Resultat beansprucht das Buch Beachtung durch die Methode, nach der die Untersuchung geführt sein soll: zunächst seien die Partien, in denen mykenische und ionische Bewaffnung

Digitized by Google

deutlich verschieden hervorträten, schichtweise gesondert worden; es habe sich gezeigt, daß diese Zerlegung mit der nach äolischem und ionischem Dialekt vollkommen übereinstimme; erst nachdem so auf doppeltem Wege ein festumgrenzter Bestand als ursprünglich erkannt worden war, seien aus ihm weitere Anhaltspunkte für Inhalt und Komposition entnommen worden, um das übrige nun so zu zerlegen, daß es sich an die gegebenen Plätze verteilte. — In dem oben angeführten Aufsatz habe ich gezeigt, daß der Verf. sich in einer Selbsttäuschung befindet, wenn er meint in dieser Weise vorgegangen zu sein. In Wirklichkeit spielen auch bei ihm hoplistische und sprachgeschichtliche Kriterien nur eine dienende Rolle, das Entscheidende liegt durchaus in der Kompositionskritik alten Stils; nur ist bei deren Anwendung das Mißtrauen gegen die Überlieferung und die Gläubigkeit gegenüber den eigenen Vermutungen ins Maßlose übertrieben. Das ganze Werk muß als ein völlig verfehltes bezeichnet werden. Nur in den letzten Abschnitten (S. 382 ff.), die sich mit den thatsächlich jüngsten Teilen der Ilias beschäftigen, findet sich manches Brauchbare, namentlich über die Art, wie nachträglich Personen und Familien der Wirklichkeit in das Epos mit eingearbeitet worden seien. Die weitere Begründung dieses Urteils findet man in der angegebenen Stelle.

22. Ed. Schwartz, Fünf Vorträge über den Griechischen Roman. Berlin (Georg Reimer) 1896.

Der erste dieser Vorträge (S. 1—29) behandelt nach einigen einleitenden Betrachtungen die Odyssee als ältestes Erzeugnis und Zeugnis griechischer Erzählungskunst. Dabei ist in betreff der Komposition dieses Epos eine Ansicht zu grunde gelegt, die stark durch Wilamowitz beeinflußt erscheint — z. B. in der Beurteilung der Kalypso-Episode und darin, daß eine ältere Version angenommen wird, nach welcher Odysseus im Einverständnis mit Penelope die Freier tötet (S. 21). Mythischen Deutungen ist auch Schwartz nicht abgeneigt, hebt aber mit Recht hervor, daß, wenn ja einmal die Phäaken „die Schiffer gewesen sind, die zu den Toten fahren", dieser Zug für die Vorstellungen, die in unserer Odyssee herrschen, „jedenfalls ganz zurückgetreten" ist.

23. M. Hergt, Die Irrfahrten des Menelaos, mit Bemerkungen über die Komposition der Telemachie. Progr. des Kgl. Maximilians-Gymn. in München, 1892. 41 S. in 8.

Der Verf. behandelt in sehr zuversichtlichem, um nicht zu sagen herausforderndem Tone die Erzählung von den Fahrten des Menelaos und meint sie einer ursprünglichen Gestalt dadurch wieder zu nähern, daß er δ 83—96 und 516 ff. (ohne genaue Begrenzung), ferner 125 ff. und

Digitized by Google

227 ff. auswirft. Grund für die ersten beiden Athetesen sind sachliche und sprachliche Anstöße, die in den gestrichenen Versen vorkommen. Der Verf. bedenkt nicht, daß die Aufgabe, dergleichen Schwierigkeiten zu erklären, doch damit nicht erledigt ist, daß man die Partie für eingeschoben erklärt; denn auch der, welcher sie einschob, muß sich etwas dabei gedacht haben, es muß möglich sein, psychologisch zu verstehen was er wollte. Über die Periode der Kritik, wo der „Interpolator" oder „Dichterling" ein Sündenbock war, dem alles Unglaublichste aufgebürdet werden konnte, sind wir doch glücklich hinaus. — Für 125 ff. und 227 ff. liegt der Anlaß zur Verurteilung darin, daß hier ein Aufenthalt auch der Helena in Ägypten angenommen wird, während weder in der Proteus-Episode noch in Nestors Erzählung (γ 276 ff.) eine solche Thatsache erwähnt wird. Dem gegenüber hat schon Rothe in seinem Jahresbericht darauf hingewiesen, daß Helena doch irgendwie von Ilios nach Hause gekommen sein muß; mit wem soll sie gefahren sein, wenn nicht mit ihrem Gemahl? — Eher der Beachtung wert ist Hergts Vermutung, daß in δ 621—624 (δαιτυμόνες δ' ἐς δώματ' ἴσαν κτλ.) der echte Rest einer Darstellung erhalten sei, in welcher das Motiv der Doppelhochzeit aus dem Anfang von δ bis zu Ende durchgeführt war.

24. A. Th. Christ, Das Aiolosabenteuer in der Odyssee. Landskron in Böhmen, 1888. 20 S.

Ausgehend von den Schwierigkeiten und Unklarheiten, mit denen die Erzählung von dem Äolos-Abenteuer offenbar behaftet ist, sucht der Verf. wahrscheinlich zu machen, einmal, daß in der ursprünglichen Gestalt der Dichtung Odysseus seinerseits, in Überschätzung der eigenen Kraft, den Windwart um Auslieferung der widrigen Winde, die er selber am besten bewachen könne, gebeten habe, sodann, daß die Erzählung eigentlich eine Parallele zu der von den Heliosrindern und wie diese dazu bestimmt gewesen sei, den Untergang der Gefährten des Helden zu motivieren. Die erste Vermutung ist beachtenswert, weil sie eine in der Überlieferung entstandene Dunkelheit aufklärt; die zweite würde dazu nötigen, einen Teil der im Text enthaltenen Erzählung als Werk einer späteren Redaktion wegzustreichen, wo dann jeder feste Anhalt für die Forschung verloren wäre.

25. M. Groeger, Die Kirke-Dichtung in der Odyssee. Philol. 59 (1900) S. 206—237.

Der Verf. behandelt den Abschnitt κ 133—489 und zeigt, daß hier nicht das Werk eines großen und originalen Dichters vorliegt, sondern das eines Nachahmers, dem sich die Benutzung der Vorbilder

Digitized by Google

und Mangel an eigener Gestaltungskraft nachweisen lassen. Die Untersuchung schließt sich an Kirchhoff und Wilamowitz an, ist aber selbständig geführt, so daß z. B. die Vermutung, die manchen schon als Thatsache zu gelten anfing, daß die Erzählung in κμ aus der dritten in die erste Person umgesetzt worden sei, abgelehnt wird (S. 217). Der unternommene Beweis ist im wesentlichen gelungen; nur hier und da hat der Scharfsinn in der Aufspürung von Anstößen zu weit geführt. So erscheint mir das Verfahren des Odysseus bei Erkundung des Landes, auch nachher sein Verhalten gegen Eurylochos ganz verständig und verständlich, der Spott κ 271 f. recht wirksam; alles dies ist jedenfalls nicht geeignet, der Kritik eine feste Handhabe zu bieten (S. 214. 220). Weil die genealogischen Angaben über Kirke denen über Äolos ähnlich sehen, so meint der Verf. (S. 206): „das kann nur an einer Stelle original sein". Aber muß es das überhaupt? Kann nicht diese Art, ein neues Abenteuer einzuführen, längst formelhaft gewesen sein, als die Erzählung von Äolos so gut wie von Kirke gedichtet wurde? Mit dieser Möglichkeit, die er im Prinzip zugiebt (S. 211. 215), hat der Verf. auch sonst nicht genug gerechnet, und hat daher mit zu großer Zuversicht solche Züge, die den Eindruck des Nachgeahmten machen, auf bestimmte Vorbilder innerhalb unserer Odyssee und Ilias zurückgeführt. So ist das Auftreten des Hermes in κ dem in Ω gewiß verwandt; welcher Art aber diese Verwandtschaft sei, bleibt auch nach der hier gegebenen Darstellung zweifelhaft. — Übrigens auch wo man sich dafür entscheidet, daß zwei Stellen der uns erhaltenen Epen durch direkte Abstammung miteinander verbunden sind, ist noch eine doppelte Möglichkeit anzuerkennen. Groeger glaubt, daß der Hermes in κ nach dem in Ω gebildet sei, weil dort seine Handlungsweise geschickter und natürlicher sei (S 222): an sich ist es doch auch denkbar, daß ein Dichter, der ein schon fertiges Motiv übernahm, es glücklich verwertete und mehr daraus machte als der Erfinder selbst. Geradezu vermuten möchte ich dies für die Erzählung von Kalypso, die der Verf. (S. 224. 235) für ein Vorbild der Kirke-Dichtung hält, weil die den beiden gemeinsamen Züge in ε tiefer gefaßt und feiner gezeichnet sind als in κ; hier hat Wilamowitz, dem Groeger widerspricht, doch wohl in der Hauptsache das Richtige gesehen.

Daß einem späten Dichter, der ein überliefertes und schon geformtes Material verarbeitet, doch zugleich eine Neuschöpfung von hoher Schönheit gelingen kann, wird aufs glänzendste durch Ω bewiesen. Wir haben also kein Recht, wenn eine einzelne Partie in der Kirke-Dichtung uns gut gefällt, diese eben deshalb dem Verfasser der übrigen abzusprechen. Sonst wird ihm die Unselbständigkeit daraus bewiesen, daß seine Darstellung keinen glatten und gerundeten Eindruck mache; bei

Digitized by Google

dem Jagdberichte (κ 156 ff.) soll gerade die Lebendigkeit und Anschaulichkeit ein Zeichen dafür sein, daß er aus „unbekannten Quellen" geschöpft habe (S. 210). — Im übrigen hat Groeger die Eigenart dieses Erzählers treffend bezeichnet: wie er hinter dem der Κυκλώπεια an psychologischer Feinheit zurücksteht (S. 224 f.) und an Stelle des frischen Humors, der jenem eigen ist, eine Neigung zum Larmoyanten zeigt (S. 231)

Die Stellung der Kirke-Episode im Plane der Odyssee wird nur zu Anfang und zum Schluß der Abhandlung berührt. Der Verf. glaubt (S. 236), sie gehöre demselben Dichter an wie die Nekyia; diese sei mit ihr zugleich in den älteren Nostos eingefügt worden; mit Rücksicht auf die Hadesfahrt sei Kirke in Äa lokalisiert worden, das am Rande des Okeanos liege und so „den nächsten und bequemsten Ausgangspunkt der Fahrt biete" (S. 207). — Daß der erste dieser Sätze ganz unhaltbar ist, kann, von allem Früheren abgesehen, nach der erschöpfenden Behandlung von Rohde als sicher gelten [vgl. in diesem Berichte VII, 15]. Aber auch gegen die Art der geographischen Anknüpfung muß Einspruch erhoben werden. Äa, wo Kirke wohnt, liegt im Osten, ὅθι τ' Ἠόος ἠριγενείης οἰκία καὶ χοροὶ εἰσι καὶ ἀντολαὶ Ἠελίοιο (μ 3 f); der Eingang zur Unterwelt aber befindet sich — naturgemäß und nach der ausdrücklichen Schilderung λ 14 ff. — da, wo die Sonne verschwindet. Die Verbindung zwischen Äa und dem Eingang zur Unterwelt ist also nichts weniger als bequem und natürlich; Kirke muß für die Sage längst in Äa heimisch gewesen sein, ehe ein Dichter den Plan fassen konnte, den Besuch des Odysseus im Hades gerade an den Aufenthalt bei ihr anzuknüpfen.

26. F. Dümmler, Die Quellen zu Polygnots Nekyia. Rhein. Mus. 45 (1890) S. 178—202.

27. C. Robert, Die Nekyia des Polygnot. Sechzehntes Hallisches Winckelmannsprogramm. Halle a. S. 1892. 84 S. in 4.

28. G. Zutt, Über den Katalog der Heroinen in der Nekyia. Progr. Baden-Baden 1894. 23 S. in 4.

Die beiden ersten der hier zusammengefaßten Schriften haben nur mittelbaren Bezug auf Homer. Dümmler findet, daß das Unterweltsbild, welches Polygnot in Delphi gemalt hatte und von dem wir eine aus guter Quelle stammende Beschreibung bei Pausanias besitzen, zwar insofern an die große Nekyia der Odyssee sich anlehnte, als es einen Hadesbesuch eben des Odysseus darstellte, in seinem Inhalte aber vielfach von unserem λ abwich, indem es auch Personen vorführte, die in λ fehlen, und einzelne wegließ, die in λ auftreten (Antiope, Alkmene, Epikaste, Leda). Er meint deshalb, daß dem Maler eine andere Hades-

Digitized by Google

dichtung vor Augen gestanden haben müsse, die ihm für die innere Ausgestaltung des Bildes maßgebend war. Als solche vermutet er die Nekyia der Nosten, die er aus den beiden homerischen (in λ und ω) mit lebhafter Phantasie rekonstruiert: sie enthielt die Erzählung von der Hadesfahrt des getöteten Agamemnon mit seinen Unglücksgefährten, der unten mit Achill zusammentrifft und von diesem über die letzten Vorgänge auf der Oberwelt (das eigene Ende, die Bestattung des Peliden, die Thaten des Neoptolemos) befragt wird. Agamemnons Sorge um das Geschick seines Sohnes Orestes, die in λ (463 f.) keine Beruhigung findet, gab in der ursprünglichen Dichtung Anlaß zum Eingreifen der Heroinen, deren Führerin Tyro durch die Erzählung von Alkmäons Rache an Eriphyle (λ 326 f.) auch „dem Agamemnon die sichere Aussicht auf Rache eröffnete" (S. 194). — Die Ansicht, die hiermit in ihren Hauptzügen angedeutet ist, hat Dümmler dadurch gewonnen, daß er teils in λ teils in ω Elemente jenes ältesten (S. 198) Hadesgedichtes zu entdecken glaubte, die bei Homer stellenweise peinlich genau wiedergegeben, im ganzen jedoch willkürlich umgebildet und arg verschoben sein würden. Die Beweisführung gründet aber so durchweg Vermutung auf Vermutungen, daß ihr aller feste Halt fehlt und sie als ein wirklicher Beitrag zur Analyse der Odyssee nicht betrachtet werden kann.

Sie ist denn auch bald genug widerlegt worden durch Robert (S. 78 f.) im Zusammenhang einer größeren Studie über die Nachrichten, die wir von dem Nekyiagemälde des Polygnot haben und aus denen er dieses nach Inhalt und Anordnung, auch in einem zeichnerischen Entwurfe, wiederherstellt. Überzeugend ist seine Vermutung (S. 75), daß der Name Αὔγη in der Beschreibung bei Pausanias (28, 7) auf einen Lesefehler zurückgeht, daß auf dem Bilde vielmehr Λήδη dargestellt und benannt war, wodurch die Übereinstimmung mit Homer noch größer wird. Für einen Teil derjenigen Figuren des Gemäldes, die nicht aus Homer stammen können, sucht Robert die Minyas als Quelle nachzuweisen, mit der er in dieser Beziehung die Kyprien und die Äthiopis auf eine Linie stellt (S. 80).

Anders hatte Wilamowitz in seinen „Homerischen Untersuchungen" (1884) das Verhältnis gefaßt. Nach seiner Ansicht wären Kyprien und Äthiopis in der homerischen Nekyia selbst bereits benutzt, würden also für Polygnot nur mittelbar als Quellen gelten können. Von diesem Punkte geht Zutt in seiner Abhandlung aus, in der er zunächst über die Arbeiten der drei hier genannten Gelehrten berichtet, die Widerlegung Dümmlers durch Robert konstatiert und dann eine eigene Vermutung speziell über die Herkunft des Heroinenkataloges im λ aufstellt. Gegen Wilamowitz macht er (S. 6. 7) nicht ohne Grund geltend, daß,

Digitized by Google

wenn Stellen der Odyssee mit dem, was wir über den Inhalt eines kyklischen Epos wissen, auffallend übereinstimmen, dies nicht notwendig so erklärt zu werden braucht, daß die eine Darstellung von der anderen abhängt, sondern daß auch beide aus gemeinsamer Quelle geflossen sein können. Andererseits schließt er sich an Wilamowitz darin an, daß er in der ganzen hier in Rede stehenden Partie (λ 225—329) „hesiodeischen Charakter" erkennt. Dies verbindet er mit einer Beobachtung Dümmlers, die er sich (S. 13) aneignet, daß die große Masse der in der Nekyia auftretenden Frauen anscheinend unter sich in einem genealogischen Zusammenhang gestanden habe. Er gruppiert sie zu einem Stammbaum, an dessen Spitze Äolos steht, und dem sich nur die thebanischen Heroinen (Alkmene, Megara, Antiope, Epikaste) und die, welche der attischen Rezension ihre Anwesenheit verdanken (Phädra, Prokris, Ariadne) nicht einordnen (S. 14). Für diejenigen Frauen, deren Zugehörigkeit zum Stamme des Äolos nicht ohne weiteres klar ist, weist der Verf. sie im einzelnen nach, und sucht dann mit beachtenswerten Argumenten die Annahme zu begründen, daß dieses in sich gleichartige Stück aus dem ersten Buche der Kataloge Hesiods entlehnt sei.

Von allgemeinerer Bedeutung ist eine Bemerkung, die Zutt gegen Niese macht, der, in konsequenter Ausführung seiner Theorie, auch die hesiodischen Gedichte erst aus der homerischen Poesie erwachsen sein läßt und in dem in λ enthaltenen Heroinenkatalog das Vorbild für Hesiods genealogische Dichtung sieht. Zutt weist (S. 22) richtig darauf hin, daß der μάντις ἀμύμων, die θέσφατα πάντα (λ 291. 297) doch offenbar eine ganz bestimmte, bei Homer bloß angedeutete Beziehung haben, also ein Gedicht, das von Melampus erzählte, voraussetzen, während es andererseits unglaublich wäre zu denken, daß namenlose Andeutungen dieser Art den Anlaß zur Erfindung des Namens Melampus und des Inhaltes der θέσφατα, den Hesiod mitteilt, gegeben hätten. Danach ist es vollkommen richtig, daß Nieses Gesamtansicht von der „Zudichtung und Erweiterung der homerischen Poesie von innen heraus" an Stellen wie der hier vorliegenden ihre Grenze findet (S. 13), so viel Aufklärung sie sonst, was wohl auch Zutt nicht bestreitet, gebracht hat.

Über andere Untersuchungen zur Nekyia, die sich an Erwin Rohdes „Psyche" anschließen, wird nachher im siebenten Abschnitt berichtet werden. Hier ist noch zu erwähnen:

29. F. Streinz, De Necyia Homerica. Programm von Klagenfurt, 1896. 21 S. in 8.

Die Stellung der Νέκυια innerhalb der Odyssee und das Verhältnis zwischen den Teilen dieses Gesanges werden im Anschluß an ältere

Digitized by Google

Untersuchungen, besonders die von Wilamowitz und Seeck, behandelt. Rohdes Darstellung, auch die erste in der „Psyche", kannte der Verf., als er schrieb, noch nicht; in den Anmerkungen hat er einige Hinweise darauf hinzugefügt. So war seine Arbeit leider schon überholt, als sie erschien. In vielen Einzelheiten wird er selbst inzwischen sein Urteil geändert haben; nur auf die Grundanschauung sei hier kurz eingegangen. Streinz führt im ersten Kapitel den Nachweis: „necyiam olim illum locum, quo nunc eam legimus, non obtinuisse". Das ist insofern einleuchtend, als damit gesagt werden soll, daß innerhalb der Erzählungen des Odysseus dieses Stück ursprünglich nicht gestanden hat. Dann bleibt aber noch die Hauptfrage: hat es früher einmal anderswo gestanden, vielleicht als ganz selbständiges Gedicht, oder ist es für den Platz, den es nun einnimmt, allererst gedichtet worden? Diese Frage berührt der Verf. überhaupt nicht, sondern nimmt stillschweigend an, daß die Nekyia, wenn sie in ihrer jetzigen Umgebung spätere Einlage ist, vorher als eine Dichtung für sich existiert haben müsse. Dieser Sprung des Denkens wiederholt sich dann bei der Beurteilung der Gespräche des Odysseus mit Teiresias, der Mutter, den Kriegsgefährten. Der Verf. benutzt, wie von vielen und früher auch von mir geschehen ist, das Bluttrinken der Schatten als unterscheidendes Merkmal, zerlegt danach jene Gespräche in zwei Gruppen und meint nun, hiermit sei die Zusammensetzung aus zwei ursprünglich getrennten Gedichten ohne weiteres erwiesen. Das wäre, auch wenn jene Zerlegung feststünde, durchaus nicht der Fall; vielmehr würde zu untersuchen bleiben, ob wirklich beide Teile koordiniert waren oder ob etwa der eine als Ergänzung, Erweiterung, Nachbildung dem anderen, als dieser schon abgeschlossen war, hinzugedichtet worden ist.

30. A. Czyczkiewicz, Untersuchungen über das III. und XVI. Buch der Odyssee. Progr. Brody 1889. 38 S. in 8.

31. Derselbe, Untersuchungen zur zweiten Hälfte der Odyssee (Buch XIII und XVII—XXIV). Ebenda 1892. 53 S. in 8.

32. Derselbe, Betrachtungen über Homers Odyssee. Ebenda 1893. 44 S. in 8.

Die erste der drei Abhandlungen sucht nachzuweisen, daß π an seinem jetzigen Platz nachträglich eingefügt sei. Es habe ursprünglich einen Bestandteil der Telemachie gebildet. Da diese mit der Rache an den Freiern schloß, die ebenfalls, nur auf andre Art, in der eigentlichen Odyssee dargestellt war, so habe man auf den Gedanken kommen können, beide Dichtungen in eins zu arbeiten. Bei dieser Gelegenheit sei π auch in seinem inneren Bestande nicht unversehrt geblieben. So gehöre

Digitized by Google

die ganze Verwandlungscene in π dem Ordner an, in der älteren Gestalt der Telemachie habe Eumäos die Erkennung zwischen Vater und Sohn vermittelt. — In γ nimmt der Verf. an dem φασίν in Nestors Rede (212) Anstoß, da doch Telemach von den Freiern schon gesprochen habe, und meint diese und andere Schwierigkeiten dadurch zu heben, daß er die an dieser Stelle geführten Wechselreden teils verwirft, teils umstellt.

Der zweite Aufsatz behandelt zunächst die acht letzten Bücher und sucht zu sondern, was in ihnen der alten Odyssee, was der Telemachie oder dem jüngeren Nostos, welcher „auch von der Ankunft des Odysseus auf Ithaka handelte", angehört. Den Fehler, die wichtige Eröffnung der Penelope σ 259 ff. nicht in ihrem vollen Werte zu erkennen, teilt der Verf. mit den meisten Forschern. In betreff des Gesprächs und der Erkennung zwischen dem Bettler und der Königin schließt er sich der Ansicht von Wilamowitz an, die er aber nur mittelbar aus den Anführungen bei Seeck kennt. Auch sonst ist auf Seeck mehrfach bezug genommen, doch nur auf einzelne Stellen seines Buches, nicht auf seine ganze Hypothese. — Die letzten Seiten enthalten kritische Bemerkungen zu ν. Der Verf. glaubt zu erkennen, daß der Gesang aus einer Verbindung von Teilen des älteren und des jüngeren Nostos bestehe; in dem älteren habe nicht Athene, sondern eine andere Gottheit, vielleicht Hermes, dem Helden nach seiner Landung auf Ithaka beigestanden.

Der erste Teil der dritten Abhandlung verfolgt die Spuren der Zusammenfügung von Odyssee und Telemachie in ο, wo ja in der That Unebenheiten genug vorhanden sind, die den jetzigen Verlauf der Erzählung als einen sekundären, durch redaktionelle Verlegenheit bedingten erkennen lassen. Der Verf. nimmt an, daß ο 75 sich früher unmittelbar an δ 612 angeschlossen habe. — Demnächst sucht er die Telemachie genauer ihrem Umfang nach abzugrenzen, ihrer Art nach zu charakterisieren und kommt schließlich zu dem Urteil, daß bei der Vereinigung der zwei Epen nicht die Telemachie in die Odyssee sondern umgekehrt die Odyssee in die Telemachie eingefügt worden sei. — Im letzten Abschnitt wird der „jüngere Nostos" behandelt. Die glänzende Hypothese von einer Umsetzung der Erzählung aus der dritten in die erste Person lehnt der Verf. mit selbständigem Urteil ab, während er den Charakter dieser Partien der Dichtung wesentlich im Anschluß an Kirchhoff schildert; Kirke erklärt er für jünger als Kalypso, den Zorn des Poseidon für das ursprüngliche Grundmotiv in den Irrfahrten des Odysseus, das der jüngeren Dichtung fremd gewesen sei.

Die Untersuchungen von Czyczkiewicz zeigen Beobachtungsgabe und Spürsinn, auch das ernsthafte Streben zu festen Urteilen zu ge-

Digitized by Google

langen. Aber sie gehen von veralteten Grundanschauungen aus und werden daher in den Gang der Wissenschaft nicht mehr eingreifen. Ohne Kenntnis der einschlägigen Arbeiten mindestens von Niese und Wilamowitz konnte es nicht gelingen, zur Förderung so schwieriger, viel umworbener Probleme etwas Wirksames beizutragen.

33. C. Reichert, Über den zweiten Teil der Odyssee. Berlin (Mayer und Müller) 1889. 92 S.

Der Verf. untersucht im Anschluß an Kirchhoff, Wilamowitz und Seeck die zweite Hälfte der Odyssee und kommt zu dem Ergebnis, daß der von Kirchhoff angenommene Fortsetzer des ursprünglichen Nostos mit dem Redaktor indentisch sei, welcher die Telemachie eingefügt und das ganze Epos in seine jetzige Gestalt gebracht habe. Ein wesentliches Glied in der Kette des Beweises bildet der von Niese und Wilamowitz aufgestellte Satz, daß die Scene des Fußwaschens in τ ursprünglich zu einer Erkennung zwischen den beiden Gatten geführt habe. Glaubt man das nicht mehr, so fällt damit zugleich die Annahme, daß in einer älteren Form der Dichtung Odysseus die Vorbereitungen zum Freiermorde mit Penelope verabredet habe. Hiermit wieder wäre der Scheidung eines älteren Bogenkampfes vom jüngeren Speerkampfe der Boden entzogen, und so würde das ganze Gebäude der Hypothesen, an deren Ausgestaltung Reichert mitarbeiten wollte, in sich zusammenstürzen. — So ist es aber nun wirklich. Nach neueren Anschauungen von homerischer Kompositionsweise, über die in Abschnitt III berichtet werden wird, läßt sich jene scheinbar glänzende Entdeckung nicht festhalten. Nicht Odysseus hat die Absicht, von Eurykleia bedient und dadurch zunächst von ihr erkannt zu werden, sondern der Dichter will es so fügen, um eine spannende Scene schildern zu können, und legt deshalb dem Bettler Worte in den Mund, die geeignet sind die gewünschte Verwickelung herbeizuführen. Auf die Beziehungen zwischen den Absichten des Dichters und den Intentionen, die er den handelnden Personen leiht, ist Reichert mehrfach aufmerksam geworden; er findet (S. 9. 10), daß Wilamowitz und Seeck beide Arten der Motivierung nicht scharf genug auseinanderhalten. Aber die Unklarheit der Unterscheidung liegt bei dem Dichter selbst; und ihm nachempfinden kann nur derjenige, der eine solche Schwäche anerkennt und psychologisch zu verstehen sucht.

34. F. Jelinek, Homerische Untersuchungen, I. Teil. (Die Widersprüche im zweiten Teile der Odyssee. Versuch einer Herstellung der Verwandlungsodyssee.) Programm des K. K. Staatsgymnasiums im II. Bezirke von Wien, 1895. 50 S. in 4.

Der Verf. knüpft an die Arbeiten von Wilamowitz und Seeck an; auch Reichert hat ihm schon vorgelegen. Er glaubt (S. 6) im

Digitized by Google

zweiten Teile der Odyssee zwei einander auf Schritt und Tritt widersprechende, durch den Redaktor ungeschickt vereinigte Dichtungen zu erkennen: eine „in jeder Beziehung altertümliche in realistischem Stile, die Bogenkampfodyssee", in der Odysseus natürlich-gealtert und nur verkleidet ist, und „eine jüngere Dichtung mit idealistischer Darstellungsweise, welche zugleich die rechtmäßige Fortsetzung des ersten Teiles der Odyssee (ε—ν 184)" bilde. Beide Dichtungen seien im Stile nicht minder verschieden als Goethes „Götz" und „Iphigenie". Abgrenzung und Verteilung der einzelnen Stücke wird dann genau erörtert, vielfach abweichend von den Vorgängern, aber im festen Glauben an die Durchführbarkeit der ganzen Methode mit ihnen übereinstimmend. Nur eine Probe sei hier mitgeteilt. Zu den charakteristischen Zügen der älteren, realistischen Dichtung rechnet es Jelinek (S. 8 f.), daß der Bettler in aufloderndem Zorne in Versuchung gerät aus der Rolle zu fallen; so dem Ziegenhirten, so dem Iros gegenüber, so auch (S. 40) in der Streitscene mit Antinoos, der ihn mit dem Schemel wirft. Dagegen soll die entsprechende Scene zwischen Odysseus und Eurymachos der feineren Verwandlungsodyssee angehören; und doch ist hier in der Rede des unerkannten Königs (σ 366—386) der Drang, seine wahre Natur zu offenbaren, und die Gefahr, sich zu verraten, unverkennbar. Die Scene verläuft schließlich auch ebenso realistisch wie die frühere, auch Eurymachos wirft nach dem Fremden: das scheint denn zu dem idealistischen Stile der Verwandlungsodyssee nicht zu stimmen; und Jelinek ist geneigt, hier eine Störung des ursprünglichen Bestandes anzunehmen, wagt aber keine Vermutung darüber (S. 41), wie der Fortgang in der echten Dichtung gewesen sei. Diese Behandlung der beiden Wurfscenen, zu der der Verf. durch die Konsequenzen seiner Grundanschauung geführt wird, reicht eigentlich schon aus, um deren Unhaltbarkeit darzuthun. Bei der allmählichen Entstehung unseres Epos sind die Schichten so vielfach ineinander gewachsen, daß es nicht mehr möglich ist, sie reinlich abzulösen: diese allgemeine und freilich negative Erkenntnis war schon das wichtigste Resultat der Untersuchungen von Wilamowitz. Seeck hat dann vollends durch seine entschlossene und rücksichtslose Fortsetzung den ganzen Gedanken, daß man durch staatsanwaltliche Aufspürung von Widersprüchen das Epos in seine ursprünglichen Bestandteile auflösen könne, ad absurdum geführt. Eine im Prinzip unveränderte Fortsetzung jener Bemühungen ist heute ein Anachronismus.

35. A. Olivieri, Osservazioni critiche sulla Mnesterofonia. Rivista di filologia 28 (1900) p. 598—606.

Der Verf. macht eine gute allgemeine Bemerkung: daß Homer es noch nicht verstehe, bei Ereignissen, die sich gleichzeitig zutragen, dies

Digitized by Google

zum Ausdruck zu bringen, sie vielmehr so erzähle, als ob sie aufeinander folgten [das schlagendste Beispiel hierfür ist Ξ 220; der ganze Gedanke fruchtbar entwickelt von Zielinski; vgl. unten III, 14]; daraus seien manche Unwahrscheinlichkeiten in der Darstellung des Freiermordes, besonders in der Partie die von dem Eingreifen des Melanthios handelt, zu erklären. — Was außerdem gegeben wird, zielt ab auf eine genaue Berechnung über die Zahl der Freier. Der Verf. versteht das οἱ ἔξ in 252 so, daß überhaupt nur noch 2×6 Freier übrig sind, hält also die Angabe von 5 Führern neben Agelaos (242 f.) und den Bericht von der durch Athene zuletzt herbeigeführten Massentötung (297—309) ebenso wie das erste Auftreten der Göttin (203—240) für interpoliert. Andrerseits vermißt er sowohl hinter 259 wie hinter 280 für einen Teil der von den Freiern entsandten Lanzen die Mitteilung, was daraus geworden sei, nimmt also hier Lücken an, in deren zweiter von einer Verwundung auch des Odysseus und des Rinderhirten berichtet gewesen sei. Beide Vermutungen scheinen mir über die Grenze hinauszugehen, die der Forschung hier durch die Natur des Stoffes gezogen ist. Der Dichter von χ, so anschaulich er Einzelheiten des Kampfes gezeichnet hat, besaß noch nicht die Fähigkeit, große Massen zu disponieren; und so leidet seine Darstellung, wo sie sich mit der Menge abfinden muß, unvermeidlich an Unklarheit und Unwahrscheinlichkeit. An sich ist es ja wohl denkbar, daß die Erzählung des Freiermordes im Laufe der Zeit ausgeschmückt worden ist, daß man ihr gerade durch Steigerung der Zahl ein erhöhtes Interesse zu geben versucht hat; aber innerhalb des vorliegenden Gedichts sind etwaige spätere Züge mit den früheren schon so fest verwachsen, daß es nicht mehr möglich ist, eine ursprüngliche schlichtere Darstellung herauszuschälen. Immerhin ist dieser Versuch, so wie ihn der italienische Gelehrte angestellt hat, berechtigter als der Gedanke von Seeck, eine Kontamination aus älterem Bogenkampf und jüngerem Speerkampf nachzuweisen. Daß im Freiermord, so weit wir sehen können, von Anfang an beide Waffen nebeneinander thätig gewesen sind, hebt Olivieri zum Schluß ausdrücklich hervor.

36. St. Martin, Quatenus Hesiodeae rationis vestigia in carminibus Homericis reperiantur. I. De Odyssea et Theogonia. Progr. Speier 1889. 71 S. in 8.

Der Verf. hat sich eine nützliche Aufgabe gestellt und sie mit Sachkenntnis und besonnenem Urteil zu bearbeiten begonnen. Er hat alle Stellen gesammelt, an denen sich zwischen Theogonie und Odyssee Anklänge finden, und prüft in jedem einzelnen Falle durch genaue Erwägung der Umstände, auf welcher Seite das Original, auf welcher die Nachbildung zu sein scheine. Natürlich giebt es auch genug Bei-

Digitized by Google

spiele von Übereinstimmung, für welche jedes Merkmal fehlt um das eine oder das andere wahrscheinlich zu machen. Im ganzen aber ist doch ein bemerkenswertes Resultat gewonnen. Der Einfluß der Theogonie auf die Odyssee erscheint erheblich größer als der umgekehrte. Von den Gesängen der Odyssee ist λ der reichste an Beziehungen zur Theogonie, zwölf (βγμνξοπρυφχ) sind ganz frei davon; in κ findet sich nur eine Benutzung (470 = Theog. 59), die aber nicht vom Dichter des κ herrührt, sondern auf eigentlicher Interpolation beruht, da der Vers (μηνῶν φθινόντων, περὶ δ' ἤματα πόλλ' ἐτελέσθη) hier wie an der Parallelstelle ω 143 in vielen und guten Handschriften fehlt (τ 153 haben ihn fast alle). — Die Folgerungen, die aus diesem Thatbestande zu ziehen sind, werden zum Schluß bloß angedeutet. Es leuchtet aber ein, wie fruchtbar eine solche Behandlung der Frage werden kann, wenn sie, wie wir von dem Verf. hoffen, zu einer vollständigen Vergleichung zwischen homerischer und hesiodischer Poesie nach denselben Gesichtspunkten ausgedehnt wird.

III. Bedenken gegen die herkömmliche Methode.

1. G. Bertrin, La Question Homérique. Paris (Ch. Poussielgue) 1897. 334 S. in 8. 3,50 fr.

Das Buch ist aus dem Wunsche hervorgegangen, die „Authenticität der homerischen Gedichte" gegen die Angriffe von Maurice Croiset zu verteidigen. Von den beiden Hauptkapiteln der Untersuchung zieht das eine einen Vergleich zwischen Ilias und Odyssee und gelangt zu dem Zugeständnis: es sei wenig wahrscheinlich, daß ein einziger Autor beide Gedichte geschaffen habe. In dem andern Kapitel wird die „ursprüngliche Einheit der Ilias" geprüft und der Beweis unternommen: qu' Homère est bien l'auteur de ce poème. Schon die Themastellung mutet uns fremdartig an; und dieser Eindruck wird bestätigt, wenn man die Beweisführung etwas genauer ansieht. Einen Hauptanhalt für sie bildet die Erwähnung der Schrift in Z. Bertrin zeigt, daß Wolf diesen Punkt nicht richtig behandelt hat, und meint damit das ganze System der „Wolfianer" umgeworfen zu haben. Unter diesem Namen aber faßt er alle zusammen, die in dem Jahrhundert seit Wolf an der Analyse und damit doch an dem Verständnis des griechischen Epos gearbeitet haben. In den Schlußworten heißt es: „Recourir aux conjectures, se décider d'après les caractères littéraires d'une oeuvre, c'est une pratique d'une témérité injustifiable, dès qu'on

Digitized by Google

entend s'en servir pour substituer les rêves de son imagination aux témoignages positifs de l'histoire". Damit ist deutlich der Gegensatz ausgesprochen, in dem die Denkweise des Verf.s zu dem steht, was wir gewohnt sind „Wissenschaft" und „Forschung" zu nennen.

2. V. Terret: Homère. Étude historique et critique. Paris (Albert Fontemoing) 1899. XI, 640 S. gr. 8.

Der Verf. stellt sich außerhalb des Zusammenhanges der modernen Forschung, wenn er auch manche Vertreter derselben anführt und sich mit ihnen auseinanderzusetzen sucht. Charakteristisch ist z. B. seine Behandlung der Δολώνεια, deren Stellung zwischen der vergeblichen Bitte an Achill und den Kämpfen des dritten Schlachttages er angemessen schildert, um dann so zu folgern (S. 232): „La Dolonie a donc pour but manifeste dans l'économie générale du poème de relever le courage abattu des Achéens; par conséquent, elle a appartenu dès l'origine au plan de l'Iliade." Eine Bestätigung dieses Schlusses findet Terret (S. 233) darin, daß ein genaues Studium von K. deutlich zeige, wie dieser Gesang „n'a pu être composée qu'en vue de l'Iliade et pour tenir la place qu'elle occupe aujourd'hui dans le poème". Die Beobachtung ist wieder richtig: K ist für seinen jetzigen Platz und mit Rücksicht auf die umgebenden Teile des Epos gedichtet; die Hauptfrage aber, wann das geschehen sei und ob sich dafür nicht Merkmale finden ließen, existiert für den französischen Gelehrten gar nicht. So ist er, um noch eine Probe anzuführen, auch außer stande die homerische Sprache als historisches Problem aufzufassen. Die Forschungen von Fick u. a. werden mit einer gewissen Geringschätzung abgelehnt: die Mannigfaltigkeit der Wort- und Flexionsformen erkläre sich auf natürliche Weise „aus der unerschöpflichen Fruchtbarkeit des epischen Dialektes und der natürlichen Biegsamkeit seiner Formen" (S. 114). Varietäten wie ἔμμεναι ἔμεν εἶναι oder ὔμμε ὔμμες ὑμεῖς oder in der Genetivendung -οιο, -οο, -ου seien durch den metrischen Zwang erzeugt, um rhythmischer Rücksichten willen „erfunden" worden (S. 116). Ein genaueres Eingehen auf Terrets Ansichten würde dem Zweck unseres Berichtes nicht entsprechen.

3. O. Jäger, „Homerische Aphorismen", in den unter dem Titel „Pro domo" gesammelten Reden und Aufsätzen. Berlin (Osw. Seehagen) 1894. S. 177—233.

Die Überschrift bezeichnet nur den letzten Teil (S. 212 ff.), der Bemerkungen zu einzelnen Stellen der beiden Epen enthält, nicht kritische sondern exegetische, Beispiele frischer und lebendiger Auffassung, die bei der Interpretation im Unterricht gut verwertet werden.

Digitized by Google

können. Die vorhergehenden Abschnitte sind um so mehr kritisch, nicht gegen Homer, sondern gegen die Gelehrten, gegen die „vielen Bettler, die der einzige Reiche in Nahrung gesetzt" habe. Die auf Widersprüche sich gründende Analyse sucht der Verf. dadurch ad absurdum zu führen, daß er aus modernen Dichtungen ähnliche Fälle beibringt (S. 182 ff.). Hier wie in dem über den Plan der ganzen Ilias (S. 186 f.), über das Verhältnis von Dichtung und Sage (S. 194) Entwickelten findet sich im einzelnen viel Anmutendes, so daß man immer gern weiter liest; aber im ganzen ist die strafende Rede doch wohl etwas zu scharf geraten und trifft nicht bloß Übertreibungen, sondern auch das, was in der wissenschaftlichen Forschung berechtigt war und von bleibender Wirkung ist; man darf nur das Bleibende nicht in festgelegten, „allgemein anerkannten", beruhigenden Resultaten sehen. — Sehr anfechtbar ist der Abschnitt über die Schrift, u. a. durch die Behauptung, es sei „undenkbar, daß Ilias und Odyssee auch nur annähernd in der Gestalt und dem Umfang, wie wir sie jetzt lesen, ohne dieses Hülfsmittel sich sollten erhalten haben" (S. 189). Vielmehr kann man das Wesen der homerischen Poesie niemals ganz verstehen, so lange man sich nicht klar und anschaulich gemacht hat, daß sie nur in der lebendigen Sprache, nicht in der geschriebenen, ihr Dasein hatte. In diesem Punkte trifft Jäger mit neuesten Wendungen gerade auch der gelehrten Behandlung des homerischen Problems überein. Im übrigen gehören die Richtungen der Kritik, die er bekämpft, mehr der Vergangenheit an; und ich möchte fast hoffen, daß ihn die Lektüre des vorliegenden Berichts davon überzeugen könnte, wie doch auch manches recht Unpedantische und Erfreuliche an den verschiedensten Stellen des großen Gebietes und von den verschiedensten Mitforschern zu Tage gefördert worden ist.

4. H. Düntzer, Zum ersten Buche der Odyssee. Philol. 49 (1890) S. 1—16. 213—229.

Düntzer beschäftigt sich in seinem ersten Artikel mit der Wilamowitzschen Kritik des ersten Buches der Odyssee, im zweiten mit den darauf bezüglichen Arbeiten von Scotland und Bärwinkel. Nach beiden Seiten ist seine Polemik nicht unberechtigt. Er zeigt, wie Wilamowitz mit übertriebener Schärfe Widersprüche und Anstöße aufgespürt hat, die bei unbefangener Betrachtung verschwinden, zum Teil dadurch sich erledigen, daß der Dichter den Stoff seiner Erzählungen im wesentlichen als bekannt voraussetzen konnte und nicht jeden einzelnen Zug zu erklären oder ausdrücklich einzuführen brauchte. Auf der andern Seite hat Düntzer gewiß recht, daß es auch nicht angehe, alle Bedenken und Unzuträglichkeiten, an denen der Gang der

Digitized by Google

Handlung und des Gesprächs in α leidet, einfach abzustreiten oder gar als „besondere psychologische Feinheit" in einen Vorzug zu verwandeln. Aber es bleibt ihm unbewußt, daß auch er zu keinem reinlichen Resultat kommt. Denn um α als echt, d. h. als gleichaltrig mit βγδ zu erweisen, ist er genötigt, an mehr als 20 Stellen größere oder kleinere Interpolationen anzunehmen, deren Veranlassung völlig im Dunkeln bleibt, und die, um eine Einzelheit zu erwähnen, schon deshalb wenig wahrscheinlich sind, weil im Zusammenhang damit ein so köstliches Stück wie Telemachs Gebet in β (261—267) hinausgeworfen werden muß. Es bleibt nichts anderes übrig: Kirchhoffs Analyse von α ist erfolgreich gewesen; eine Theorie, die unser Verständnis dieses Buches und die Einsicht in sein Verhältnis zu den folgenden fördern will, muß die wesentlichen Elemente der Kirchhoffschen Ansicht in sich aufgenommen haben.

5. H. Nauck, Ist man berechtigt, in der Odyssee einen zweiten Dichter anzunehmen? Ein Dialog. Progr. des Gymn. zu Charlottenburg, 1898.

Der Verf. hat es unternommen, Kirchhoffs Beweisführung in betreff des Verhältnisses der Bücher α und β zu widerlegen, und zwar in Form eines Gespräches zwischen einem Philologen und einem Juristen, die übrigens nicht im Gegensatze zu einander stehen, sondern eigentlich beide bemüht sind, sich von dem überwältigenden Eindruck der scharfen Dialektik des großen Forschers zu befreien. Naucks Arbeit zeigt — was man nicht allzu häufig findet — wie sich Verehrung und Bewunderung für den Meister mit Selbständigkeit und Vertrauen zum eigenen Urteil vereinigen lassen. Auch die dialogische Einkleidung ist, zumal in der ersten Hälfte, geschickt und flott durchgeführt, so daß sie der Auffassung dessen, was der Verf. vortragen will, wirklich zu Hülfe kommt. — Die versuchte Widerlegung geht teils von allgemeinen Erwägungen, teils von Beurteilung einzelner Stellen aus. Prinzipiell wird daran Anstoß genommen, daß Kirchhoff die Verständnislosigkeit in der Aneinanderreihung der von Athene-Mentes gegebenen Ratschläge (α 269—305) eigentlich nur um einen Platz weiter schiebt, indem er annimmt, sie sei dadurch entstanden, daß ein Nachdichter den in β erzählten thatsächlichen Verlauf vorfand und nach ihm gedankenlos die Anweisungen bildete, ohne sie innerlich zu einander in Beziehung zu setzen. Nauck meint, es sei nicht nachgewiesen, daß die Verkehrtheit als Folge der Entlehnung notwendig habe eintreten müssen. Das ist freilich wahr; aber sehr viel eher begreifen kann man sie doch bei dem, dem der Gang der Ereignisse und Verhandlungen in β etwas Gegebenes war, als bei dem, der diesen Gang selbst erfunden hat. Unter den Einzelheiten, die dafür

Digitized by Google

sprechen sollen, daß α vor β gedichtet sei, ist eine von wirklicher Bedeutung, Telemachs Gebet am Strande, β 262 ff., das auf den Besuch eines Gottes am Tage vorher zurückweist, und das Kirchhoff um seiner Theorie willen auszuscheiden und auf Rechnung des Bearbeiters zu setzen genötigt ist. Dem hat schon Wilamowitz (Hom. Unters. 10) mit Recht widersprochen. Das Gebet ist an diesem Platze gar nicht zu entbehren und ist seinem Inhalte nach vortrefflich, den umgebenden Partien in β durchaus gleichwertig. Hier ist in der That eine Schwierigkeit, aber doch keine so große, daß an ihr Kirchhoffs ganze Hypothese scheitern müßte. Man kann entweder mit Wilamowitz (S. 21) annehmen, daß dem β ursprünglich eine kürzere Einleitung, den Besuch der Athene enthaltend, vorausgegangen sei, die der Verfasser von α weggeschnitten habe, um seine ausführlichere, der Exposition des ganzen Epos dienende an die Stelle zu setzen. Oder man kann sich zu der Auffassung entschließen, die ich für die wahrscheinlichere halte (vgl. Grundfr. S. 309), daß β zuerst ganz ohne Einleitung gedichtet gewesen sei, daß sein Verfasser nur ungefähr die Situation der Odyssee als Hintergrund vorausgesetzt und den Hörer gleich mitten in die Handlung eingeführt habe; durch die Worte κῦθί μευ, ὃ χθιζὸς θεὸς ἦλυθες ἡμέτερον δῶ hätte dieser Dichter auf einen Zusammenhang hingedeutet, der in Ausführung nirgends existierte, und diese Andeutung hätte dann ein Späterer benutzt, um die Erzählung des Götterbesuches in α zu erfinden.

Wenn ich sonach glaube, daß Kirchhoffs Erklärung der in α vorhandenen Anstöße durch Nauck doch nicht wesentlich erschüttert ist, so scheint mir vollends der im zweiten Teile des Gespräches gegebene Versuch einer eigenen Erklärung mißlungen zu sein. Die Worte μῦθον πέφραδε πᾶσι, α 273, sollen für sich stehen, die nachfolgenden einzelnen Anweisungen sollen nicht den Inhalt der vor den Achäern zu haltenden Rede ausmachen, sondern ebenfalls für sich stehen und dem Zwecke dienen, durch Bezeichnung einer Reihe von Entschlüssen und Thaten, die dem Telemach nacheinander gelingen müßten, seinen Mut zu steigern und — vielleicht — ihn so auf diejenige Verdrängung der Freier, die schließlich die einzig mögliche bleiben werde, nämlich ihre Tötung, vorzubereiten. Die psychologischen Entwickelungen, durch die so versucht wird, in Athenens Rede in α Plan und Sinn zu bringen, sind künstlich und nicht überzeugend, so daß man schließlich doch ohne rechte Befriedigung von der Lektüre der Nauckschen Arbeit scheidet. Sie ist trotzdem lesenswert um der vielfachen Anregung willen, die sie zu prinzipiellem Nachdenken und zu empfänglicher Einzelinterpretation giebt.

6. H. Düntzer, Der Apologos der Odyssee. Philol. 50 (1891) S. 659—688.

Digitized by Google

Nach Kirchhoffs Ansicht stand der Bericht, den Odysseus bei Alkinoos über seine Irrfahrten giebt, ursprünglich unmittelbar hinter der Frage der Arete, am Ende von η, zu diesem Bericht aber gehörten noch nicht die Bücher κμ, die vielmehr vom Standpunkte des Dichters aus, also in dritter Person, von Odysseus handelten und erst nachträglich in die Ich-Form übertragen und mit ιλ verschmolzen wurden. Diese Hypothese hat Rothe im J. 1882 (im Programm des Französ. Gymnasiums in Berlin) in Einzelheiten zu modifizieren, der Hauptsache nach aber neu zu begründen unternommen. Gegen seine Beweisführung richtet sich Düntzer; und er hat gewiß recht, daß die äußeren Unterschiede der Vortragsweise, die man zwischen ιλ und κμ gefunden hat, von Kirchhoff und Rothe übertrieben worden sind. Wenn man bedenkt, wie schwer es ist, sich ganz in die Seele eines anderen zu versetzen und aus ihr heraus zu sprechen, so kann man sich nicht darüber wundern, daß ein frühester Versuch dieser Art nicht sogleich vollkommen gelungen ist, daß also Homer seinen Helden manche Dinge erzählen läßt, die dieser eigentlich nicht wissen konnte. Was die Verschiedenartigkeit des Stoffes zwischen den beiden von Kirchhoff gesonderten Partien betrifft, so läßt Düntzer diese einigermaßen gelten, macht aber (S. 669) treffend darauf aufmerksam, daß, wenn die Sagen, die in einem Buche erzählt werden, älter sind als die in einem anderen, daraus noch nicht geschlossen werden dürfe, daß jenes auch der Abfassung nach das ältere sei. — Im Anschluß an Rothe werden noch Köchly, Niese, Wilamowitz mit ihrer Behandlung der Bücher ε—μ von Düntzer besprochen. Seine Einwendungen sind auch hier in der Regel berechtigt; seine eigenen Aufstellungen aber leiden durchweg unter der Neigung, Schwierigkeiten, die nicht wegzudeuten sind, durch Annahme von Interpolationen zu erledigen. Kirchhoffs Forderung, gegen die sich der Verfasser im Anfang (S. 660) verwahrt, „der Beweis einer Interpolation werde nur dann wissenschaftlich vollendet, wenn die Veranlassung zu derselben nachgewiesen sei", wird doch aufrecht erhalten werden müssen.

7. C. Rothe, Die Bedeutung der Wiederholungen für die homerische Frage. Leipzig (Fock) 1890. (Zuerst in der „Festschrift zur Feier des 200jährigen Bestehens des Französ. Gymnasiums in Berlin" S. 123—168.)

8. E. Pfudel, Die Wiederholungen bei Homer. I. Beabsichtigte Wiederholungen. Progr. der Ritter-Akademie zu Liegnitz, 1891.

Rothe ist ein Schüler von Kirchhoff, ist aber, indem er die von diesem übernommene Methode mit prüfendem Sinn anwandte, zu ernsten Bedenken dagegen und allmählich zu einer sehr skeptischen Ansicht

Digitized by Google

von der Möglichkeit einer kritischen Analyse der homerischen Gedichte gelangt. Wenn einzelne Wendungen oder ganze Verse und Versgruppen zweimal innerhalb der Dichtung vorkommen, so hatte man sich gewöhnt anzunehmen, daß die eine Stelle auf Nachahmung der anderen beruhen müsse, und suchte festzustellen, auf welcher Seite das Original sei. Rothe hat nun aber beobachtet und belegt dies mit Beispielen, daß nicht selten ein Gedanke, der in zwiefachem Zusammenhange vorkommt, in einer Beziehung an der ersten Stelle passend und an der zweiten unpassend erscheint, in einer anderen Beziehung umgekehrt. Die Beweisführung ist im einzelnen mehrfach anfechtbar (worüber Genaueres in meiner Rezension, Berl. philol. Wochenschr. 1891 Sp. 1637 ff.), in dem Hauptergebnis aber trifft sie das Richtige. Auch in den ältesten Teilen der erhaltenen Epen sind schon Darstellungsmittel verwendet, die von den Verfassern dieser Teile nicht mehr unmittelbar und lebendig verstanden wurden; wir können uns also gar nicht wundern, auch in einer altertümlichen Partie Züge zu finden, die nicht für den Zusammenhang, in dem wir sie jetzt lesen, zuerst geschaffen worden sind. Und wo sich wörtliche oder fast wörtliche Übereinstimmung zwischen zwei Stellen findet, da braucht nicht eine der andern nachgeahmt zu sein; sondern die Übereinstimmung kann dadurch entstanden sein, daß die Verfasser beider Stellen aus dem überkommenen Sprach- und Gedankenschatze der epischen Poesie ein fertiges Stück sich zu nutze machten, wobei es sehr wohl möglich war, daß dann und wann gerade dem jüngeren Sänger die Einfügung des angeeigneten Verses oder Satzes besser glückte. So scheint es z. B. mit der Götterreise zu den Äthiopen zu stehen, die α 22 geschickt verwertet, A 423 f. ohne rechte Motivierung, Ψ 206 als bedeutungsloser Zierat angebracht ist.

Rothe, der übrigens (S. 132) in diesem Einzelpunkte anders urteilt, hat das entschiedene Verdienst, das Gesamtverhältnis klar gestellt und bestimmt ausgesprochen zu haben. Aber er geht zu weit mit seiner Meinung, daß nun die Wiederholungen aus dem Beweismaterial für die Altersbestimmung der einzelnen Lieder ganz auszuscheiden hätten. Wenn sich bei genauester Prüfung für irgend ein Buch herausstellen sollte, daß die Zahl der Parallelstellen, die in ihm durch den Zusammenhang besser befestigt sind als da, wo sie sonst vorkommen, besonders groß ist, während in einem anderen Buche die überwiegende Menge der Parallelstellen, die es bietet, den bestimmten Eindruck nachträglicher Verwendung macht, so müssen wir nach wie vor das eine Buch für relativ alt, das andere für relativ jung halten.

Denselben Einspruch gegen Rothe erhebt Pfudel (S. 7), dessen eigene Untersuchung sich, soweit sie bis jetzt vorliegt, mit denjenigen Fällen beschäftigt, wo der Dichter absichtlich und mit Bewußtsein etwas

Digitized by Google

früher Dagewesenes wiederholt. Dies geschieht z. B., wenn eine Person einen ihr erteilten Befehl ausführt oder einen erhaltenen Auftrag ausrichtet, oder wenn eine angekündigte Handlung ausgeführt wird. Der Verf. findet, daß sich „in der Verwendung der beabsichtigten Wiederholungen im großen und ganzen weder zwischen Ilias und Odyssee noch zwischen den einzelnen Teilen der beiden Epen ein durchgreifender Unterschied zeigt". Er konstatiert ferner, „daß die Nachbildung in vielen Fällen hinsichtlich des Ausdruckes weniger korrekt ist als das Original", und glaubt endlich als sichere Regel erkannt zu haben, daß die Ausführung an der wiederholenden Stelle kürzer ist als an der wiederholten. Die beiden gewonnenen Sätze sollen später als Kriterium dienen, um da, wo es sich bei Vergleichung zweier Stellen nicht um bewußte und beabsichtigte Wiederholung handeln kann, zu entscheiden, welche von beiden größeren Anspruch habe als ursprünglich zu gelten. Diesen wichtigeren und interessanteren Teil der Untersuchung hat Pfudel noch nicht ausgeführt. Im voraus erscheinen die Merkmale, nach denen sie geführt werden soll, nicht ganz sicher. Wenn z. B. in der Δολώνεια Verkehrtes vorkommt, wie φύξιν βουλεύουσι μετὰ σφίσιν (398) mit bezug auf eine zweite Person, oder Seltsames, wie der Übergang aus direkter in indirekte Rede, ἅσσα τε μητιάουσι (409), so läßt sich doch der Gedanke kaum abweisen, daß dies mit dem eigentümlichen Charakter dieses sehr späten Gesanges zusammenhängt. Auch daß bei verschiedener Ausführlichkeit zweier sonst übereinstimmenden Stellen die knappere die Wiederholung sein müsse, gilt nicht ausnahmslos. Etwas nähere Begründung meiner Bedenken findet man wieder in der vorher angeführten Rezension, in der die Abhandlungen von Rothe und Pfudel zusammengefaßt waren.

9. M. Goldschmidt, Gentagelserne i de Homeriske Digte. Kopenhagen (Gyldendalske Boghandels Forlag) 1900. Inaugural-Dissertation. 261 S.

Der Verf. beschreibt in ausführlicher und eingehender Darstellung die verschiedenen Arten von Wiederholung, die es bei Homer giebt. Er hat den Stoff in 7 Gruppen geteilt, die sich aber gegenseitig nicht scharf ausschließen. Kapitel III, „Formeln", bietet im wesentlichen eine Materialsammlung. Nicht ganz selbständig ist Kapitel V: „Wirkliche Wiederholungen, wo dasselbe zweimal erzählt oder geschildert wird." Hierhin rechnet der Verf. z. B. (S. 201 ff.) die beiden Odyssee-Stellen, die vom Verbergen der Waffen handeln, π 281 ff. und τ 4 ff. Er stimmt Kirchhoff darin bei, daß die Fassung der Gedanken in τ die jüngere sei, hält aber diese gedrängtere Fassung nicht für das Werk eines Bearbeiters, sondern schreibt sie demselben Dichter zu, von dem

Digitized by Google

die Verse in π herrühren. Ebenso sei die Genealogie des Medon O 333—336 zwar offenbar wiederholt nach N 694—697, aber es sei kein Zweifel, „daß beide beibehalten und als gleich gut angesehen werden müssen" (S. 208): der Dichter habe recht wohl sich veranlaßt sehen können, die Persönlichkeit eines minder bekannten Helden zum zweiten Male erklärend einzuführen.

Das Beispiel aus π τ hätte vielleicht ebensogut in Kapitel I gepaßt, das von „bewußten und berechneten Wiederholungen" handelt und solche in 9 Gruppen vorführt; denn eine von diesen hat die Überschrift: „Ankündigung und darauf folgende Ausführung einer Handlung oder Rede", und von dieser Art ist doch eigentlich auch das Verhältnis zwischen den Stellen in π und τ. Der Stoff des ersten Kapitels ist derselbe, den Pfudel in seinem Programm bearbeitet hat; Goldschmidt verweist kurz auf die Untersuchung seines Vorgängers, ohne im einzelnen darauf einzugehen. — Dieses Kapitel zeigt nun aber bedenkliche Verwandtschaft mit Kapitel IV, „Wiederholung als mehr oder weniger bewußte Wiederbenutzung früher gebrauchter Verse", und mit III. Wenn entweder dieselbe Person in einer ähnlichen Situation wie früher noch einmal auftritt, oder eine ähnliche Begebenheit bei verschiedenen Personen wiederkehrt (S. 149. 154), und beidemal der Dichter mit mehr oder weniger Bewußtsein Verse wieder benutzt, deren er sich an der früheren Stelle bedient hat, so ist das doch eben eine „bewußte Wiederholung". Die Beispiele ferner, die hier gesammelt sind — Beschreibung des Auftretens einzelner Personen, Schilderung von Kampfscenen, von Verwundungen u. s. w. — zeigen alle eine Hinneigung zum Formelhaften, berühren sich also mit dem Inhalt des dritten Kapitels.

Dasselbe Verhältnis nicht hinreichend scharfer Scheidung besteht zwischen II, „Unbewußte Wiederholungen, Anklang", und VII, „Reminiscenzen". Der Verf. versucht zwar zu definieren (S. 230): für das, was er „Anklang" (dän. *Genklang*) nennt, sei die Übereinstimmung in der Form charakteristisch, während diese bei den Reminiscenzen „nicht immer oder jedenfalls nicht im selben Umfange beobachtet werde, hier vielmehr die Gleichartigkeit des Gedankeninhalts das sei, worauf es ankomme". Aber solche Abgrenzung mit „nicht immer" und „nicht so sehr" ist nicht viel anders als gar keine. Abgesehen von dieser Unklarheit scheint mir gerade in dem sehr umfangreichen Kapitel II das Hauptverdienst des Buches zu liegen. Hier wird nachgewiesen und anschaulich gemacht, wie die Übereinstimmung oder Verwandtschaft eines Gegenstandes mit einem früher behandelten den Dichter unwillkürlich in das Geleise des einmal gebrauchten Ausdruckes zurückführen konnte. So erklärt sich, um nur ein paar Beispiele anzuführen, der

Digitized by Google

Anklang von χ 41 an 33, von ε 360 an 342, von Δ 82 f. an 15 f., von E 168 f. an Δ 88 f. Goldschmidt hat Material dieser Art in reicher Fülle vorgelegt und erörtert. Zum Schluß wirft er die Frage auf, inwiefern untereinander die Gesänge von Ilias und Odyssee durch Häufigkeit von Anklängen enger verbunden seien, und konstatiert solche Zusammengehörigkeit für A B, für Γ und Δ, N und Ξ, für O und Π, für I und T, für ϑ und ε, für ξ o (S. 99). Mehr Gewicht legt er selbst auf den allgemeinen Satz: es sei „unumstößlich bewiesen, daß derselbe Dichter oft sich wiederholt" (S. 100).

Von dieser Erkenntnis macht der Verf. Gebrauch, um in Kap. VI den Umfang von „Entlehnungen und Nachahmungen" möglichst einzuschränken (S. 214—229). Daß die Grenze zwischen diesen und den Erscheinungen des „Anklanges" fließend ist, verhehlt er sich selbst nicht; und so wird man über die Art, wie er sie in den einzelnen Fällen gezogen hat, streiten können. Seinen Hauptzweck aber hat er, hier wie im ganzen, erreicht, mit Nachdruck zur Vorsicht in der Annahme von Eingriffen eines Überarbeiters zu mahnen, und hat durch manche neuen Gesichtspunkte die schon von anderen unternommene Arbeit gefördert, beobachtete Anstöße so viel als möglich nicht durch Athetese wegzuschaffen, sondern durch eindringendes Verständnis aus der Natur der homerischen Dichtung zu erklären.

10. Cauer, Über eine eigentümliche Schwäche der homerischen Denkart. Rhein. Mus. 47 (1892) S. 74—113.

11. Derselbe, Grundfragen der Homerkritik (1895), S. 245—277.

Der zuerst genannte Aufsatz sucht, von sprachlichen Erscheinungen ausgehend, zu zeigen, daß bei Homer die Fähigkeit, eine einmal angenommene Beziehung oder ein gegenseitiges Abhängigkeitsverhältnis der Gedanken festzuhalten, noch nicht so ausgebildet gewesen ist wie bei Dichtern und Schriftstellern neuerer Zeit. Aus der Beobachtung dieser dem naiven Dichter natürlichen Schwäche wird dann die Warnung abgeleitet, da, wo in seiner Darstellung die „logische Perspektive" verletzt erscheint, nicht sogleich anzunehmen, daß ein ursprünglich klarer Zusammenhang durch gewaltsamen Eingriff oder Überarbeitung gestört worden sei. — Diese Gedanken sind in dem Kapitel des Buches, das „Homerische Komposition" überschrieben ist, zum Teil wiederholt, aber auch vielfach ergänzt und weitergeführt.

12. C. Rothe, Die Bedeutung der Widersprüche für die homerische Frage. Berlin 1894. Programm des Französ. Gymnasiums.

In ähnlichem Sinne wie in meinem Aufsatz „über eine Schwäche der homerischen Denkart", auf den der Verf. mehrfach bezug nimmt,

Digitized by Google

wird hier gezeigt, wie manche Unebenheiten und Widersprüche im Epos, aus denen man scharfe kritische Folgerungen gezogen hat, sich auf natürliche Weise erklären. Zum Teil beruhen sie auf einer Unachtsamkeit des Dichters, der nicht genau unterscheidet, was er als bekannt voraussetzen dürfe, was nicht, und der die handelnden Personen gelegentlich etwas erwähnen läßt, wovon sie eigentlich nichts wissen können. Andere Anstöße sind dadurch entstanden, daß der Dichter die Kunstgriffe noch nicht kannte, durch die sich bei gleichzeitigen Ereignissen, die doch natürlich nur nacheinander erzählt werden können, deutlich machen läßt, daß sie sich in der Zeit nebeneinander zugetragen haben. Eine weitere Quelle scheinbarer Inkonsequenz liegt in etwas, das in Wahrheit einen Vorzug der homerischen wie jeder echten Poesie ausmacht, in dem tiefen Verständnis für das Leben der menschlichen Seele, aus der bei wechselnder Situation und Stimmung naturgemäß auch ungleiche Gedanken und Entschlüsse hervorkommen. Besonders häufig endlich ist es, daß der Erzähler, indem er eine spätere Wendung der Ereignisse vorbereiten will, seine Personen etwas sagen oder thun läßt, was sich von ihrem eigenen Standpunkt aus nicht ganz verstehen läßt, wo, wie Lessing einmal sagt, der Dichter den Kopf durch die Tapete steckt und sich mit seinen Absichten bemerkbar macht. Für die beiden letzten Arten führt Rothe auch aus moderner Poesie gut gewählte Beispiele an

Allen diesen Ausführungen kann ich zustimmen, nicht aber der doppelten Wendung die der Verfasser nun im Schluß-Kapitel nimmt. Einmal geht er auch hier, wie vorher bei den Wiederholungen, in seinem Mißtrauen gegen die wissenschaftliche Kritik zu weit und meint bewiesen zu haben, daß nicht nur die Gestalt und das Schicksal des Patroklos zu den ältesten Bestandteilen unserer Ilias gehören — worin er gewiß recht hat —, sondern daß es auch eine „Ilias ohne die Gesandtschaft an Achilleus und ohne die Schilderung der Vorgänge, die jetzt in B—H enthalten sind, nie gegeben" habe (S. 35); wozu es denn allerdings stimmt, daß er gelegentlich von Homer als „dem Dichter" spricht, den „wir uns ziemlich spät, gegen das Ende des lebendigen epischen Gesanges, denken müssen" (S. 10). Auf der andern Seite hält er — für die Odyssee — manche gerade der kühnsten von den durch die Kompositionskritik begründeten, fast durchweg aus der Beobachtung von Widersprüchen abgeleiteten Hypothesen immer noch fest, so die Ansicht von Kirchhoff, daß der Gang der Handlung in η Spuren einer nachträglichen Umformung aufweise, und die von Wilamowitz, daß der Bericht, den der Bettler τ 275—280 der Königin von den Irrfahrten des Odysseus giebt, Ausdruck einer älteren Version sei, nach welcher der Held von Thrinakia aus unmittelbar zu den Phäaken gekommen

Digitized by Google

wäre (S. 34). Der erste Fehler rührt daher, daß es immer schwer ist, Anschauungen, die man als wohlbegründete ihrer Zeit übernommen und lange gehegt hat, ganz aufzugeben, zumal wenn sie durch die Autorität namhafter Forscher gestützt werden. Der Grund des anderen Irrtums liegt tiefer. Eine richtige Vorstellung zu gewinnen von der Länge der Zeit, durch die hin das Epos erwachsen ist, wie von der allmählichen Art dieses Anwachsens, ist überhaupt bloß mit den Mitteln einer Kritik, die den Kompositionsfugen nachgeht, nicht möglich. Hier müssen ergänzend hinzutreten oder, richtiger gesagt, erst die eigentliche Grundlage schaffen ein Studium des sprachlichen Charakters der epischen Poesie, der, wenn auch ohne scharfe Abgrenzung, doch deutlich den Bestand einer sehr mannigfaltigen Abstufung zeigt, und eine vergleichende Betrachtung der von den Dichtern vorausgesetzten Kulturverhältnisse, die in etwas breiteren Zügen dasselbe Bild ergeben. Von dieser Seite her wird es mehr und mehr auch gelingen, Merkmale zu finden, um zu entscheiden, welche Widersprüche mit einer Einheit des Verfassers sich vertragen, welche nicht, wodurch dann Inkonsequenzen wie die soeben angedeuteten von Rothe sicherer vermeidbar werden würden.

13. A. Gercke, Die Analyse als Grundlage der höheren Kritik. Neue Jahrbücher für das klass. Altertum u. s. w. VII (1901) S. 1—22, 81—112, 185—213.

Auf grund von Beispielen aus den verschiedensten Litteraturgebieten erörtert der Verf. im Zusammenhange die Prinzipien der sogenannten höheren Kritik. Das gute Recht von Untersuchungen, die, über die Feststellung des ursprünglichen Textes hinausgehend, den Autor bei seiner Arbeit beobachten und die Entstehung eines Litteraturwerkes erkennen wollen, verteidigt er gegen die anspruchsvolle Resignation, zu der sich von jeher Blaß (S. 200), neuerdings auch, in bezug auf Platon, Gomperz bekannt hat (S. 92. 185 f.). Richtig hebt er hervor, daß oft auch verfehlte Hypothesen doch durch die Zweifel, zu denen sie anregten, und durch die Widerlegung, die sie herausforderten, zu tieferem Verständnis des behandelten Werkes geführt haben (S. 103). Auf der anderen Seite ist Gercke kein blinder Anhänger der herkömmlichen Methode. Nicht nur ihre Übertreibungen will er einschränken, indem er nach Kirchhoffs Vorgang fordert, daß überall da, wo eine Störung des ursprünglichen Zusammenhangs behauptet wird, zugleich ein verständlicher Grund angegeben werde, der den Interpolator oder Überarbeiter zu seinem Eingriffe veranlaßt haben könne (S. 105); sondern er zeigt an einer Reihe von Beispielen (S. 3 ff.), wie auch begründete Einwände gegen die logische Geschlossenheit eines

Digitized by Google

Textes doch unter Umständen dazu verführen können, den Autor zu korrigieren, anstatt die Überlieferung. Werke, die bei Lebzeiten ihres Verfassers mehrmals herausgegeben worden sind, oder an denen er Jahre hindurch gearbeitet hat, werden naturgemäß Spuren hiervon tragen; der Schriftsteller kann den Plan während der Ausarbeitung geändert, er kann nachträglich sich selber „interpoliert" haben (S. 81 ff. 4. 6). Die genaue Kenntnis, die wir jetzt von der allmählichen Entstehung von Schillers Don Carlos (s. besonders S. 85 ff.), von Goethes Faust (gutes Beispiel S. 106) haben, mahnt zur Vorsicht auch solchen Werken gegenüber, für die der Forschung ein ähnliches Material nicht zu Gebote steht. Gercke wendet diese Betrachtungsweise wiederholt und erfolgreich auf Platons Buch vom Staate an, weiß sie aber auch für Homer nutzbar zu machen: „Wie der Marquis Posa jetzt den Don Carlos ganz in Schatten stellt, so haben die Irrfahrten des Odysseus und der Freiermord die Bedeutung der Hadesfahrt getrübt, der Kampf um Ilios den Raub der Helena überwuchert" (S. 13). In einem Kapitel, das „die Fortschritte der Philologie" überschrieben ist, wird gezeigt, wie die Wissenschaft mehr und mehr davon abgekommen ist, einfach „echt" und „unecht" einander entgegenzusetzen, und jetzt vorsichtiger darauf ausgeht, relative Unterschiede des Alters und aus ihnen eine Stufenfolge des Werdens zu erkennen (S. 111).

Alle diese Gedanken sind zwar nicht neu, aber noch nicht so allgemein durchgedrungen, daß es der Mühe unwert gewesen wäre sie im Anschluß an das hier vorgelegte Material noch einmal auszusprechen. Der gesunden Grundanschauung entspricht eine sachgemäße Beurteilung mancher einzelnen Fälle. Die allzu geistreiche Vermutung, daß in der Erzählung vom Freiermorde zwei verschiedene Darstellungen kontaminiert seien, lehnt der Verf. ab (S. 108). Auch den Glauben an die Kirchhoffsche Hypothese, daß die Erzählung in κμ erst nachträglich aus dritter in erste Person umgesetzt worden sei, hält er nicht unerschüttert fest (S. 98). Wenn er sie trotzdem durch Bemängelung des τοῖσιν in μ 394 (τοῖσιν δ' αὐτίχ' ἕπειτα θεοὶ τέρας προέφαινον) neu stützen möchte, so meint er selber das nur als Versuch, der sich übrigens leicht erledigt: Odysseus sagt nicht ἡμῖν, weil er andeuten will, daß er die Verantwortung für das Geschehene nicht mit übernehme. Richtig würdigt Gercke die Thatsache, daß der Zorn des Achilleus in den Büchern B—H und die Gesandtschaft an ihn in den späteren Gesängen gelegentlich erwähnt wird: man erkenne darin das Bemühen, die Einheit der Situation, die in Wirklichkeit verlassen war, doch scheinbar zu wahren (S. 188); solche Erwähnungen seien wie Klammern, die ein später eingefügtes Stück im Zusammenhange des Ganzen befestigen sollen. Der Abschnitt über „Verklammerung" — die in α und bei

Digitized by Google

dem Motiv der Verwandlung des Odysseus zu vollständiger Nachdichtung geworden sei — gehört zu den gelungensten Teilen der ganzen Abhandlung. Besonders treffend S. 190: „Die Verklammerung geht aus dem entgegengesetzten psychologischen Motive hervor, tritt dem Auge des Kritikers aber in denselben Formen entgegen wie die unmittelbar aus gestörter Einheit entstandenen Anstöße."

Bei aller Anerkennung für die als Prinzip gewonnene Einsicht, die der Verf. entwickelt, muß gesagt werden, daß er sie doch nicht mit rechter Entschlossenheit zu verwerten vermocht hat. Er glaubt z. B. nach wie vor mit Niese und Wilamowitz, daß die Scene zwischen Odysseus und Penelope in τ ursprünglich zu einer Erkennung des Helden durch seine Gattin habe führen sollen (S. 19 f.). Doch das kann man begreifen; die scheinbare Entdeckung war gar zu glänzend, auch mich hat sie lange gefangen gehalten. Schwerer wiegen andere Fälle, in denen Gercke ganz mit der alten Zuversicht, die er selber als eine überwundene darstellt, aus kleinen Anstößen oder irgendwie auffallenden Zügen weittragende, die Komposition eines Werkes stark berührende Folgerungen zieht. Wenn in „Kabale und Liebe" das Gespräch zwischen Lady Milford und Ferdinand (II 3) mit der Drohung schließt: „Wehren Sie sich, so gut Sie können; ich lasse alle Minen springen," ohne daß nachher irgend etwas Nennenswertes unternommen wird, so soll man daraus noch einen ursprünglich anderen Grundplan der Dichtung erkennen, wonach die Lady einen größeren Anteil an den Kabalen hatte (S. 15). Aber so lange dafür jeder weitere Anhalt fehlt, ist es doch viel natürlicher anzunehmen, daß der jugendliche Dichter einfach einen wirksamen Scenenschluß haben wollte und sich durch die Sorge, daß man ihn beim Wort nehmen werde, nicht stören ließ. Das wäre denn eins der Beispiele von bewußtem Widerspruch, deren Vorhandensein Gercke (S. 198) nicht zugeben will. Daß die Ankündigung der Sibylle an Äneas, der Abstieg zum Avernus sei leicht, die Rückkehr schwierig (VI 125 ff.), durch den Verlauf der Wanderung nicht bestätigt wird, hat er richtig beobachtet; auch daß Äneas zum Schluß etwas plötzlich und gar zu kurzer Hand durch die elfenbeinerne Pforte zur Oberwelt entlassen wird. Aber wenn er nun darin den Rest einer älteren Konzeption entdecken will, nach welcher die Traumpforte noch bei Vergil eine bedeutende Stelle einnehmen und der Rückweg durch Hindernisse führen sollte (S. 15), so heißt das doch, es mit dem Dichter gar zu streng nehmen und seine Versprechungen nach dem Maßstabe geschäftlicher Rechtschaffenheit beurteilen. Die schönen Worte der Sibylle *Facilis descensus Averno etc.* sind poetische Umschreibung des schlichten Gedankens: „Sterben kann man jederzeit; aber ins Leben zurückzukehren gelingt nur wenigen." Und daß ein Erzähler das, was er sorg-

Digitized by Google

fältig angesponnen und weitergeführt hat, zuletzt, um nicht alle Fäden noch einmal aufnehmen zu müssen, kurz abbricht, ist eine ganz gewöhnliche Erscheinung, beinahe in jedem größeren Roman zu beobachten.

Aus Homer gehört hierher das schon erwähnte τοῖσιν μ 394; ferner Gerckes Beurteilung der Phäakengeschichten. Er findet einen Widerspruch zwischen Athenens anfänglicher Mahnung an Odysseus μηδέ τι θυμῷ τάρβει (η 50 f.) und der Thatsache, daß er nachher gar keine Gefahren zu bestehen hat, zwischen der Art, wie die Göttin sowohl als Nausikaa den Einfluß der Königin schildern, und dem doch nur geringen Anteil, den sie später an der Fürsorge für den Gast nimmt. Aber der Rat, ohne Ängstlichkeit in den Kreis der Fürsten zu treten, ist der Situation des landfremden Mannes durchaus angemessen; und die Hervorhebung des Ansehens, das die Frau im Königshause der Phäaken genießt, hat im Plane des Dichters den verständlichen Zweck, auf das Bild hoher gesellschaftlicher Kultur vorzubereiten, das gezeichnet werden soll, und in dem doch auch wirklich Arete von Anfang an bis zuletzt einen wichtigen Platz einnimmt (η 233 ff. λ 335 ff. ν 57 ff.). Für die Vorstellung, daß in einer früheren Gestalt der Sage Arete „ein furchtbares, übermenschliches Wesen", der Aufenthalt bei den Phäaken voll von Schrecknissen gewesen sei, fehlt jeder Anhalt. — An der Verbindung zwischen A und B ist schon vielfach Anstoß genommen worden; aber daß der Traum, den Zeus dem Agamemnon sendet, deshalb nicht hierher passe, weil darin die Hoffnung auf Sieg erregt wird, und daß die Bemerkung B 38 ff. νήπιος, οὐδὲ τὰ ἤδει ἃ ῥα Ζεὺς μήδετο ἔργα κτλ. das „Auskunftsmittel eines kurzsichtigen Redaktors sei", hat wohl vor Gercke (S. 186 f.) noch niemand behauptet. An sich wäre das ja kein Schade; aber wie soll denn der Traum den König zum Angriffe verleiten, wenn er ihm nicht frohe Hoffnung macht? Noch gewaltsamer wird eine Äußerung Achills in T gepreßt, um etwas Neues über die Pläne der Götter zu ergeben. Beim Versöhnungsopfer sagt er betend (T 270 ff.): „Vater Zeus, du schickst den Menschen Unheil; denn niemals wäre es zum Streit zwischen mir und dem Atriden gekommen, wenn es nicht dein Wille gewesen wäre, daß viele Achäer den Tod fänden." Kann etwas natürlicher sein? Wie vorher Agamemnon (T 86 f.) so macht jetzt sein Gegner den höchsten Gott für das Geschehene verantwortlich, um so die eigene Schuld zu verringern, die Aussöhnung zu erleichtern. Gercke aber meint (S. 109; ähnlich wie Friedr. Hanssen, oben II 14), hier werde thatsächlich eine Διὸς βουλή vorausgesetzt, die dem Buche A, ja der ganzen Ilias widerspreche und in der „das Rudiment einer älteren und roheren Sagengestaltung erhalten sei, die dem erhaltenen Anfange der Kyprien verwandt war."

Digitized by Google

Überblickt man die angeführten Beispiele, so versteht man leicht, wie der Verf. dazu gekommen ist, andere deswegen zu tadeln, weil „sie sich zu sehr von den Dichtern hereinreden lassen und ihnen einen Teil der kritischen Verpflichtung der Erklärung zuschieben" (S. 197). Darin liegt gerade die Quelle seiner eigenen Irrtümer, daß er auf diese unerläßliche Betrachtung, vom Standpunkte des Dichters aus, nicht eingegangen ist. Auch die weitere Frage lehnt er ab, ob sich nicht im Laufe der Jahrhunderte und Jahrtausende ein Wandel vollzogen habe in der Denkweise der Menschen und in der Fähigkeit, ein Zusammenhängendes aufzufassen und darzustellen. Er wiederholt nur die bekannten Versicherungen, daß die „Gesetze und Formen des menschlichen Denkens nicht subjektiver, sondern objektiver Natur" seien und „in Werken aller Zeiten gleichmäßig" wirkten (S. 204. 206). Aber jene Frage gehört zu denen, die, wenn sie einmal aufgeworfen sind, nicht wieder zur Ruhe kommen, und deren Bedeutung dadurch nicht beeinträchtigt wird, daß es nicht auf den ersten Schlag gelingt sie vollkommen zu beantworten. Was Gercke gegen meine eigenen Untersuchungen auf diesem Gebiete einwendet, kommt im wesentlichen auf die Konstatierung der Thatsache hinaus, daß ich nicht zu einem einfachen und überall anwendbaren Merkmal gekommen bin, nach dem sich berechtigte und unberechtigte Verstöße gegen die logische Gedankenfolge sicher unterscheiden ließen. Das wäre aber auch ein ganz unverhoffter Erfolg gewesen, und vielleicht nicht einmal ein erwünschter; denn der Wert philologischer Kritik beruht gerade darin, daß sie die Subjektivität des Beurteilers herausfordert, und zwar um so mehr, je reicheren und tieferen Problemen sie gewidmet wird. Andrerseits fehlt es doch nicht an einem festen Anhalt für die Untersuchung, sobald wir nur für den Dichter dasselbe Recht gelten lassen, das auf den Interpolator auch Gercke anwendet: wie wir an dessen Eingreifen nur glauben, wo wir einen Anlaß erkennen der ihn dazu bestimmt haben kann, so sollen wir auch, wo uns im Texte ein Anstoß begegnet, doch immer dann glauben, daß er vom Dichter selbst herrühre, wenn wir imstande sind, aus technischen Rücksichten oder aus einer psychologisch verständlichen Ablenkung das Auffallende zu erklären.

14. Th. Zielinski, Die Behandlung gleichzeitiger Ereignisse im antiken Epos. Erster Teil, mit 12 Abbildungen und 3 Tafeln. Leipzig (Dieterichsche Verlagsbuchhandlung) 1901. 45 S. [Sonderabdruck aus dem Philologus, Suppl.-Bd. VIII, 3.]

Eine ausgezeichnete Arbeit, die hoffentlich starken Einfluß auf den weiteren Gang der Forschung ausüben wird. Den Ausgangspunkt bildet die Thatsache, daß mehrere gleichzeitige Handlungen, wie sie

Digitized by Google

für unser Schauen unvereinbar sind, so auch vom Dichter nicht als solche dargestellt werden können. Die Frage ist: wie hilft er sich, wenn der Stoff parallele Handlungen enthält? Homer hat dafür mehrere technische Mittel, die der Verf. theoretisch erläutert und zugleich durch eine sinnreiche Art graphischer Darstellung anschaulich macht. An die Spitze stellt er mit gutem Grunde ein Diagramm zu Γ, demjenigen Gesange der Ilias, in dem die Kunst, auf verschiedenen Schauplätzen die Handlung vorwärts zu führen und ihre getrennten Zweige ineinander zu leiten, vorzugsweise bewunderungswürdig hervortritt. Anderwärts, wo sich besondere Schwierigkeiten einstellten, ist dem Dichter die Lösung der Aufgabe minder gut gelungen. Im Anfang von O will Zeus durch Iris und Apollon Botschaften ausrichten lassen. Nachdem sein Auftrag an Iris mitgeteilt ist, erzählt Homer zunächst, wie dieser ausgeführt wird und was er für Wirkung thut (168—219), dann erst wird berichtet, was der Göttervater dem zweiten Boten zu sagen hat; den Übergang aber bildet die Wendung: καὶ τότ' Ἀπόλλωνα προσέφη νεφεληγερέτα Ζεύς. Es klingt so, als habe er zu Apollon zu sprechen erst begonnen, nachdem Iris das Schlachtfeld erreicht, den Befehl es zu verlassen an Poseidon gebracht und dieser ihn befolgt hatte; aber das ist nur aus Versehen so geraten, weil der Dichter den Kunstgriff nicht kannte, mit einem „Inzwischen hatte . . ." in die Vergangenheit zurückzugehen. Dinge, die er nacheinander erzählt, werden ihm unwillkürlich zu solchen, die nacheinander geschehen seien.

Dasselbe Verhältnis glaubt Zielinski nun anderwärts im großen wiederzufinden. Von der selbsterzeugten, im Grunde verkehrten Vorstellung werde die Phantasie des Dichters so sehr gefangen genommen, daß er sich gedrängt fühle, die zeitliche Aufeinanderfolge, die er eigentlich gar nicht beabsichtigt hatte, ausdrücklich hervorzuheben und durch bestimmte Angaben zu fixieren. Thetis' Bittgang zum Olymp erfolge nach der ursprünglichen Meinung des Dichters gleichzeitig mit der Rückführung der Chryseïs durch Odysseus; es sei ihm aber unmöglich gewesen, beides nebeneinander zu erzählen. In dieser Bedrängnis habe er sich für den Bericht über die Fahrt nach Chryse dadurch Raum geschafft, daß er den Gang der Göttin um ein paar Tage hinausschob; nur zu diesem Zwecke sei die Abwesenheit der Götter erfunden worden. — Ganz ebenso sei es in der Odyssee ergangen. Athenens Besuch bei Telemach und die Sendung des Hermes zu Kalypso seien „im Keime" als gleichzeitig gedacht; um sie nacheinander, wie es doch nicht anders möglich war, erzählen zu können, habe Homer sie zeitlich getrennt, und sei dadurch genötigt gewesen den zweiten Götterrat in ε einzuschieben.

Wenn man sich einmal entschließt, die Dinge von dieser Seite her zu betrachten, so sieht man plötzlich helles Licht auf eine Fülle

Digitized by Google

sonst dunkler Beziehungen fallen. Daß dabei manche einzelne Stelle auch falsch beleuchtet wird, läßt sich im voraus vermuten. Mit der Folgerung z. B., die der Verf. aus dem ursprünglich gedachten Zeitverhältnis der Fahrt des Odysseus in A zieht — daß sein Auftreten B 169 ff. als das des soeben Zurückgekehrten zu verstehen sei — kann ich mich noch nicht befreunden; dazu würde denn doch gehören, daß dem Dichter das nur „im Keim" Gedachte noch lebhaft und wirksam im Bewußtsein geblieben wäre, nachdem schon die dazwischen erwachsene Wucherung den Zusammenhang gesprengt gehabt hätte. Aber viel stärker als solche Bedenken ist doch die Freude über den glücklichen Bund von Scharfsinn und Witz, der hier eine neue, fruchtbare Betrachtungsweise geschaffen hat. Deren Bedeutung für die eigentliche homerische Frage will der Verf. im nächsten Teile seiner Untersuchungen erörtern; bis dahin muß naturgemäß mit einem genauer präcisierten Urteil gewartet werden.

IV. Asthetische Betrachtungsweise.

1. E. Gladstone, Landmarks of Homeric Study. London (Macmillan and Co.) 1890. 160 S. Mk. 3,00.

Die Schrift hat vorwiegend psychologisches Interesse: zu sehen, wie in dem Geiste eines modernen Staatsmannes von der Bedeutung Gladstones Homer sich spiegelt. Vieles hat der Verf. treffend, wenn auch nicht neu beobachtet: den einheitlichen Stil der beiden Epen, ihren Wert als nationales Einigungsmittel, den durchdachten und systematischen Charakter der homerischen Theologie. Den Schlüssen freilich, die er aus seinen Beobachtungen zieht, wird niemand, der mit der eigentlichen Forschung auf diesem Gebiete in Fühlung lebt, beistimmen können. Gladstone vermag sich den thatsächlichen Bestand der überlieferten Gedichte nur so zu erklären, daß sie das Werk eines und desselben großen Dichters seien. Kein einziger Gesang finde sich in Ilias und Odyssee, der nicht zum Plan des ganzen Epos beitrüge. So sei z. B. die Doloneia als Teil der Ilias unentbehrlich, um dem Odysseus denjenigen Anteil an der Handlung zu geben, den seine Größe und besonders seine Vielseitigkeit verlange. Für die feineren Verschiedenheiten des Stiles gerade zwischen K und den übrigen Teilen des Epos oder zwischen Θ und Λ hat der Verf. kein Auge.

2. G. Haebler, Fünf Vorträge über Ilias und Odyssee. Leipzig (A. G. Liebeskind) 1896. 82 S.

Digitized by Google

Der erste Vortrag giebt eine Übersicht über die Handlung der beiden Epen, der zweite sucht den Dichter und seine Darstellungsweise zu charakterisieren, der dritte schildert die homerischen Götter und die bei Homer herrschenden religiösen und sittlichen Vorstellungen, der vierte zeichnet „Männer- und Frauengestalten aus Ilias und Odyssee", der fünfte im besonderen die drei großen Helden Odysseus, Achill, Hektor. — Der Verf. macht nirgends den Anspruch, wissenschaftliche Probleme zu fördern, berichtet auch nicht von ihrer Bearbeitung durch andre; der einzige Vertreter der Homerkritik, den er im zweiten Vortrag erwähnt, ist Wolf. Trotzdem verrät er eine freiere und gesundere Auffassung vom Wesen der homerischen Poesie, als mancher andere durch viel Gelehrsamkeit erworben hat. Besonders lesenswert sind die Ausführungen darüber, daß unsere Freude an der schönen Dichtung nicht gestört zu werden braucht, wenn wir sie uns als das vereinigte Werk vieler vorstellen. Haebler meint nicht übel, es liege sogar eine gewisse Beruhigung darin, wenn wir nicht anzunehmen brauchen, daß Priamos' Fahrt zu Achilleus von demselben Dichter besungen sei, wie das nächtliche Abenteuer von Diomedes und Odysseus, daß die Klagen an der Leiche Hektors einen Ursprung hätten mit so mancher Roheit und Grausamkeit, die in der Handlung der Ilias vorkomme. — Das Buch ist willkommen zu heißen als ein wohlgemeinter und nicht ungeschickter Versuch, in den Kreisen der Nicht-Gelehrten wieder Leser und Freunde für Homer zu gewinnen.

3. G. Sortais, Ilios et Iliade. Paris (Émile Bouillon) 1892. XV, 417 S.

Das erste Kapitel giebt einen kurzen Überblick über die Resultate der Schliemannschen Ausgrabungen, das vierte behandelt die homerische Götterwelt, das fünfte bis siebente versuchen eine Charakteristik des homerischen Stiles. Den Hauptinhalt des Buches machen die beiden dazwischen stehenden Kapitel aus (p. 35—296). II giebt eine Analyse des Ganges der Handlung, wie er in dem überlieferten Texte sich darstellt; III versucht eine Rekonstruktion des ursprünglichen Gedichtes. Der Verf. ist auf die deutsche Schule in der Homerforschung, wie er mit kühner Zusammenfassung sagt, nicht gut zu sprechen, nimmt auch von unseren Arbeiten wenig Notiz. Er meint, der Versuch, die einzelnen Schichten im Epos voneinander zu lösen, jedem der vielen Dichter, die daran mitgearbeitet haben, seinen Anteil zuzuweisen, sei ein aussichtsloses Unternehmen; es heiße auf beweglichem Sande mit peinlicher Sorgfalt heute ein Gebäude aufführen, das morgen der kleinste Hauch der Kritik umstürzen werde. Was er aber selber statt dessen versucht, um den ursprünglichen Kern der Ilias zu umgrenzen, beruht

Digitized by Google

vollends auf reiner Subjektivität. Die Teile des ältesten Epos sind seiner Meinung nach folgende: Der Streit der Fürsten und Zeus' Eidschwur (A). Die Niederlage der Achäer (Λ). Die Gesandtschaft (I). Die Patroklie (O. Π). Achills Trauer (Σ 1—242). Die Versöhnung (T 1—275). Hektors Abschied von Andromache (Z 313 ff.). Hektors Fall (Φ 525 ff. X). Die Auslösung des Leichnams (Ω).

Im einzelnen enthält das Buch viel feine und treffende Gedanken. Der Vergleich der Ilias mit der in mannigfachen Stilarten aufgeführten Kathedrale von Canterbury (p. 92), die der Verf. vor Augen hatte während er sein Buch schrieb, beweist allein schon, daß ihm die Erkenntnis von dem allmählichen Anwachsen des Epos zu einer lebendigen Anschauung geworden ist. So möchten wir glauben, daß seine Darstellung zwar nicht geeignet ist zu überzeugen, aber sehr wohl imstande zum Genuß zu führen.

4. S. Spitzer, Die stilistische Abwechslung in Homers Ilias und Odyssee. Zeitschr. für die österreich. Gymnasien 48 (1897) S. 481—487.

Während die stereotypen Ausdrücke und Wendungen, in denen Homer sich wiederholt, oft behandelt worden sind, wird hier einmal der Versuch gemacht, zu sehen, ob nicht auch ein bewußtes Streben nach Abwechslung im Gebrauch synonymer Verba, Epitheta, Eigennamen sich beobachten lasse. Der Verf. teilt eine Reihe von Proben mit, für die man ein solches Streben zugeben muß. Wir wünschten, daß diese Untersuchung weiter fortgesetzt und vertieft würde; sie verspricht, indem sie das Wesen des homerischen Stiles von einer neuen, bisher kaum beachteten Seite zeigt, auch für die Aufgaben der höheren Kritik einen Beitrag zu liefern. Bekanntlich hat z. B. Lachmann in Γ daran Anstoß genommen, daß in der Teichoskopie die Fragen Agamemnons jedesmal in etwas anderer Form eingeleitet werden; die darauf gegründeten Bedenken gegen Echtheit werden um so mehr verstummen müssen, wenn sich zeigt, daß eine solche Bemühung um Variation dem Dichter auch sonst nicht fremd ist.

5. H. Grimm: Homer. Ilias, erster bis neunter Gesang. Berlin (Hertz) 1890. 288 S.

6. Derselbe, Dasselbe. Zehnter bis letzter Gesang. Ebenda 1895. 405 S.

„Mit der Homerforschung stehen diese Aufzeichnungen außer Zusammenhang," so beginnt der Verf. die Vorrede des ersten Teiles. Aber was er gewollt hat, das allgemein Menschliche in der uralten Dichtung hervorheben, modernen Lesern zeigen, daß sie, um Homer zu

Digitized by Google

verstehen, sich „nie zu sagen brauchen: das waren Griechen, die aus nationaler Gesinnung so handelten, oder das geschah in weit entlegener, anders denkender Zeit", sondern, daß „wir selber heutigen Tages so empfinden und handeln würden, wie die Menschen Homers thaten" (I S. 48) — eben dies ist ja doch auch das letzte und eigentliche Ziel aller philologischen Arbeit.

Grimm behandelt den Text teils in erläuternder Paraphrase, teils in Übersetzung. Die Form der letzteren ist eigenartig. „Die hergebrachten, tönenden Adjektiva sind ausgelassen und breite Sätze oft zusammengezogen worden. Ich habe mich bemüht, so modern als möglich zu sein. (I S. 3.) — Ich habe nicht übersetzt, sondern nur, was mir von Homers Versen in den Gedanken haftete, rein hingestellt; jedes Wort, dem nicht ein volles deutsches Wort entsprach, ward übergangen" (II S. 139 f.): so spricht der Autor selber seine Grundsätze aus. Die Sprache bewegt sich in freien, kurzen daktylischen Versen, die an den behaglichen Fluß der Hexameter nicht mehr erinnern. Nimmt man hinzu, daß an nicht ganz wenigen Stellen ausdrückliche Mißverständnisse, zumal in bezug auf den feineren Zusammenhang der Gedanken, vorliegen, so wird man der Übersetzung, die hier geboten ist, keinen allzu großen Wert beimessen können.

Anders steht es mit der freien eignen Darstellung des Ganges der Ereignisse, die den weitaus meisten Raum einnimmt und nur hier und da von Übersetzungsproben unterbrochen wird. Die Beleuchtung, in die Homers Bilder und Gedanken hier gerückt werden, ist ja eine einseitige, modern geistreiche; aber eben dadurch tritt mancher Zug nun plastisch hervor, der sonst unbeachtet blieb, gerade wie es zuweilen lohnend ist, eine anmutige Landschaft durch ein gefärbtes Glas zu betrachten. Originell und für die anschauliche Vorstellung wirksam ist (I S. 30 ff.) der Vergleich zwischen den homerischen Göttern und einer adligen Gesellschaft nach Art der in „Kabale und Liebe" dargestellten. Meisterhaft sind manche Situationen gedeutet, die uns der Dichter ausmalend oder entwickelnd und steigernd vorführt. In bezug auf Achill wirft der Verf. die Frage auf, wie es komme, daß er weniger mit individuellen Zügen ausgestattet sei als manche viel weniger wichtigen Personen, und beantwortet sie mit einer feinsinnigen, durch den Ausblick in andere Gebiete der Litteratur vertieften Betrachtung (II S. 15 ff.). Der Charakter und das Schicksal des Hauptheldeu sind mit lebendigem Verständnis erfaßt: „Wir sagen uns, was das Los derjenigen sei, die der Himmel durch außerordentliche Gaben über die andern erhöhte: Einsamkeit und Undank" (I S. 261). Fein und dabei durchaus glaubhaft ist auch Helena gezeichnet (I S. 83. 90 ff.). Nur hätten da, wo sie von neuem durch Aphrodite bethört wird, nicht beide als ein Paar von

Digitized by Google

Schwestern dargestellt werden dürfen, die „wie Kriemhild und Brunhilde, wie Elisabeth und Maria einander zu überbieten suchen“; daß Helena „Tochter des Zeus“ genannt wird, ist doch bei Homer bloß ein konventioneller Zug der Sage, kein lebendiges Stück der erzählten Handlung. Und daran leidet nun Grimms Erklärung überhaupt, daß er allzu frei, ja willkürlich die eigne Phantasie schalten läßt und mit wahrem Raffinement versteckte Beziehungen und berechnete Wirkungen aufspürt, die dem schlichten Sinne des Dichters ganz fremd waren. Daß (in I) die Geschenke, welche Agamemnon dem beleidigten Achill bietet, karg bemessen seien, deshalb auch die Rede des Herrschers von Nestor, der vorher zur Versöhnung gemahnt hat, kühl aufgenommen werde, ist im Texte mit keinem Wort angedeutet, sondern vom Ausleger willkürlich hereingetragen; und unter dieser falschen Beleuchtung leidet das ganze Bild, das wir von der Bittgesandtschaft, ihren Ursachen und Wirkungen bekommen. Hektors zwar verblendete, aber von Vaterlandsliebe und Kampflust erfüllte Rede, in der er den von Polydamas vorgeschlagenen Rückzug in die Stadt verwirft (Σ 285 ff.), soll durch geschäftsmännische, wirtschaftliche Rücksichten bestimmt sein (II S. 229. 289 f.). Dergleichen Verschiebungen und beinahe Verzerrungen kommen mehrfach vor.

Das Schlimmste ist, daß der Verf. bei der ästhetischen Beurteilung nicht stehen bleibt, sondern von ihr aus, entgegen seinem ausgesprochenen Plane, die Frage nach Echt und Unecht zu entscheiden unternimmt. Von T und Υ hat er „das Gefühl, als fehle von alten Zeiten her einiges, und sei anderes die Lücken zu füllen zugesetzt worden“, eine Anschauung, die dann auch ins einzelne ausgeführt wird (II S. 241 ff.). Im ganzen ist die zweite Hälfte der Dichtung mit mehr Zurückhaltung behandelt als die erste, in der mit dem überlieferten Bestande böse umgesprungen wird. Weil Odysseus (B 169 ff.) nach dem ungünstigen Verlauf der Volksversammlung verzweifelt dasteht, so meint Grimm (I S. 45), daß er es gewesen sein müsse, „auf dessen Autorität hin Agamemnon dem Volke den Traum anders erzählte, als er ihn empfangen hatte, so daß der große Fehlschlag Odysseus zur Last fiel“, und daß Verse verloren seien, in denen dies erzählt war. Den siebenten Gesang hält er für „das Werk eines rhetorisch begabten Homerkundigen, der vorhandene Fragmente vielleicht zusammenzufügen hatte“ (I S. 205). Dafür seien gerade hier wertvolle echte Stücke verloren gegangen, deren Inhalt sogar mit ziemlicher Bestimmtheit angegeben wird. Erst am Ende des Gesanges, etwa von 345 an, „scheinen die Teile der ersten Dichtung reicher zusammenzustehen. Das Begraben der Toten klingt schon homerischer, der Bau der Mauer dagegen enthält vielleicht schon kein fremdes Wort mehr“ (S. 207).

Digitized by Google

Es wäre leicht, über diese und ähnliche Urteile, deren Verkehrheit in die Augen springt, zu spotten; und es wäre nicht einmal ungerecht. Wenn Grimm den Schiffskatalog, die Κόλος μάχη, die Auslösung Hektors als Glieder in dem ursprünglichen Plane „des Dichters" ansieht und zu deuten sucht, so ist er auf seinem Standpunkte ganz im Recht; er wollte ja die Dichtung als Ganzes, wie sie nun einmal ist, hinnehmen und mit schlichtem Sinn sich zurechtlegen, wie der arme Mann im Tockenburg es mit Shakespeare gemacht hat. Aber dann hätte er diesem Vorsatz auch treu bleiben, nicht den Philologen, deren Arbeitsweise er geringschätzig ablehnt, ins Handwerk pfuschen sollen. Und doch liegt gerade darin, daß er dies gethan hat, ein wertvolles Zugeständnis. Denn indem er wider seinen Wunsch und sein Versprechen, rein durch die Macht des Stoffes, dazu geführt wurde, über die Entstehungsweise der Ilias, über das relative Alter ihrer Gesänge Vermutungen aufzustellen, hat er aufs unmittelbarste bewiesen, daß liebevolle Würdigung der poetischen Schönheit und kritische Analyse der überlieferten Gestalt des Epos nicht zwei getrennte noch trennbare Thätigkeiten sind, ja, daß die eine von ihnen nicht ernsthaft geübt werden kann, ohne von selbst in die andere überzugehen.

7. E. Kammer, Ein ästhetischer Kommentar zu Homers Ilias. Paderborn (F. Schöningh) 1889. III, 344 S. — Zweite Auflage, ebenda 1901. XII, 346 S.

Der Verf. ist von dem praktischen Wunsche ausgegangen, diejenigen Stücke der Ilias auszusondern, die sicher echt wären und durch deren Darbietung man der lernenden Jugend „das Edelste in geschlossener Form bieten" würde. Der Standpunkt der Betrachtung ist demnach und dem Titel entsprechend überwiegend der ästhetische. Zwar wird auch von dem Verfahren Gebrauch gemacht, Motive und Formeln zu verfolgen, die mit abnehmendem Verständnis von einer Stelle zur anderen übertragen sind; aber diese Methode, die Kammer in einer früheren Untersuchung für einen Teil der Dichtung durchgeführt hatte, tritt in dem hier vorliegenden Buche mit Absicht zurück gegen die ästhetische Würdigung. Daß dabei zu feinerer psychologischer und vor allem künstlerischer Auffassung manches Wertvolle beigetragen wird, konnte man erwarten und wird man bestätigt finden. Im besonderen sei z. B. auf die geschmackvolle Beurteilung von Σ, auf die eindringende Deutung der Hauptscene in Ω verwiesen, wo der Grund von Achills Reizbarkeit 560 ff. einleuchtend dargelegt ist. In beiden Fällen und in vielen ähnlichen mag man sich an den feinsinnigen Ausführungen des Verf.s erfreuen, ohne darum seiner kritischen Grundansicht beizustimmen; er hält sowohl Σ als Ω dem Kerne nach für

Digitized by Google

Teile des ursprünglichen Epos, für Stücke von dem Werke „des" Verfassers unserer Ilias, wobei er nur für Ω das leise Zugeständnis macht, daß „der Dichter in höherem Alter, in dem sein Blick für das Unglück der Menschen, aber auch für die Hülfe der Götter in reicherer Erfahrung geschärft, sein Herz milder, gottergebener geworden war, diesen Gesang hinzugedichtet" habe (²341).

Fast noch mehr als diese Grundanschauung von dem einen Dichter trennt den Standpunkt Kammers von dem meinigen der Sinn, den er dem Gegensatze von „echt" und „unecht" beilegt: was nicht „echt" ist, das erklärt er für das Werk eines Nachdichters, also für unecht und im Grunde verwerflich. Von der geistlosen und gedankenlosen Art, wie die Nachdichter das Geschäft getrieben haben, wird am Schluß des einleitenden Teiles (²102—120) eine lebhafte Beschreibung gegeben; und gewiß entsprechen viele einzelne Züge in diesem Bilde der Wirklichkeit. Aber keineswegs paßt es als Ganzes auf alle diejenigen Dichter, die an unserer Ilias in der Weise mitgearbeitet haben, daß sie einen bereits vorgefundenen Bestand erweiterten und umbildeten. Kammer selbst macht für einige von den „selbständigen Einlagen" der ersten Hälfte eine Ausnahme (S. 120). Als solche betrachtet er Γ, H, M, natürlich auch K, ferner den größten Teil von Δ, von E. Von dieser gewiß richtigen Erkenntnis, daß ein Lied — wie Γ — recht jung und zugleich sehr schön sein kann, ist freilich noch ein weiter Weg bis zu der Ansicht, die, selbst ein Ergebnis jahrelanger Studien, nun für diesen Jahresbericht die Grundlage bildet: daß es überhaupt nicht angeht, nach einem einfachen Entweder–Oder das Echte vom Unechten zu scheiden, daß vielmehr innerhalb der langen Periode, in der das Epos erwachsen ist, eine unendlich mannigfaltig abgestufte Folge von Unterschieden des Alters und des Wertes besteht. Der, welcher die Ἕκτορος λύτρα dem älteren Bestande hinzufügte, war im Einzelausdruck so unselbständig und stellenweise gedankenlos wie nur irgend einer, und doch ein großer Dichter, auch wie nur irgend ein anderer.

Auch wer so die Theorie des Verf.s nicht anerkennen kann, wird sich doch mit ihm freuen, daß das noch nicht erstorbene Interesse für Homer eine neue Auflage des „Kommentars" nötig gemacht hat. Sie unterscheidet sich nicht wesentlich von der vorigen, wenn auch der Kundige auf Schritt und Tritt bemerkt, wie die inzwischen hinzugekommene Litteratur berücksichtigt ist. Ausdrücklich wird (S. 86 ff.) Rohde besprochen, leider in durchaus ablehnendem Sinne.

8. A. Bougot, Etude sur l'Iliade d'Homère. Invention, composition, exécution. Paris (Hachette et Cie.) 1888. VII, 579 p.

„Nous devons beaucoup à la critique allemande; elle nous a appris, en bien des cas, à mieux voir les arbres de la forêt; quant à la forêt,

Digitized by Google

nous croyons qu'en général elle ne la voit pas ou la voit mal!" Dieser Satz aus der Vorrede charakterisiert in aller Kürze das ganze Buch und den Standpunkt des Verfassers, nach seiner Stärke wie nach seiner Schwäche. Von der gelehrten Forschung, nicht bloß der deutschen, hält er sich fern und giebt eigentlich nur im Schlußwort einige nähere Andeutungen über sein Verhältnis zu ihr. Dabei wird es ihm natürlich nicht schwer, nachzuweisen, daß weder die sprachliche Analyse des Textes noch das Aufsuchen von Wiederholungen und Widersprüchen bisher zu völlig sicheren und reinlichen Resultaten geführt hat; man muß ihm zugeben, daß die Ansichten darüber, welchen Anteil die Schrift an der ältesten Überlieferung und Fortpflanzung des Epos gehabt habe, noch immer geteilt sind; auch darin hat er recht, daß es ebenso schwierig ist das Vorhandensein von Interpolationen im Prinzip zu bestreiten wie im einzelnen sie sicher abzugrenzen. Aber aus dem allen folgt doch nicht, daß es verlorene Mühe ist und gewesen ist, auf solche Fragen eine Antwort zu suchen, daß nach den bezeichneten Richtungen hin gar kein Fortschritt gemacht, bei der durch die Hoffnung auf Erfolg belebten Durcharbeitung des Stoffes gar keine tiefere Einsicht genommen worden ist! Doch wir wollen mit dem Verf. nicht rechten. Wenn er den Wert der kritischen Einzelforschung zu gering anschlägt, so ist es andererseits auch wahr, daß deren Vertreter das Element des Gemeinsamen und Einheitlichen in der Ilias oft nicht genug beachtet und, indem sie unablässig auf kritische Betrachtung des Details das Auge eingestellt hielten, sich den Blick für das Ganze ein wenig abgestumpft haben. Bougot erinnert gut daran (p. 572), daß die Sammlungen aus dem Heldengesang anderer Völker, wie z. B. die Kalewala, in viel höherem Grade lose aneinandergereiht sind und viel weniger planmäßigen Zusammenhang zeigen als die Ilias, die eben hierdurch auf den schöpferischen Geist *eines* persönlichen Urhebers hinweise. Auch die Art wie ein solcher — in vorlitterarischer Zeit — geschaffen haben kann und wohl muß, wird treffend charakterisiert (p. 565): „Ne composant pas pour des lecteurs, mais pour des auditeurs, il n'est pas obligé de surveiller anxieusement son inspiration; il s'enchante lui-même de ses propres inventions; il est successivement sous le charme de tous les sujets qu'il rencontre et qu'il traite; quoi d'étonnant s'il ne se rappelle que d'une façon générale ce qu'il a déjà dit, s'il le modifie quelque peu, s'il nous suppose mieux renseignés que nous ne le sommes, ou s'il nous renseigne à l'occasion, chemin faisant, un peu trop tôt ou un peu trop tard?"

Reichlich drei Viertel des Bandes umfaßt der erste Teil, der — überschrieben „l'invention" — den Stoff der Ilias schildert. Das erste Kapitel handelt von der Götter- und Heldensage und sucht zu zeigen wie der Dichter frei damit schaltet, überlieferte Vorstellungen umbildet

Digitized by Google

und erweitert, wie es im Verlauf seiner Erzählung dem künstlerischen Bedürfnis entspricht; so habe er über Briseis, die in A nur kurz angeführt wird, nach und nach Genaueres, vermutlich aus eigner Erfindung, hinzugefügt, um sie bemitleidenswerter zu machen (p. 30). Als Ausgangspunkt der Sage vom troischem Kriege erschließt der Verf. ein doppeltes geschichtliches Faktum: in alter Zeit müsse ein Kampf zwischen Völkern Kleinasiens und einem griechischen Heere stattgefunden haben, und die gesamten Streitkräfte Griechenlands müßten zu einer gemeinsamen Unternehmung verbunden gewesen sein (p. 45. 46). Mehr kritischen Sinn als diese letzte Annahme zeigt im zweiten Kapitel die Besprechung des Kriegstheaters: Homer zeige eine allgemeine Kenntnis der Örtlichkeit, schildere sie aber nicht so genau, daß es möglich wäre die einzelnen Punkte, von denen er spricht, mit solchen der Wirklichkeit zu identifizieren. — Das umfangreiche 3. Kapitel („La bataille") begleitet den Dichter durch die Scenen des Kampfes und sucht sie in ihrer Mannigfaltigkeit und Eigenart zu würdigen. Aus den oft feinen Beobachtungen, die er gemacht hat, kritische Folgerungen zu ziehen, liegt dem Verf. fern. So empfindet er die Besonderheit des Mauerkampfes (p. 149), den auffallenden, modern-ritterlichen Ausgang des Zweikampfes zwischen Hektor und Aias in H (p 95): aber das sind ihm alles gewollte Wirkungen, die der Dichter durch seine Kunst des Individualisierens hervorbringt. Den poetischen Absichten weiß er auch bei den Versammlungen und Beratungen nachzuspüren, denen Kapitel IV gewidmet ist. Die Feinheit des Verstehens wird dabei stellenweise etwas zu weit getrieben, z. B. wenn wir in A heraushören sollen, daß schon vorher die Menge gegen Agamemnon gemurrt, Achill eben deshalb, um sich popular zu machen, das Heer zusammenberufen habe (p. 170). Zwischen dem Rate der Fürsten in Ξ und dem in I stellt Bougot einen Vergleich an, der wieder seine Grundanschauung recht deutlich hervortreten läßt: er konstatiert Übereinstimmung und Unterschiede und rühmt die Erfindsamkeit des Dichters, der bei einem schon früher von ihm behandelten Gegenstande die Gefahr, eintönig zu werden, vermieden habe (p. 202). Kapitel V behandelt die episodischen Scenen; das empfängliche Verständnis, womit sie analysiert werden, bewährt sich besonders bei denen des dritten und sechsten Gesanges, von deren ruhiger Würdigung die deutsche Wissenschaft durch einseitig kritische Tendenz einigermaßen abgekommen ist. — Die beiden folgenden Kapitel bilden zusammen ein Ganzes; sie wollen eine Anschauung davon geben, was wir aus der Ilias über solche Gebiete erfahren, die dem Kriege an sich fern liegen. Eine Darstellung friedlichen Menschenlebens enthält der Schild des Achilleus, für den der Verf. den Anschluß an die Vorlage eines Werkes der bildenden Kunst ablehnt: bei den Scenen der

Digitized by Google

belagerten Stadt habe der Erzähler die Grenzen der bildenden Kunst vergessen. Er erzähle so, daß man allerdings sagen könnte, die Komposition eines Künstlers sei von ihm ungeschickt ausgelegt; aber alle Anstöße und Undeutlichkeiten erklärten sich aufs beste, wenn man voraussetze, daß der Dichter die Geschichten selbst erfunden und in Gedanken auf zwei eng verbundene Scenen verteilt habe, wobei ihm nur das nicht ganz gelungen sei, die Voraussetzungen, die ihm vorschwebten, auch dem Hörer vollständig mitzuteilen (p. 313). Das zweite der beiden Kapitel zeigt uns Homer als Kenner und treuen Beobachter der Natur. — Für das letzte (p. 8) endlich bilden „der Olymp und die Götter" das Thema. Die Beziehungen der Olympier untereinander, ihre Beratungen und Kämpfe, die Mannigfaltigkeit des Auftretens in ihrem Verkehr mit den Menschen schildert der Verf. geschickt und lebendig, auch hier ohne daran zu denken, daß diese Mannigfaltigkeit ein Niederschlag von der allmählichen Entstehung des Epos sein könnte. Sehr gut erklärt er den psychologischen Grund der poetischen Darstellung, daß die Götter auf Schritt und Tritt in das Treiben der Menschen eingreifen: er liege in dem Glauben des Volkes, daß alle unerwarteten Ereignisse durch göttliches Wirken herbeigeführt seien; dieser Glaube, der nach einer Äußerung wie Z 108 bei den Griechen der homerischen Zeit lebendig gewesen sei, habe den Dichter zur Erfindung solcher Züge geleitet (p 438).

Der zweite Hauptteil (p 447—527) handelt von der Komposition, die Bougot durchaus als eine wohlüberlegte und einheitliche zu erkennen glaubt. Aus dem Plane, den Zorn des Peliden zu besingen, ergaben sich zwei Hauptscenen: Streit und Versöhnung; daß der letzteren ein vergeblicher Versuch dazu vorausging, war nicht notwendig, aber lag nahe und erhöhte die poetische Wirkung. An die so fixierten drei Punkte mußten sich drei Kampfgruppen anschließen: die eine vor der Bitte um Verzeihung, eine zweite, die zum Wiedereintritt des Achilleus führte, endlich eine dritte, in der Hektor fiel. Daß die erste wieder in zwei zerlegt wurde, war nötig, weil ein einziger, ob auch unglücklicher Schlachttag nicht ausgereicht haben würde, den Atriden zur Demütigung vor seinem Gegner zu bringen. — In dieser Weise wird die Anlage des Gedichtes im großen und im kleinen gewissermaßen synthetisch abgeleitet; die Perioden des langen dritten Kampftages erscheinen danach beabsichtigt und gut geordnet (p. 453). Auch für die Doloneia weiß der Verf. einen vorbedachten Platz im Plane des Ganzen zu begründen (p. 463); nur den Schiffskatalog hält auch er für später zugesetzt (p. 459). — So fremdartig uns solche Betrachtungsweise berührt, so ist es doch heilsam ihr einmal nachzugehen. Unsere Augen haben sich zu sehr davon entwöhnt, den überlieferten Aufbau der Ilias

Digitized by Google

als etwas Gegebenes anzusehen und das Element des Planvollen, das doch auch in ihm stark hervortritt, zu erkennen; wer Bougots Ausführungen gelesen hat, wird unwillkürlich wieder mehr darauf achten. Bei den Kampf- und Gesprächscenen in Γ und Δ wird immer wieder hervorgehoben, daß sie der Voraussetzung, es sei das zehnte Kriegsjahr, nicht entsprechen; man muß dem Verf. zugeben, daß ein Dichter, der in geschlossenem Rahmen ein Gemälde des gesamten Kriegs geben wollte, zwar kühn, aber gar nicht ungeschickt verfahren ist, wenn er die Herausforderung des Paris erfand und sich durch die Vorbereitungen zum Zweikampf die Gelegenheit verschaffte, die Hauptpersonen des griechischen Heeres dem Könige der Troer und damit dem Zuhörer vorzuführen (p. 456). Auch die mißlingende πεῖρα in B, Hektors Gang in die Stadt in Z werden von dem eingenommenen Standpunkte aus einleuchtend motiviert (p. 484. 485). Daß Hektor in einem Augenblicke das Schlachtfeld verläßt, wo seine Anwesenheit besonders unentbehrlich erscheint, das sei allerdings, sagt Bougot, ein Fehler, aber „un défaut heureux, puisqu'il est racheté avec éclat, puisqu'il amène des scènes d'une beauté incomparable." Ich glaube in der That, daß man aufhören muß, gerade hier das Messer einzusetzen. Andrerseits geht auch der Verf. in seinem Bestreben, guten Sinn und inneren Zusammenhang zu finden, vielfach zu weit; den sprunghaften Gang des Gefechts in Θ hätte er nicht versuchen sollen zu rechtfertigen (p. 487).

Der letzte, recht kurze Teil (p. 529–561) soll hauptsächlich Homers Sprache und Stil würdigen. Über die Dialektmischung wird nicht unverständig geurteilt (p. 557). Wertvoll ist die Schilderung des Reichtums der dichterischen Sprache und der Besonnenheit, womit Homer ihn verwerte; oft gelinge es ihm, einen Gedanken dadurch besonders wirksam zu machen, daß ein einzelnes, wohlbekanntes Wort darin auf etwas ungewohnte Art angewendet werde, wie A 410 ἐπαύρωνται, Γ 160 πῆμα (p. 546). Treffend wird ferner daran erinnert, wie Homer auch da, wo er sich wiederholt, doch dadurch, daß er kleine Abweichungen anbringt, immer neu die Darstellung zu beleben weiß (p. 548. 549). Die Wirkung der formelhaften Ausdrücke ist richtig empfunden; und hier wird die Frage wenigstens aufgeworfen, ob Homer sie geschaffen oder vorgefunden habe (p. 553). Auf die Beantwortung verzichtet der Verf. mit Recht; sie ist nicht möglich von seiner Grundansicht aus, deren — allerdings freiwillige — Beschränktheit an dieser Stelle mehr als anderwärts fühlbar wird. Wer den Bestand stereotyper Wendungen für eine Eigentümlichkeit der frühesten Periode kunstmäßiger Poesie erklärt (p. 552), also nicht sieht, daß das Formelhafte und Konventionelle doch eben eine lange Entwickelung voraussetzt,

Digitized by Google

in der es erst geworden sein muß, der hält sich jedenfalls das historische Verständnis der homerischen Dichtung verschlossen.

Doch ich möchte nicht mit solchem Widerspruch von dem schönen und anregenden Buche des französischen Gelehrten scheiden. Er tritt mit einem ähnlichen Programm auf wie in Deutschland Hermann Grimm, führt es aber mit viel mehr Bescheidenheit durch, indem er gar nicht daran denkt, wissenschaftliche Kritik durch ästhetische Werturteile zu ersetzen. Die dichterische Schöpfung, die der eine zu meistern unternimmt, bemüht sich der andere mit williger Unterordnung unter das Gegebene zu verstehen; und dabei hat er die Empfänglichkeit des Nachempfindens zu einer Kunst ausgebildet, die überall erfreut und von der wir auch da lernen können, wo sie uns nicht überzeugt.

9. Placido Cesareo, Il Subbiettivismo nei Poemi d'Omero. Ricerche critiche. Palermo (Alberto Reber) 1898. 196 S.

Das Buch enthält die Durchführung eines richtigen und, wie der Verf. mit Grund hervorhebt, noch nicht genügend anerkannten Gedankens, der Beobachtung nämlich, daß auch die homerischen Gedichte, bei aller Gegenständlichkeit ihres Inhalts und so sehr überall der Autor hinter sein Werk zurücktritt, doch deutliche Spuren von der Subjektivität des Dichters tragen. Der italienische Gelehrte erörtert den Begriff „Subjektivismus" zuerst allgemein nach seinen zwei Seiten, der des Stoffes und der des sprachlichen Ausdruckes, und weist dann beide Arten reichlich bei Homer nach. Die Arbeit zeigt genaue Vertrautheit mit den Gedichten selbst wie mit der neueren wissenschaftlichen Litteratur darüber. Für den Zweck unseres Jahresberichtes ist am wichtigsten das letzte (7.) Kapitel, das „den Subjektivismus in Beziehung zu den homerischen Fragen" behandelt. Der Verf. gebraucht hier mit Absicht den Plural, weil er von der Vielheit der Probleme, in welche die sogenannte homerische Frage sich aufgelöst hat, eine deutliche Vorstellung besitzt und geben will. Er zeigt, wie die direkten, äußeren Kriterien zur Lösung der Probleme versagt haben, so daß man dazu hat kommen müssen, die Gedichte selber nach inneren Merkmalen zu analysieren. Auch daß auf diesem Wege bereits Resultate gewonnen worden sind, daß man z. B. kulturhistorisch getrennte Schichten unterscheiden kann, erkennt er an. Aber er vermißt in der bisherigen Homerforschung eine ausreichende Würdigung derjenigen Züge, in denen sich die subjektive Denk- und Redeweise verschiedener Dichterpersönlichkeiten verrate. Was er selbst in dieser Beziehung bietet, ist nun freilich auch nichts Fertiges. Er hat treffend erkannt, daß Vorzüge und Schwächen nicht überall nach demselben Gesetze verteilt sind, daß einige der wirksamsten und in der poetischen Darstellung frischesten Gesänge an

Digitized by Google

stilistischen und metrischen Anstößen leiden, während andere, glatt ausgearbeitete, im Gedanken und in dem Gange der Handlung matt erscheinen, und giebt von hier aus (S. 190 f.) eine summarische Schätzung der Hauptpartien des Epos; eine genauere Abgrenzung auf grund des beobachteten Unterschiedes der dichterischen Individualitäten hat er nicht versucht. Aber das kann nur gebilligt werden. Für solche Aufgabe sind die ästhetischen Merkmale in der That zu schwach, zu sehr selber der Subjektivität des Forschers unterworfen. Sie können nur den Blick schärfen für versteckte Züge, für feinere Verschiedenheiten im Charakter der Darstellung, und können so den Boden bereiten helfen, auf dem nachher von anderen Seiten her und mit anderen Mitteln scharfe Linien gezogen werden.

Eine etwas eingehendere Anzeige des anregenden Buches hat Hermann Kluge gegeben, Neue philol. Rundschau 1899, S. 337—340.

10. P. Welzel, Betrachtungen über Homers Odyssee als Kunstwerk. Erster Teil. Progr. des Kgl. kathol. St. Matthias-Gymnasiums zu Breslau. 1901.

Der Verf. giebt eine reflektierende Paraphrase der Bücher α—ζ. Des Anteiles, den die ästhetische Betrachtungsweise an der Lösung von Fragen der höheren Kritik nehmen könnte, ist er sich bewußt (S. V f.), macht aber selber nicht den Versuch Folgerungen dieser Art zu ziehen.

11. Cauer, Homer als Charakteristiker. Neue Jahrbücher für das klass. Altertum u. s. w. V (1900) S. 597—610.

Der Aufsatz sucht zu zeigen, wie Homer die Fähigkeit, fein zu charakterisieren — Alter und Geschlecht, Stand, einzelne Situationen, ganze Menschen — in höherem Grade besessen hat, als man gewöhnlich annimmt; und zwar trete diese Fähigkeit in den jüngeren Partien des Epos stärker hervor als in den älteren. Zum Schluß wird diese Beobachtung mit der scheinbar entgegengesetzten, daß die schöpferische Kraft des Ausdrucks allmählich nachläßt, zusammengenommen, und der Weg angedeutet, auf dem eine Lösung solches Widerspruches gefunden werden kann.

12. A. Roemer, Homerische Gestalten und Gestaltungen. Sonderabdruck aus einer Festschrift der Universität Erlangen. Erlangen und Leipzig (A. Deichert) 1901. 20 S.

Der Verf. knüpft an eine von Aristoteles angeregte Frage an, ob Homers schöpferische Kraft der Darstellung mehr auf genialer Inspiration oder auf Kunstverstand beruhe, und giebt für beides eine Reihe geschmackvoll ausgewählter und mit frischem Sinn erläuterter Beispiele. Nur selten fühlt man sich zum Widerspruch herausgefordert,

Digitized by Google

wie z. B. bei der Bemerkung zu A 301—303: „so scheidet er von uns groß und ungebrochen — als Held." Mir erscheint umgekehrt das, was hier Achilleus sagt, recht menschlich: indem einer nachgiebt, beruhigt er das eigene Selbstgefühl durch eine Drohung, die er für den Fall hinzufügt, daß der andere noch weiter gehen sollte. Vortrefflich ist die — für mich wenigstens — neue Deutung von A 528 ff.: der Dichter lasse deshalb den Gott seine Zusage durch eine stumme Gebärde geben, weil er eine programmmäßige Enthüllung der Art und Weise, wie Achill geehrt werden soll, vermeiden wolle. — Besonderer Beachtung wert ist eine Anmerkung (S. 12), in der darauf hingewiesen wird, daß bei Eustathius Auszüge aus einem ausgezeichneten alten „ästhetischen Kommentar zur Odyssee" vorzuliegen schienen, dessen Absicht gewesen sei, „die Erfindungen und Erzählungen des Dichters nach Möglichkeit gegen die Einsprüche des νοῦς zu sichern."

V. Sprachliche und metrische Analyse.

1. Cauer, Grundfragen der Homerkritik (1895) S. 98—130.

Im ersten Teile dieses Kapitels wird der Thatbestand der Dialektmischung beschrieben, und genauer untersucht welche Erscheinungen als sichere Spuren des Äolischen anzusehen sind. Der zweite Teil behandelt dann, von einer Kritik der Fickschen Hypothese ausgehend, die Frage, wie die Mischung entstanden sei, und weiter, unter welchen Umständen der Übergang der epischen Poesie von einem Stamme zum andern sich vollzogen haben könne.

2. O. A. Danielsson, Zur metrischen Dehnung im älteren griechischen Epos. Skrifter utgifna af K. Humanistiska Vetenskaps-Samfundet i Upsala V, 16. Stockholm 1897. 74 S.

Der Verf. knüpft an W. Schulzes 'Quaestiones epicae' an und zeigt, wie in diesem ausgezeichneten Buche nicht genug mit der Möglichkeit gerechnet ist, daß „die einzelnen Sänger und 'Bearbeiter', deren Erzeugnisse in unsere Ilias und Odyssee Aufnahme gefunden, in der Behandlung der Dehnungslicenzen teils freiere, teils strengere Observanzen befolgten". Aus Danielssons Untersuchungen ergiebt sich, daß es thatsächlich so gewesen ist, daß also auch in dieser Beziehung der sprachliche Zustand der homerischen Gedichte ein Bild ihrer allmählichen, zeitlich und — worauf mit Recht hingewiesen wird — örtlich über ein weites Gebiet ausgedehnten Entstehung bietet. Außer dieser allgemeinen Einsicht kommt für die Fragen der höheren Kritik besonders die eigenartige Behandlung der sogenannten zerdehnten Formen

Digitized by Google

in betracht, die der Verf. S. 64 ff. giebt, auf die einzugehen ich hoffentlich an anderer Stelle Gelegenheit haben werde.

3. A. Thumb, Zur Geschichte des griechischen Digamma. Indogerm. Forschungen 9 (1898) S. 294–342.

Für die Geschichte der homerischen Poesie ist die Frage von großer Bedeutung, ob das Digamma bei Homer ein Äolismus und also eine der Erscheinungen ist, die den Mischcharakter des epischen Dialektes bestimmen, oder ob es bei den Ioniern zu der Zeit, wo sie die Pflege des epischen Gesanges übernahmen, noch lebendig war. Der Verf. bestreitet, im Gegensatz u. a. zu meinen Ausführungen, das erstere, behauptet aber auch das zweite nicht. Er erkennt an, daß der Spirant in dem „Gesamthomer" der Alten keine Rolle mehr als lebender Laut gespielt, daß also „das Zeichen F in unsern Homerausgaben keinen Sinn hat" (S. 326). Ja noch mehr, es ist ihm sicher, daß „auch für die ältesten ionischen Dichter das F kein lebender Laut mehr war" (S. 324). Trotzdem meint er „auch dem ionischen Dialekte Kleinasiens Digamma in noch nachweisbarer Zeit" zuschreiben zu können, auf grund folgender chronologischen Erwägung: „da nach 700 für das kleinasiatische Ionisch Fortleben des F ausgeschlossen ist, da weiter aber die epische Sprache für ihre älteste Zeit F voraussetzt, so sind wir wohl berechtigt, für das kleinasiatische Ionisch den Schwund des F rund auf 800 v. Chr. zu setzen" (S. 325). Aber über die Frage, ob innerhalb der älteren epischen Sprache F ionisch oder äolisch sei, wird ja gerade gestritten; zur Entscheidung kann doch die Thatsache selber, die erklärt werden soll, nichts helfen. — Ebensowenig Erfolg hat Thumbs Bemühung, für irgend einen anderen Teil des ionischen Sprachgebietes ein Beispiel eines wirklich erhaltenen Vau nachzuweisen. Er sucht einen ionischen [F]ε[φ]αρτίδης — statt [E]ὐ[θ]υαρτίδης —, auf den doch selbst Blaß bald verzichtet hat, wieder glaubhaft zu machen und bespricht aufs neue die bekannten Beispiele des F aus Inschriften chalkidischen Alphabetes[1]), bei denen er selber zugeben muß, daß die so geschriebenen Namen teils „nicht reinionisch" sind, teils doch „für das Fortleben des F nicht zu viel beweisen" (S. 323). Wie viel denn etwa? Vermutlich nicht mehr als die Schreibung ἀFυτοῦ auf Naxos, die zwar das Zeichen F enthält, aber durch den eigentümlichen Gebrauch, den sie davon macht, gerade zeigt, daß für die ursprüngliche Art der Verwendung kein Anlaß mehr war. Auch dies erkennt der Verf. ausdrücklich an, sträubt sich jedoch gegen den unausweichlichen Schluß, daß bis jetzt

[1]) Vergl. hierzu meine Anzeige von Kretschmer, Die griech. Vaseninschriften ihrer Sprache nach untersucht, Wochenschr. für klass. Philol. 1895 S. 1164 f.

Digitized by Google

kein einziges sicheres Zeugnis für ein gesprochenes ionisches Vau bekannt ist, der Schwund dieses Lautes also, so weit wir urteilen können, zu den grundlegenden Merkmalen der ionischen Gesamtmundart gehört. Wenn es einer Bestätigung hierfür noch bedurft hätte, so ist sie durch den hier vorliegenden mißlungenen Versuch, das Gegenteil zu beweisen, erbracht worden.

4. F. Solmsen, Untersuchungen zur griechischen Laut- und Verslehre. Straßburg 1901. IX, 322 S

Die Untersuchungen des Verf.s berühren natürlich vielfach das Gebiet unseres Jahresberichtes; doch kann auf Einzelheiten hier nicht eingegangen werden. Ganz richtig ist die Grundanschauung von dem allmählichen Anwachsen des Epos und den verschiedenen sprachlichen Niederschlägen, die davon zurückgeblieben sind Auch die Selbstbescheidung kann — zumal gegenüber der allzu großen Zuversicht anderer — nur gebilligt werden, daß es innerhalb eines Buches wie Π nicht möglich sei die verschiedenen Schichten mit Bestimmtheit herauszulösen (S. 160); das wird in der That nur da angehen, wo eine größere, auch sachlich fest in sich zusammenhängende Partie einen einheitlichen sprachlichen Charakter trägt. Bemerkenswert ist des Verf.s Ansicht, daß die ältere, unkontrahierte Form des Namens Ὠρίων zwar X 29 (ὅν τε κύν' Ὠαρίωνος ἐπίκλησιν καλέουσιν) hergestellt werden dürfe, daß aber an so jungen Stellen wie λ 310. 572 die jüngere Form Ὠρίωνα schon vom Dichter gebraucht zu sein scheine, da sich der Name in dieser Gestalt bereits auf einer milesischen Inschrift des 7. Jahrhunderts finde (S. 54). Wenn Solmsen sich bei dieser Gelegenheit gegen Naucks Bemühung, überall die altertümlichen, unkontrahierten Formen herzustellen, ausspricht, so hat er in der Sache gewiß recht. Nur hätten er wie Brugmann (Indog. Forschgen. IX [1898] S. 171 f.) hervorheben sollen, daß wir die richtigere Erkenntnis vom Wesen der homerischen Sprache zum guten Teil eben dem entschlossenen Vorgehen von Nauck verdanken, dessen Irrtum, wie jeder fruchtbare Irrtum, durch konsequente Durchführung sich selbst widerlegt hat.

Dem Digamma ist der ganze zweite Hauptabschnitt des Buches gewidmet. Daß es „in der Epoche der Gesamtredaktion von Ilias und Odyssee auf ionischem Boden bereits verloren gegangen war", erkennt Solmsen (S. 171) an; für seine Herkunft bei Homer verweist er leider zustimmend auf die ganz unklare Behandlung des Gegenstandes durch Thumb. Wertvoller ist, was er selber hinzufügt. Einmal (S. 174) die Genetivform ΑγασιλέϜο, d. i. ἈγασιλήϜω, auf einer protokorinthischen Lekythos (Arch. Anz. 1899 S. 142) in chalkidischem Alphabet geschrieben, die sich den übrigen halb dorischen halb ionischen Namensaufschriften, deren bei der Besprechung von Thumbs Arbeit gedacht

Digitized by Google

wurde, anreiht; Solmsen erinnert selber daran, daß in dem ἐποίησεν derselben Inschrift das F fehlt, und bringt den anderwärts überlieferten Namen eines Ἀγασίλαος Κορκυραῖος bei. Sodann meint er (S. 193) nachgewiesen zu haben, „daß der Schiffskatalog die Wirkungen des Digamma, soweit sie sich in der homerischen Sprache überhaupt zu erkennen geben, mit voller Gewissenhaftigkeit wahrt". Dieser Nachweis steht Rhein. Mus. 53 (1898) S. 146 ff. Er wird aber dadurch beeinträchtigt, daß eine Anzahl von Ausnahmen bleiben, die teils durch entschuldigende Erklärung, teils durch Emendation erledigt werden müssen; auch fehlt zur Beurteilung der angestellten Statistik die Angabe des vollen Materials und des entsprechenden aus einigen anderen Gesängen. Vielleicht entschließt sich der Verf., dies noch in einer besonderen Abhandlung vorzulegen. Sollte sich dabei wirklich herausstellen, daß B in bezug auf das F nicht anders steht als die ältesten Teile der Ilias, so würde man daraus umgekehrt folgern müssen, daß auch in den ältesten Teilen, als sie so wie sie jetzt vorliegen gedichtet wurden, das Vau kein lebendiger Laut mehr war. Solmsen hätte den Fehler in seiner Schlußfolgerung daran bemerken können, daß sie ihn dazu bringt, den Schiffskatalog, den er „mindestens ins 7. Jahrhundert" setzt, doch zugleich „nicht zu den jüngsten Stücken der homerischen Poesie" zu rechnen (Rh. Mus. 148). Also soll gar im 7. Jahrhundert ionisches F noch gesprochen worden sein? und welcher Zeit gehören denn die wirklich jüngsten Stücke an?

Sehr dankenswert ist, was im Anschluß an Wilh. Schulze über die metrische Dehnung von ο zu οι (οἰέτεας, οἷες, γελοίον, ἠγνοίησεν, πνοιή u. a.) ausgeführt wird (S. 125 f.). Dieser Lautwandel kann nicht von den Sängern selbst vollzogen sein, die gar keine Ursache hatten statt eines länger ausgehaltenen ο ein οι zu sprechen, sondern er beruht auf nachträglicher, halbgelehrter Überlegung von Leuten, die ein ο im geschriebenen Texte vorfanden, wo der Vers einen langen Vokal forderte, und nun nach dem Muster von στοιά στοά, ποιεῖν ποεῖν u. ä. den Diphthongen οι für die allgemein berechtigte Länge zu ο hielten und einsetzten. Daraus aber folgt in der That, daß von der Zeit der lebendigen Pflege des epischen Gesanges bis zu der späteren, wo der Text metrisch durchgearbeitet und reguliert wurde, keine ununterbrochene Überlieferung reicht, sondern daß es dazwischen eine Periode gegeben hat, in der man nur Texte mit unmetrischen Schreibungen hatte und doch daran keinen Anstoß nahm. Dies letzte ist auch, meine ich, nicht wunderbar: die Niederschrift war noch nicht Hauptquelle für die Bekanntschaft mit den alten Gedichten, sondern nur eine Stütze für das Gedächtnis, deren man sich bediente, ohne Wort für Wort und gar Silbe für Silbe Gesprochenes und Geschriebenes zu vergleichen.

Digitized by Google

5. A. Fick, Das Lied vom Zorne Achills. Bezzenbergers Beiträge 21 (1896). S. 1—81.

6. Derselbe, Die Erweiterung der Menis. Ebenda 24 (1899). S. 1—93.

7. Derselbe, Die Erbreiterung der Menis. Die Einlegung des „Oitos" in die Menis. Ebenda 26 (1900). S. 1—29.

Die Befriedigung, die Fick darüber empfindet, daß der berechtigte Kern seiner Theorie mehr und mehr zur Anerkennung gelangt sei, ist ihm von Herzen zu gönnen. Und wenn er selber die Hoffnung ausspricht, daß sich seine Ansichten auf ihrem weiteren Entwickelungsgange „von den Schlacken eines subjektiven Ursprungs reinigen" werden, so kann man dem nur zustimmen. Leider aber thut er selbst gar nichts, um diese Reinigung, die doch längst begonnen hat, sich zu nutze zu machen: ja er häuft immer neue Schlacken dazu, die das, was der Erhaltung und Fortführung wert ist, mehr noch als früher verdecken und gar zu ersticken drohen. Daß die Umwandlung der epischen Sprache aus einer naturwüchsigen äolischen Mundart in einen künstlichen ionisch-epischen Mischdialekt sich nicht mit einem Schlage sondern langsam und allmählich vollzogen habe, will Fick auch jetzt nicht anerkennen, sondern versichert aufs neue, daß in einem bestimmten Zeitpunkt (um 550 v. Chr.) die Übertragung stattgefunden habe; bei dieser Gelegenheit seien alle diejenigen äolischen Formen, für die es metrisch gleichwertige ionische nicht gab, stehen geblieben, alle anderen ionisiert worden. Der Beweis hierfür sollte bekanntlich in der Beobachtung liegen, daß die Partien, bei denen die Rückübertragung ins Äolische glatt aufgehe, sich mit denen decken, die auch sonst von der höheren Kritik als die ursprünglichen und echten erkannt seien, während umgekehrt die von der Kritik angefochtenen Stücke „von festsitzenden Ionismen wimmeln". Ich habe früher gezeigt[1]), daß die Beobachtung falsch, die ganze Untersuchung im höchsten Grade unexakt geführt war. Darauf geht Fick jetzt nicht mehr ein; er betrachtet seinen Beweis als gelungen und läßt sich durch die festsitzenden, d. h. nur durch Textkorrektur entfernbaren Ionismen in den auch von ihm für „echt" gehaltenen Abschnitten nicht stören. Auf der anderen Seite ist er selbst geschäftig, das, was er früher als Beweis gegeben hatte, umzustoßen. Denn indem er die Altersschichten des Textes jetzt vielfach anders abgrenzt, als in seiner Ausgabe der Ilias (1886) geschehen war, giebt er doch zu verstehen,

[1]) Für die Odyssee in den der Zeitschr. f. Gymnasialwesen beigegebenen Jahresberichten des philolog. Vereins zu Berlin X (1884) S. 290 ff.; für die Ilias in der Berliner philolog. Wochenschrift 1887 No. 17—19.

Digitized by Google

daß die sprachliche Analyse des Epos zu einer klaren und sicheren Scheidung von Echt und Unecht nicht geführt hat.

Hierzu kommt ein weiterer Streich, den der Verf. gegen seine eigene Hypothese führt. Von der zweitältesten Schicht, durch welche das ursprüngliche Μῆνις-Lied (von 1936 Versen) zum ersten Male, und zwar auf 3872 Verse, erweitert worden sein soll, muß er selbst (24 S. 18 f.) zugeben, daß sie in der Sprache schon einige unäolische Elemente enthielt: den Gebrauch von ἐς neben εἰς und die kontrahierte Aussprache der Lautgruppen ε(F)ο ε(F)ω. Er sieht hierin „eine leichte Beeinflussung der Sprache des [noch immer äolischen] Erweiterers durch die Ias." Erklärt ist mit diesem Ausdruck nichts, nur die Thatsache der Mischung konstatiert, und zwar schon für diejenige Gestalt des Epos, die der vollständigen Übertragung ins Ionische voranging. Also hat Fick selber unwillkürlich zugestanden, daß die Mischung äolischer und ionischer Formen nicht erst durch jene Übertragung entstanden ist. Damit ist eigentlich seine ganze Theorie aufgehoben.

Dem allen zum Trotz halte ich auch jetzt daran fest, daß der Grundgedanke seiner Hypothese glücklich und fruchtbar war und es noch mehr werden könnte. Wenn man den ganzen Text der homerischen Gesänge möglichst Wort für Wort ins Äolische übersetzte, aber vorurteilslos, nirgends mit dem Wunsche, daß es an der einen Stelle besser als an der anderen gelinge möge, so würde man einmal manche versteckte Äolismen unter der ionischen Hülle wieder zum Vorschein bringen, zweitens aber in der Verteilung ionischer Formen, wie sie nach der Übertragung sich darstellt, einen Maßstab für das relative Alter derjenigen Partien und Versgruppen haben, die sich durch größere oder geringere Dichtigkeit der Ionismen voneinander abheben. In der ersten Beziehung hat Fick auch schon viel Gutes gefunden und giebt jetzt (21 S. 3 f.) einen kleinen Nachtrag an Reimen und Klangspielen, die erst in der äolischen Gestalt der Worte hervortreten. Auf das zweite hat er leider jetzt noch mehr als früher verzichtet. Die Auswahl und Gruppierung, in der er seine 1936+1936 echten und halbechten Verse abdruckt, ist nicht das Resultat einer sprachlichen Analyse, sondern ist im großen in der Absicht erfolgt, nichts „Wesentliches" wegzulassen und nichts „Unwesentliches" aufzunehmen; warum dies als wesentlich, jenes als unwesentlich angesehen worden ist, wird nicht erklärt, darüber soll der Leser selbst urteilen (21 S. 20). Im kleinen aber ist für Streichung einzelner, inhaltlich und sprachlich unanstößiger Verse wie auch einmal für Annahme einer größeren Lücke (an Stelle unseres P, 21 S. 61 und 24 S. 2. 46) die Überzeugung maßgebend gewesen, daß beide Gedichte, die älteste Μῆνις wie ihre erste „Erweiterung", in Abschnitten verfaßt gewesen seien, deren Verszahl ein Vielfaches von 11

Digitized by Google

war. — Erwähnt sei noch, daß Fick an seiner früheren Ansicht festhält, Ω gehöre zu der noch im wesentlichen äolisch gedichteten ersten Erweiterung, während er die ganze Reihe Γ—I einer jüngeren Stufe, auf der bereits die gemischte Mundart herrschte, zuweist. —

Der letzte der oben bezeichneten Aufsätze behandelt die dritte und vierte der Schichten, in die der Verfasser die Ilias zerlegt hat: die „Erbreiterung" (hauptsächlich N, Ξ und P) und die durch die Hand eines Späteren eingefügte „alte herrliche Dichtung von Ilios' Geschick" (B—θ, Λ 1—77), deren Sprache sich noch als äolisch herausstelle, wenn man das „minderwertige Füllwerk des Einlegers" beseitige. Zu der Beurteilung dieser Stücke brachte Fick die Beziehung auf die Zahl 11 schon als etwas Fertiges mit. Er hatte erkannt, daß die „Urmenis" aus vier Hauptstücken zu 517, 451, 451, 517 Versen, die erweiterte Menis aus vier Stücken zu 1034, 902, 902, 1034 Versen bestanden hat, und erwartete nun in dem „erbreiterten" Werke die Zahlen 2068, 1804, 1804, 2068 zu finden. Bei genauerer Prüfung ergab sich ihm „eine so große, im Fortgange der Arbeit immer wachsende Leichtigkeit, das Überlieferte in den beschriebenen Rahmen einzuspannen", daß er „die Hypothese als erwiesen ansehen mußte" (26 S. 2). Zu den 7744 Versen der erbreiterten Menis hat dann der Einleger des Oitos noch einmal die Hälfte, 3872 Verse, hinzugefügt. Der Nachweis im einzelnen gelingt dadurch, daß in Menge Verse und Versgruppen ausgeworfen, gelegentlich auch Verse zur Ergänzung eingeschoben werden (so hinter Λ 659 der Vers, der 827 auf den gleichen Satz folgt), und daß, wo beide Mittel nicht ausreichen, wo Verse, welche „die Einwirkung einer jüngeren Hand zeigen", doch im Zusammenhang nicht entbehrt werden können wie B 360—368 und 803—806, angenommen wird, es habe „bloß eine Umgestaltung einer gleichen Zahl von Versen stattgefunden". Bedenkt man, wie lose und läßlich in Homers Redeweise Thatsachen und Gedanken aneinandergereiht sind, so wird man sich nicht wundern, daß es mit reichlicher Anwendung jener Hilfsmittel möglich ist, das ganze Gedicht in einen „Rahmen einzuspannen", der durch mannigfaltige Multiplikation einer und derselben Grundzahl bestimmt wird; aber eine kritische Verständigung mit solchem Verfahren ist nicht mehr möglich.

8. C. Robert, Studien zur Ilias. Mit Beiträgen von F. Bechtel. Berlin (Weidmann) 1901. 591 S.

Die Behandlung, die der homerischen Sprache in diesem Buche zu teil geworden ist, zeigt keinen Fortschritt gegen Fick, dessen Hypothese vielmehr in ihrer ganzen Starrheit wieder aufgenommen ist. So sind denn auch die Fehler der Beweisführung die alten: durch Konjektur und Athetese wird der Text so zurechtgemacht, daß er scheinbar

Digitized by Google

die — aus anderen Gründen beliebte — Zerlegung in ältere und jüngere Schichten bestätigt. Für die Begründung dieses Urteils darf ich auf meine Rezension des Buches verweisen, die oben II, 21 angeführt ist.

9. H. Usener, Altgriechischer Versbau. Ein Versuch vergleichender Metrik. Bonn 1887. 127 S.

Dieses geistreiche und anregende Buch kann hier natürlich nur insoweit gewürdigt werden, als es auf Homer bezug nimmt. Der Verf. sucht bekanntlich im Anschluß an Theodor Bergk nachzuweisen, daß die meisten Versformen der indogermanischen Völker als Grundform eine Kurzzeile von 4 Hebungen voraussetzen, die sich volkstümlich noch vielfach, auch im Deutschen, erhalten hat. In dieser Zeile wurden nur die Hebungen gerechnet; Zahl und Anordnung der Senkungen waren beliebig. Aus dem Verse von 4 Hebungen wurde durch „Verwitterung des Auslautes" ein solcher von 3 Hebungen, der immer noch mannigfaltige Formen zuließ; jedoch sonderten sie sich nach einem Grundmerkmal in zwei Gruppen, indem ein Vers entweder mit einer Hebung oder mit einem Auftakte begann. Aus der Vereinigung von zwei solchen Kurzversen ist dann bei den Griechen diejenige Langzeile erwachsen, die als „Hexameter" festen Bestand und dauernde Geltung gewonnen hat.

Die beiden ersten Kapitel (bis S. 42) wollen zeigen, daß in homerischen und inschriftlichen Hexametern die zwei Glieder noch vielfach als selbständige Verse empfunden worden seien. Aber die prosodischen Anstöße im dritten Fuße, auf die Usener seinen Beweis gründet, sind viel eher für späte und vulgäre Abweichungen von der korrekten Form, als für Reste eines altertümlichen metrischen Bewußtseins zu nehmen. Die (auf S. 24 gesammelten) Beispiele, in denen πρός nach der trochäischen Cäsur des dritten Fußes steht, πρ also keine Position bildet, sollen Spuren davon sein, daß die beiden Vershälften einst selbständige Verse gewesen waren; doch dieselbe Vernachlässigung der Position ist auch an anderer Versstelle häufig, in der Formel ἔπεα πτερόεντα προσηύδα. Dort hilft sich der Verf. damit, daß ποτηύδα zu schreiben sei; aber warum sollen wir dann nicht ebensogut im dritten Fuße ποτ einsetzen? z. B. X 7 αὐτὰρ Πηλεΐωνα ποτηύδα Φοῖβος Ἀπόλλων, oder X 37, 90, λ 17? An derselben Inkonsequenz leidet Useners Behandlung des F: wenn es in der Cäsur des dritten Fußes nicht beachtet erscheint, so soll es als Zeugnis für ursprüngliche Selbständigkeit der Vershälften dienen; wo es aber — nicht minder häufig — an anderen Stellen des Verses ebenso vernachlässigt ist, da wird nichts Ähnliches daraus gefolgert. Auf diesen inneren Widerspruch der auf den ersten Blick bestechenden Beweisführung hat kürzlich Felix Solmsen gebührend hingewiesen (Untersuchungen zur griechischen Laut-

Digitized by Google

und Verslehre S. 158 ff.). Zu den von ihm erhobenen Bedenken kommt aber noch ein weiteres von prinzipieller Bedeutung hinzu.

Usener will seine Folgerungen nur aus solchen Fällen ziehen, die in den wirklich alten Partien der Dichtung vorkommen (S. 15), begründet aber nirgends sein Urteil über das Alter, sondern setzt z. B. den ersten Gesang, die Glaukos-Episode und die Begegnung von Hektor und Andromache in Z einfach als altertümlich voraus. Auf diese Weise ist dem Teile seiner Argumentation, der sich auf Homer gründen sollte, im voraus der feste Boden entzogen. Trotzdem verdient die dadurch angeregte Betrachtungsweise ernste Aufmerksamkeit. Der Verf. spottet zwar über den Gedanken, daß es etwa seine Absicht wäre „den Wiederherstellungsversuchen eines vermeintlichen wahren Homertextes einen neuen Weg zu zeigen“; in Wahrheit könnte aber gerade dies das Verdienst seines Buches werden. So sehr wir uns dagegen sträuben müssen, daß dieselben prosodischen Anstöße das eine Mal durch Korrektur beseitigt, ein anderes Mal — in einem aus irgend welchem sonstigen Grunde als alt angenommenen Stücke — wie Reste einer vorhomerischen Metrik verwertet werden, so dankbar würden wir sein, wenn man solche Anstöße durch das ganze Epos hin vorurteilslos feststellen und sorgfältig sammeln, und dann die größere oder geringere Dichtigkeit, mit der sie sich verbreitet zeigen, als neues, neben anderen selbständiges Merkmal für das relative Alter der einzelnen Teile verwenden wollte.

10. H. Kluge, Zur Entstehungsgeschichte der Ilias. Köthen (Otto Schulze) 1888. VIII, 220 S.

Der Verf. glaubt, daß der ursprüngliche Rhythmus des epischen Verses nicht daktylisch, sondern spondeisch gewesen sei; das älteste Prinzip der Versbildung sei weder das der Quantität noch das der Beobachtung des Wortaccents, sondern lediglich das der Silbenzählung gewesen. Daktylen seien anfangs nur an den Stellen eingedrungen, wo die kürzeren rhythmischen Reihen (teils 2 mit 3 Füßen, teils 3 mit 2 Füßen), aus denen der Hexameter zusammengewachsen sei, aneinanderstießen; erst später hätten sie sich, immer beliebter werdend, auch über die anderen Versstellen verbreitet. — Hiergegen ist zunächst einzuwenden, daß es einen „spondeischen Rhythmus“ nie gegeben haben kann; denn aller Rhythmus beruht auf Abwechselung, die eben den Spondeen fehlt. In der Annahme, daß der Hexameter durch Zusammenfügung kleinerer metrischen Gebilde entstanden sei, stimmt Kluge mit Usener überein, auf den er (S. 14) ausdrücklich bezug nimmt, und mit dem er leider auch den Fehler gemeinsam hat, daß er die metrische und sprachliche Gestalt des Textes, den er seiner Untersuchung zu grunde legt, nicht vorher prüft und feststellt, sondern einfach so nimmt, wie sie

Digitized by Google

überliefert ist; die Arbeiten und Ausgaben von Bekker², Nauck, Fick u. ä. existieren für ihn nicht. So hat die Zählung von Daktylen und Spondeen, die er vornimmt, keine kritische Gewähr; der Grundsatz, daß ein Vers und eine inhaltlich verbundene Gruppe von Versen um so altertümlicher sei, je mehr Spondeen darin vorkommen, ist ohne Halt; danach kann man ermessen, wie sehr es derjenigen Zerlegung der Ilias, die Kluge nach Maßgabe seiner Statistik durchführt und die den zweiten Teil seines Buches ausmacht, an objektiver Wahrscheinlichkeit fehlt. Daß sie auch durch sich selber und unmittelbar den Eindruck des Unwahrscheinlichen macht, habe ich in einer eingehenderen Rezension (Wochenschr. f. klass. Philol. 1889 S. 1417—1424) zu zeigen gesucht.

An derselben Stelle ist auch angedeutet, auf welchem Wege der im Grunde ja vortreffliche Plan, den Kluge und Usener gar zu kurzer Hand zu verwirklichen unternommen haben, einem greifbaren Ziele zugeführt werden könnte. Man müßte an die Arbeiten von Isidor Hilberg anknüpfen (vor allen: Das Prinzip der Silbenwägung und die daraus entspringenden Gesetze der Endsilben in der griechischen Poesie. Wien 1879), der durch fleißige, wenn auch ebenfalls kritisch noch nicht hinreichend sicher gestellte Beobachtung gefunden hat, daß die Wortbetonung, die in der römischen Metrik eine so große Rolle spielt, auch für den Bau der alten griechischen Verse keineswegs gleichgiltig war, sondern nach etwas verwickelten, aber doch in der Hauptsache noch erkennbaren Gesetzen berücksichtigt wurde. Diese Gesetze gilt es klar zu machen; und dann wird sich beurteilen lassen, welche Verse und etwa welche größeren Partien bei Homer metrisch altertümlicher sind als andere.

11. C. Hoerenz, De vetustiore versus heroici forma in Homeri carminibus inventa. Progr. der XII. Städt. Realschule zu Berlin, 1901.

Nach einem kurzen Bericht über frühere Versuche, die Entstehung des Hexameters aufzuklären, verweilt der Verf. bei Useners Hypothese, die er annimmt und darlegt, ohne wesentlich Neues hinzuzufügen. Den Widerspruch in bezug auf die Position von πρός hat er allerdings bemerkt und vermeidet ihn. Er will diejenigen Fälle ihrer Vernachlässigung, die sich anderswo als in der Cäsur des dritten Fußes finden, gewissermaßen aus falscher Analogie erklären: Verbindungen wie ὣς οἳ μὲν τοιαῦτα | πρὸς ἀλλήλους ἀγόρευον seien rechtmäßig als Spuren des Zusammenwachsens aus zwei früher selbständigen metrischen Reihen; man habe sie dann, als der Vers nur noch wie ein Ganzes empfunden wurde, dahin mißverstanden, daß hier der Anlaut von πρός die vorhergehende Silbe nicht verlängere, habe hierin eine Eigentümlichkeit von προ, πρός gesehen, und diese nun in großem Umfange auch an anderen

Digitized by Google

Versstellen zur Geltung gebracht (S. 21). Die Erklärung ist ganz scharfsinnig ausgedacht, bleibt aber doch so lange höchst bedenklich, als nicht noch andere Beispiele gerade solches Fortwucherns metrischer Gewohnheiten festgestellt sind. Was das Digamma betrifft, so kommt Hoerenz gar nicht auf den Gedanken, daß die Fälle seiner Vernachlässigung im dritten Fuße, in denen er sichere Reste eines altertümlichen Versbaues sieht, an sich ebenso wohl etwas recht Junges, nämlich Anzeichen für das zunehmende Verschwinden des Lautes aus der Sängersprache, sein können. Unter diesen Umständen entbehrt das Verzeichnis von (rund 350) Versen der „älteren Form", das zum Schluß gegeben wird und das sonst eine sehr wertvolle Gabe und eine erwünschte Grundlage für Untersuchungen auch der Komposition sein würde, aller kritischen Gewähr. Schon die äußere Thatsache hätte den Verf. stutzig machen sollen, daß sich seine „altertümlichen" Verse auf Ilias und Odyssee absolut gleichmäßig verteilen, also, da die Odyssee erheblich kürzer ist, in ihr häufiger sind als in dem älteren Epos.

VI. Historische und geographische Beziehungen.

1. R. Wagner, Der Entwickelungsgang der griechischen Heldensage. Progr. Dresden 1896. 42 S. in 4.

Der Verf. verfolgt die Entwickelung und allmähliche Umgestaltung der griechischen Heldensage von der ältesten Zeit bis auf die der Alexandriner und Römer. Die Fragen, die sich in diesem Zusammenhange für Homer ergeben, werden richtig gestellt: ob kurze Angaben über Herkunft und Schicksale einzelner Helden „frei erdichtet sind, um die Eintönigkeit der Aufzählung zu unterbrechen", oder ob sie auf „wirkliche Lokalsagen" zurückgehen (S. IX); und, falls solche Angabe zusammentrifft mit genauerer Darstellung in einem der kyklischen Epen: ob die „Homerstelle erst den Anlaß zur dichterischen Ausführung der in ihr angedeuteten Sage gegeben hat, oder ob der Dichter nur an eine aus andern Quellen wohlbekannte Sagenwendung erinnern wollte". Jeder einzelne Fall erfordert seine besondere Würdigung, wovon der Verf. einige Beispiele andeutet. Genauer verfolgt er die nach und nach erfolgte Umbildung der Geschichte von Agamemnons Ermordung, von der wir in der glücklichen Lage sind vier zum Teil recht eingehende Berichte in der Odyssee selbst zu besitzen. — Daß Wagner sich mit seiner Betrachtung innerhalb der Grenzen hält, die durch den überlieferten Bestand der beiden Epen gegeben sind, und auf vorhomerische Kom-

Digitized by Google

binationen verzichtet, ist in dem Rahmen, den er für seine Gesamtskizze gewählt hat, gewiß richtig. Nur die Thatsache durfte auch hier nicht unbeachtet bleiben, daß die eigentliche Heimat der epischen Poesie bei den Griechen Thessalien ist; denn davon finden sich, besonders in der Ilias, noch greifbarste Spuren in Fülle, und der Zusammenhang der troischen Sage mit der wirklichen Geschichte des nordwestlichen Kleinasiens kann erst von hier aus recht verstanden werden.

2. H. D. Müller, Historisch-mythologische Untersuchungen. 1. Pelasger und Hellenen. 2. Die Sage vom trojanischen Kriege und die homerische Dichtung. Göttingen 1892. IV, 134 S.

Als Kern der Odysseus-Sage glaubt Müller (S. 46 ff.) einen religiös-symbolischen Mythus zu erkennen, der dem äolischen Stamme angehörte, und in welchem der Held — ebenso wie Herakles — eine „heroische Metamorphose des Sonnengottes" war. Die ursprünglichen Bestandteile in den Erlebnissen des Odysseus zeigen nach des Verf.s Ansicht einen auffallenden Parallelismus mit der Herakles-Sage. Erst ionische Sänger haben ihn zum Seefahrer gemacht, ihm den Poseidon, neben Helios, zum Feinde gegeben, in dem Dasein der Phäaken ein „märchenhaft ausgeschmücktes Abbild ionischen Lebens" gezeichnet und in dem Kampf gegen die Freier, der „von Haus aus nur eine religiös-symbolische Bedeutung hatte", eine „gewissermaßen politische Tendenz" durchgeführt. Zu den Ioniern aber ist die Gestalt des Odysseus dadurch gekommen, daß ein Bruchteil des äolischen Stammes nach der Insel Samos wanderte; eben hier hat die Sage „im wesentlichen ihre vorliegende Gestalt erhalten".

Wichtiger als diese Hypothese ist die im zweiten Aufsatz enthaltene ausführliche Analyse der troischen Sage, weil sich darin in größerer Menge und Stärke als dort auch solche Gedanken finden, die geeignet sind noch bei anderen als ihrem Urheber Beifall zu gewinnen. Die Hauptsätze sind folgende.

Die Eroberung und Zerstörung der Stadt Troja ist der ältesten Sage fremd und beruht auf späterer dichterischer Erfindung; die Hindeutungen darauf, die in der Ilias vorkommen, „rühren wohl nur von späteren Dichtern und Rhapsoden her, denen schon Dichtungen wie die Ἰλίου πέρσις bekannt waren" (S 69). Die Grundlage der Sage bilden bestimmte historische Ereignisse, nämlich die Kämpfe, die von achäisch-äolischen Kolonisten mit den alten unhellenischen Einwohnern um den Besitz der Landschaft Troas geführt worden sind (S. 72). Dabei ist es nach den Gesetzen des historischen Mythus wohl zu erklären, daß aus der Auswanderung ein bloßer Kriegszug geworden ist, von dem die Helden in ihre Heimat zurückkehren wollen (S. 74). Der Kern der

Digitized by Google

Dichtung bestand in sechs Akten (S. 76): Helenas Raub; Auszug der achäisch-äolischen Helden Agamemnon, Menelaos, Patroklos und Achilleus zum Kampfe (beides war ursprünglich mit erzählt); Besiegung des Paris durch Menelaos im Zweikampfe; Zweikampf des Patroklos mit Hektor, wobei jener fällt; Zweikampf des Achilleus mit Hektor, wobei Hektor fällt; Bestattung des Patroklos und Leichenspiele. Das Buch Ψ ist, obschon in seiner jetzigen Gestalt und Ausdehnung „wohl nicht" ursprünglich, doch dem Inhalte nach uralt (S. 80). Daß Patroklos sowohl als Hektor in der Rüstung des Achilleus kämpfen und fallen, ist ein alter mythischer Zug: beide sind eigentlich unter sich und mit Achilleus identisch, dieser tötet also gewissermaßen sich selbst (S. 84). Er ist eine „heroische Metamorphose des achäischen Stammgottes" Zeus; seine anfänglichen Erfolge und sein schließliches Wüten gegen sich selber stellen das Entstehen und das durch den Sonnenbrand im Sommer bewirkte Vergehen der Vegetation dar (S. 82). — Ausgangspunkt für die Entstehung der Dichtung muß ein in der Troas regelmäßig gefeiertes Zeus-Fest gewesen sein, das „die Bedeutung einer Leichenfeier des bei Eintritt des θέρος seinem unterweltlichen Gegner unterliegenden und von ihm vernichteten Gottes hatte" (S. 87) Durch den verheerenden Einfall der Kimmerier in der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts wurde die Kraft der Äolier gebrochen, die Blüte ihrer Kultur geknickt; das Zeus-Fest mit seinen Wettkämpfen verschwand (S. 90 f.). Den Sang vom trojanischen Kriege aber trugen die achäisch-äolischen Sänger zu ihren ionischen Nachbarn hinüber, bei denen sie Aufnahme fanden (S. 91). Im Vortrage vor einem ionischen Publikum kam es von selber, daß sich in die Sprache ionische Eigentümlichkeiten einmischten; und das geschah noch mehr, als auf dem neuen Boden neue Sängerschulen entstanden, deren Mitglieder Ionier waren (S. 93). „Aber auch der Inhalt der Dichtung veränderte sich dem veränderten Publikum gegenüber": ionische Helden wie Nestor und Odysseus wurden in die Erzählung aufgenommen (S. 94 f.). Als Vertreter der dorischen Kolonien in Kleinasien kam der Herrscher von Argos, Diomedes, in den erweiterten Kreis herein, von Cypern her die Brüder Aias und Teukros (S. 96 f.). Der Rahmen des Epos aber blieb einstweilen noch der alte: „nach wie vor bildete die Entführung der Helena den ersten Akt der Handlung und der Auszug der Helden aus dem Mutterlande zur Wiedergewinnung der Entführten den zweiten; die Erweiterungen durch Zutritt neuer Helden und ihrer Kämpfe fanden, ohne den Zusammenhang wesentlich zu beeinträchtigen, ihren Platz zwischen dem Zweikampfe des Menelaos mit Paris und dem Kampfe des Patroklos mit Hektor" (S. 98). Das Gedicht war noch im eigentlichen Sinne eine Ilias; der Streit der Könige, Achills Zorn, Thetis' Gang zu Zeus, dessen Zusage

Digitized by Google

dem Gekränkten Sühne zu verschaffen: diese ganze Kette von Ereignissen, von der in unserer Ilias die Handlung zusammengehalten wird, fehlte noch. „Es läge sehr nahe, die [nachher erfolgte] Umgestaltung als das Werk eines einzigen hochbegabten Dichters anzusehen; allein von der Existenz eines solchen Dichtergenies ist nicht nur keine Kunde von historischem Werte auf uns gekommen, sondern es muß auch für sehr unwahrscheinlich gelten, daß in einer so frühen Zeit eine einzelne Persönlichkeit so weit über das geistige Niveau ihrer Zeitgenossen sich hätte erheben können, um im stande zu sein die überlieferte Dichtung in so eingreifender Weise umzugestalten" (S. 102). Der neue Plan muß also auf anderem Wege hereingekommen sein.

Schon Fick hat auf den starken Anteil hingewiesen, welchen die Insel Cypern an der Pflege der epischen Poesie gehabt hat, wovon eine besonders deutliche Spur in dem Auftreten der Göttin Κύπρις in E vorliegt (S. 111. 107). Von Cypern aus sind, wie Müller genauer ausführt, Aias und Teukros, ursprünglich ein Repräsentant des troischen Volkes, in den Personenkreis des Epos eingetreten; daß sie Brüder sind, ist ein poetischer Ausdruck für das freundliche Verhältnis, das in dem kyprischen Salamis zwischen achäischen und teukrischen oder troischen Bevölkerungselementen, die sich hier gemischt hatten, bestand (S. 117 f.). In demselben Sinne ist es zu verstehen, daß der Zweikampf zwischen Aias und Hektor resultatlos verläuft und beide wie Freunde voneinander scheiden (S. 120). Die offenbare Sympathie, mit der durchweg Hektor geschildert ist, das starke Hervortreten des Äneas in E und Υ beruhen auf dem Wunsche der kyprischen Sänger, „auch dem Stammesgefühl des teukrischen Volkselementes eine gewisse Befriedigung zu gewähren" (S. 121). Nachdem nun aber einmal Äneas als Sohn der kyprischen Göttin eingeführt war, wollte man auch auf griechischer Seite einen Helden von göttlicher Herkunft haben; deshalb wurde Thetis erfunden (S. 123 f. 100 f.). Und sie gab durch ihre Mittelstellung zwischen Göttern und Menschen die Möglichkeit, das ganze Epos nach jenem neuen Plane umzugestalten. Der eigentliche Grund aber zu diesem Plane lag in der Erwägung, daß, da doch Achills Freund Patroklos durch Hektor fällt, erklärt werden mußte, wie es kam, daß Achilleus nicht da war um ihm beizustehen; auch ließen sich die neu hinzugetretenen Helden Diomedes, Aias u. a. mit ihren Thaten leichter einfügen, wenn der Pelide für einige Zeit vom Kampfe ferngehalten wurde (S. 124 f.). Von hier aus gelangt der Verf. zu dem Schlusse, daß in den Büchern Γ—Η, „wenn auch nicht in der alten Form und nicht ohne mancherlei Veränderungen und Zusätze, ein Stück der alten Ilias sich erhalten hat, die noch nichts von dem Zorne des Achilleus und der Verheißung des Zeus wußte" (S. 126). — Die Um-

Digitized by Google

wandlung dieser früheren Ilias in eine Achilleïs ist ausgegangen von „kyprischen und speziell salaminischen Sängern", an der Ausführung beteiligt haben sich aber auch die ionischen Sänger, die in ihrem Berufe thätig blieben auch nachdem sie das Epos nach Cypern gebracht hatten (S. 128). Ihnen wird die Rolle verdankt, die Odysseus in der Ilias spielt, die durchaus nach dem durch die Odyssee schon gegebenen Muster gebildet ist (S. 129 ff.). Wie endlich „die kyprisch-salaminische Redaktion der Ilias auch auf dem Festlande zur Allgemeingiltigkeit durchdringen konnte", erklärt sich daraus, daß Solon den Vortrag der homerischen Gedichte bei den Panathenäen geordnet hat; dabei mag er diejenige Form der Dichtung zu grunde gelegt haben, die er bei einem Besuche auf Cypern kennen und nach ihrem hohen poetischen Werte würdigen gelernt hatte (S. 134).

Die Arbeit, deren Inhalt hier skizziert wurde, bringt ein eigenartiges Gemisch aus fruchtbaren Gedanken und völlig phantastischen Vorstellungen. Auf die letzteren gehe ich nicht ein. Wenn es je eine Periode gegeben haben sollte, in der Odysseus ein Sonnengott war, Achill Patroklos und Hektor ein einziges Wesen, so liegt sie jedenfalls so weit jenseits der Anfänge homerischer Poesie, daß für deren Erklärung und Analyse von dort nichts mehr geholt werden kann. Dagegen möchte ich versuchen diejenigen Stellen in dem Gebäude der Müllerschen Hypothesen hervorzuheben, an welche die weitere Forschung widersprechend oder bestätigend anknüpfen könnte.

Mit Recht hat er darauf hingewiesen, daß der Gedanke an die künftige Zerstörung der Stadt zwar gelegentlich in der Ilias auftaucht, aber keinen wesentlichen Zug in dem Stoffe dieses ältesten Epos ausmacht. Das historische Ereignis, das zur Entstehung der Sage den Anstoß gab, braucht also nicht notwendig die Einnahme einer großen Stadt gewesen zu sein; es genügt, an die Kämpfe zu denken, die um den Besitz der Nordwestecke von Kleinasien zwischen den älteren Bewohnern und den äolischen Eroberern geführt worden sein müssen. Dabei ist aber wesentlich, daß die Einwanderer aus ihrer thessalischen Heimat eine ausgebildete Sangeskunst und eine fest geprägte poetische Sprache bereits mitbrachten; denn nur in Thessalien kann der Olymp zum Göttersitz geworden, nur dort kann sich der Gebrauch entwickelt haben, die Götter schlechtweg als Olympier zu bezeichnen. Indem der Verf. dies nicht erkannte (S. 89), hat er sich eins der wichtigsten Merkmale zur Beurteilung, was bei Homer alt und ursprünglich sei, entgehen lassen. Unter den Teilen, die er seinerseits als die ältesten ansetzt, sind nicht wenige (Γ—H und Ψ), die jedenfalls in ihrer gegenwärtigen Gestalt zu den jüngsten gehören, von denen er dies sogar selber zugiebt. Nun ist es im Prinzip ja wahr, was er im Eingang sagt (S. 71):

Digitized by Google

„es können solche Stücke, welche in ihrer vorliegenden Fassung jüngeren Ursprungs sind, sehr wohl ihrer (stofflichen) Grundlage nach zu den ältesten gehören, und umgekehrt." Aber daß es im einzelnen Falle so sei, müßte doch immer erst wahrscheinlich gemacht werden, eben aus dem stofflichen Charakter der fraglichen Partie heraus. Dies wird jedoch von Müller gar nicht versucht; und es dürfte auch schwer gelingen für Gesänge, in denen eiserne Waffen und Geräte vorkommen (Δ, H, Ψ), wirklich bestehende Tempel erwähnt werden (E, Z, H) und die Kunst des Schreibens bekannt ist (Z, H), oder wo das Eingreifen der Gottheit, einst ein feines Kunstmittel, so vergröbert ist wie in der Dienstleistung der Athene, die dem Tydiden die vom Wagen gefallene Peitsche aufhebt (Ψ). — Richtigere Anschauungen hat der Verf. von der Art, wie neue Personen und Ereignisse dem anfänglichen Bestande hinzugewachsen sind. Daß Diomedes den argivischen Kolonien in Kleinasien seinen Platz im Epos verdanke, daß die Sage von dem Telamonier Aias und seinem Bruder Teukros in dem kyprischen Salamis lebendig gewesen und von hier aus in den troischen Sagenkreis eingedrungen sei: das sind Gedanken, die jedenfalls eingehendere Prüfung verdienen. Sehr gut ist das Einwirken der Odyssee auf die Ilias geschildert (S. 130 f.). Was freilich damit zusammenhängt, die Vorstellung von der gemeinsamen Arbeit, in der achäische, teukrische und ionische Sänger die jetzige Gestalt der Dichtung zu stande gebracht hätten, ist aus bloßen Möglichkeiten gar zu zuversichtlich konstruiert. Achills Zorn soll erfunden sein, um zu erklären, warum sein Freund ohne ihn kämpft und fällt. Aber woher wissen wir denn, daß der Tod des Patroklos zu dem ältesten Bestande der Handlung gehört? Der Verf. hat es gleich zu Anfang behauptet, doch nicht bewiesen. So zweifelhaft übrigens hier seine Kombinationen im einzelnen sind, so lassen sie doch eine Hauptthatsache mit willkommener Deutlichkeit hervortreten: daß der eigentlich schöpferische Gedanke, der aus einer Fülle von Sagen und Gesängen gerade unsere Ilias als ein bleibendes Werk von fortzeugender Kraft heraushob, der war, um den Zorn des Peliden die mannigfaltigsten Ereignisse zu gruppieren. Dabei mag wohl der Wunsch mitgewirkt haben, durch vorübergehende Fernhaltung des Haupthelden Spielraum für andere zu gewinnen. Die ganze Idee aber war in ihrer Einfachheit zugleich und Ergiebigkeit etwas so Großes, daß sie nicht durch das Zusammenwirken einer Schar von Sängern mittlerer Begabung entstanden, sondern nur im Kopfe eines einzelnen genialen Dichters erwacht sein kann. Dies, was er bestreiten will, anschaulich gemacht zu haben, ist gerade auch ein Verdienst der Müllerschen Darstellung.

Digitized by Google

3. H. Usener, Der Stoff des griechischen Epos. Wien (Carl Gerolds Sohn) 1897. 63 S. (Aus den Sitzungsberichten der Kais. Akademie der Wissenschaften in Wien, philos.-histor., Bd. 137.)

Die kleine Schrift bringt nicht ganz das, was der Titel zu versprechen scheint: sie legt nicht den Stoff des Epos dar, sondern erörtert die Methode, nach der er zu analysieren sei. Daß drei Elemente in ihm verschmolzen sind — uralte Göttermythen, geschichtliche Erinnerung und freie dichterische Erfindung — das dürfte kaum jemand bestreiten; die Frage ist, in welcher Weise sie sich verbunden haben. Man könnte meinen, daß der Verf. das erste Element überschätze, wenn man seine einleitenden Abschnitte liest und die Forderung, die er damit aufs neue begründen will: „die Gestalten der troischen und überhaupt der altgriechischen Heldensage so lange als Stammesheroen und ursprüngliche Götter zu betrachten, als nicht das Gegenteil, die Geschichtlichkeit des Namens, wahrscheinlich gemacht sei" (S. 13). Aber nachher warnt er selbst: man solle nicht meinen, „darum, weil der Name eines Helden mythische Bedeutung besitze, alles, was er thut und leidet, aus altem Mythus ‚ableiten' zu können" (S. 21). Nach Useners Ansicht bilden mythische Vorstellungen, die halb verstanden oder gar nicht mehr verstanden fortleben, gewissermaßen den dunkeln Mutterboden, aus dem die Sage ihre Nahrung zieht, in den aber erst ein geschichtliches Ereignis oder ein schöpferischer Gedanke des Dichters den Keim legt, der sich zu poetischer Gestalt entwickeln kann. An drei Beispielen zeigt er in geistreicher Ausführung, wie Namen von ursprünglich mythischer Bedeutung zu Mittelpunkten frei erfundener Erzählungen gemacht worden seien, in denen nur der Wissende noch, nicht der Dichter selbst, einen Nachhall der alten Sage empfinde (S. 26. 33. 40): Kalesios, den zusammen mit seinem Herrn Axylos der Tydide tötet (Z 12 ff.), war eigentlich der Gott der Unterwelt, der alle „einladet" und bei sich aufnimmt; Adrastos (der „nicht entrinnende") und sein Bruder Amphios (B 828 ff.), die auf troischer Seite kämpfen und getötet werden (der eine Z 37 ff., der andere E 612 ff., beide noch einmal A 328 ff.) tragen die Namen des bekannten argivischen Heldenpaares — denn Ἄμφιος ist aus Ἀμφιάραος verkürzt —, aber ihre Personen und ihr Schicksal sind zu den alten Namen neu erfunden; Thersites endlich, lakonisch Θηρίτας, ist ein alter Wintergott, der zu dem Sommergott Achilleus in natürlichem und unversöhnlichem Gegensatze steht (vgl. B 220), ohne daß der Sänger, der die Episode in B gedichtet hat, etwas hiervon wußte.

Man wird gern zugeben, daß Entwickelungen wie die hier von Usener angenommen möglich sind, wenn auch gerade in dem letzten

Digitized by Google

Beispiel die Reihe der Verschiebungen und Vertretungen, die vorausgesetzt werden, etwas gar zu groß ist. Für die Homerkritik ergiebt sich von dieser Seite her jedenfalls kein unmittelbarer Gewinn. Sie fragt, wie das Epos entstanden ist, nicht, wie die Namen und Begriffe entstanden sind die ihm zur Voraussetzung dienen. Vielleicht aber würde die Sagenforschung, deren gewiß interessante Aufgabe dieses Problem ist, auch ihrerseits gut thun, nicht sogleich am jenseitigen Ende einzusetzen, nicht die ganze lange Periode des Lebens und Wachsens der Dichtung zu überspringen, sondern sie Schritt für Schritt zu durchmessen, zunächst Ilias und Odyssee in ihre erkennbaren Bestandteile zu zerlegen und sich so jenem fernen Ziel allmählich zu nähern. Dabei müßte allerdings der Grundsatz geändert werden: nicht *Quisque praesumitur deus donec probetur contrarium*, sondern umgekehrt: keine Gestalt der Dichtung wird für eine alte Gottheit gehalten, so lange nicht nachgewiesen ist, daß sie zu den frühesten, nicht anderswoher ableitbaren Elementen der Sage gehört.

Daß erst bei solcher Untersuchung der eigentliche Stoff des Epos zum Vorschein kommen würde, erkennt im Grunde auch Usener an. Er schildert einleuchtend, wie er sich den Übergang historischer Thatsachen in die Form der Sage denkt: „Statt die Helden der geschichtlichen Erinnerung mythisch zu verklären, sind ohne weiteres an deren Stelle die als Heroen verehrten Ahnen der am Kampfe beteiligten Stämme und Geschlechter geschoben worden" (S. 14). Also bilden die Hauptmasse dessen, was in Ilias und Odyssee erzählt wird, echt menschliche Thaten, die nur durch dichterische Phantasie Personen beigelegt worden sind, deren Namen, damals schon nicht mehr verstanden, früher zur Bezeichnung göttlicher Wesen gedient hatten. Und wir dürfen und müssen weiter fragen: wo und wann und durch wen sind die Thaten gethan worden, die den Geist des Volkes so bis in die Tiefe erregten, daß solche Umbildung erfolgen konnte? Der Verf. antwortet klar und bestimmt: „Für die Griechen sind dies die Wanderungs- und Eroberungszüge achäisch-äolischer Stämme gewesen, deren Ergebnis der Fall Trojas und die Ansiedlung in der Troas, Äolis und auf den vorliegenden Inseln war" (S. 21). Im Gegensatze zu der übertriebenen Skepsis, die heutzutage gerade in diesem Punkte geübt wird, verdient dieses zuversichtliche Urteil besonderen Dank.

4. F. Dümmler, Hektor. Zweiter Anhang zu Studniczkas „Kyrene". (Leipzig 1890), S. 194—205.

Von den Böoterfürsten, die B 494 f. genannt sind, wird Leïtos P 601 durch Hektor verwundet, Arkesilaos O 329 von ihm getötet. Dümmler meint, daß auch die Tötung des Prothoënor durch Polydamas

Digitized by Google

Ξ 450 eigentlich dem Hektor gehöre und erst nachträglich, als man seinen Zwillingsbruder Polydamas erfunden hatte und mit einigen Thaten auszustatten wünschte, auf diesen übertragen worden sei. Diese Vermutung schwebt ganz in der Luft. Aber auch für das, was sicher über Hektor berichtet wird, lohnt es weiter auf E 707 ff. Bezug zu nehmen, wo unter den von Hektor Erschlagenen Oresbios aus Hyle am Kopais-See hervorgehoben wird. Dümmler verbindet diese Angaben mit der durch Pausanias (IX 18, 5) erhaltenen Kunde, daß die Thebaner das Grab eines Hektor besaßen, dem sie heroische Ehren erwiesen, und gewinnt aus allem die Ansicht (S. 198): „Hektor ist in ältester Sage Herrscher über eine griechische Bevölkerung in Theben, welches er gegen die aus Thessalien eindringenden Böoter lange erfolgreich verteidigt, wobei er aber doch schließlich, wie das Grab wahrscheinlich macht, seinen Tod findet."

Man könnte nun denken, die Erinnerung an diesen Helden, der die feindliche Stadt verteidigt hatte, sei von den böotisch-äolischen Eroberern des nordwestlichen Kleinasiens unmittelbar dorthin mitgebracht und im Liede auf den Kampf um Ilios übertragen worden. Dies ist aber nicht die Meinung des Verf.s. Er konstruiert einen Umweg über Chios, wo Hektor als siegreicher Heros der ältesten, aus Euböa und der Kephisos-Landschaft eingewanderten griechischen Bevölkerung gefeiert worden sei; von dort hätte man ihn, übrigens nicht erst in der ionischen Epoche des epischen Gesanges (S. 203), in die troische Sage übernommen und hier zum Vorkämpfer der den Griechen gegenüberstehenden Völker gemacht; eine Folge dieser Verschiebung in der Sage sei dann gewesen, daß er fallen mußte. — Diese Hypothese gründet sich auf ein Exzerpt aus Ion von Chios (bei Pausanias VII, 4), das, wie Dümmler selbst sagt, in starker Verwirrung ist und erst mehrfacher Korrektur und Umdeutung bedarf, um dem angedeuteten Entwickelungsgange zu entsprechen. Schwerlich wird jemand dadurch überzeugt werden.

Auch Dümmlers Hauptgedanke, Hektor aus Theben abzuleiten, bezeichnet einstweilen nur eine Möglichkeit; aber diese ist wichtig und wertvoll. Wiederholt ist darauf hingewiesen worden, daß wir eine hohe Entwickelungstufe des epischen Gesanges schon im nördlichen Griechenland voraussetzen müssen. Für die Frage, welchen Inhalt er dort gehabt habe, gaben einen Anhalt die von Bethe aufgezeigten Spuren der ältesten Ödipus-Dichtung, wenn er auch selbst nicht geneigt schien sie in diesem Sinne zu verwerten (Thebanische Heldenlieder [1891] S. 145. 176 f.). Einen weiteren Beitrag liefert nun die Hektor-Hypothese, indem sie anschaulich macht, wie in der Ilias außer dem Wortschatz, besonders an stehenden Beiwörtern und formelhaften Wen-

Digitized by Google

dungen, auch stoffliche Elemente enthalten sein können, die, ohne daß man es auf den ersten Blick erkennt, ihren Ursprung im Mutterlande und vor der Zeit der äolischen Kolonisation haben.

5. E. Bethe, Homer und die Heldensage. Die Sage vom troischen Kriege. Mit einer Kartenskizze. Neue Jahrbb. f. d. klass. Altertum u. s. w. VII (1901) S. 657—676.

Ausgesprochenermaßen in der Richtung von Dümmlers Arbeit bewegt sich der anregende und zugleich ergebnisreiche Vortrag, den Bethe auf der Straßburger Philologen-Versammlung gehalten hat und der nun gedruckt vorliegt. Er geht aus von der Frage: „welche geschichtlichen Ereignisse liegen der Sage vom troischen Kriege zu grunde?“ und konstatiert zunächst ganz richtig, auf E. Meyers Beweisführung gestützt: nicht die äolische Kolonisation der Troas; denn die ist nicht älter als das 7. oder 8. Jahrh. v. Chr. Der Verf. geht aber weiter und sucht zu zeigen, daß auch die Kämpfe, die — erheblich früher — um den Besitz von Lesbos und Tenedos von den Äolern geführt worden sind, kein grundlegendes Element in der troischen Sage bilden. „Erinnerungen an sie,“ sagt er (S. 668), „in Sagen niedergeschlagen, finden sich zwar in ihr; aber, gering an Zahl und für sie bedeutungslos, stellen sie sich als nachträgliche An- und Einfügungen dar an ihre älteren und bereits gefesteten Stämme.“ Dieser Beweis scheint mir nicht völlig gelungen. Um nur eines hervorzuheben: Bethe charakterisiert, an die von Fick und Wilamowitz gefundene Etymologie von Βρισηίς anknüpfend, durchaus treffend die Stellung, welche das „Mädchen von Bresa (auf Lesbos)“ in Sage und Dichtung hat. Sie ist keine leibhafte Gestalt der Sage, sie hat ja nicht einmal einen eigenen Namen, sondern ist von einem Dichter erfunden, um ein Motiv in der Handlung, die er erzählen wollte, auszumachen. Dies sei der Schöpfer unserer μῆνις gewesen, meint Bethe, und es sei klar, daß er in Lesbos und für Lesbier gedichtet habe; „denn nur hier konnte dieser Ort und diese Ortssage bekannt sein“ (S. 666 f.). Wenn das eine richtig ist, so ist es das andere gewiß nicht Ein lesbischer Dichter würde doch wohl gewußt haben, was Βρισηίς bedeutete; der Sänger der μῆνις aber wußte das nicht mehr, sondern hielt das Wort für einen Personennamen, und hat das entsprechende Χρυσηίς entweder ebenso falsch gedeutet oder mißverständlich nachgebildet. Daraus ergiebt sich einmal ein neuer Grund für die Ansicht, daß der Verfasser der μῆνις ein Ionier war, sodann aber die Thatsache, daß es schon längere Zeit hindurch äolische Lieder und Sagen, in denen „die Briseerin“ eine Rolle spielte, gegeben haben muß, ehe ein Dichter auf den Gedanken kam sie so zu verwenden wie in der μῆνις geschehen ist. Und somit greift der Anteil,

Digitized by Google

den Lesbos und die auf der Insel geführten Kämpfe an der Heldensage haben, doch tiefer und ist weniger accessorisch, als Bethe annimmt.

Höchst verdienstlich ist nun aber, wie er das, was er in Kleinasien nicht findet, anderwärts aufsucht. Er erneuert Otfried Müllers Methode der Forschung und stellt den Grundsatz auf, daß Personen der Sage da zu Hause sind, wo sie Gräber und Kultstätten haben, wo es Örtlichkeiten giebt, deren Namen mit den ihrigen oder mit denen ihrer nahen Verwandten, Genossen, Feinde zusammenstimmen (S. 659. 661). Auf diese Weise hat der Verf. eine Reihe ausgezeichneter Resultate schon jetzt festgelegt. Der Heraklide Tlepolemos von Rhodos (B 653 ff.) unterliegt E 627 ff. dem Lykier Sarpedon; wie kommen beide nach Ilios? Daheim waren sie Nachbarn; und ihr Kampf gehört eigentlich in den Zusammenhang der Versuche, welche die Rhodier gemacht haben, im gegenüberliegenden Lykien Besitz zu erwerben. Bethe hat gewiß recht, daß „dieser Sang gedichtet ist zum Preise lykischer Fürsten und in ihren Hallen gesungen, ursprünglich ganz ohne Beziehung zu Troja und ohne Gedanken an den troischen Krieg" (S. 669). Ebenso ist der Kampf zwischen Idomeneus und Phästos E 43—47 der „letzte Rest eines altkretischen Heldenliedes"; denn wenn auch das lydische Τάρνη als Heimat des Phästos genannt wird, so ist er doch offenbar in seinem Ursprunge der Eponym der gleichnamigen kretischen Stadt. — Plutarch hat (Thes. 34) aus der Ἀτθίς des Istros die Notiz erhalten: Ἀλέξανδρον τὸν ἐν Θεσσαλίᾳ Πάριν ὑπ' Ἀχιλλέως καὶ Πατρόκλου μάχῃ κρατηθῆναι παρὰ τὸν Σπερχειόν. Der Verf. verbindet hiermit die Beobachtung, daß „in der Ilias Alexandros-Paris, von Menelaos und Diomedes abgesehen, fast nur mit Thessalern kämpft", und die Nachricht, daß er schließlich dem Herrn von Thaumakie in Südthessalien, Philoktetes, erliegt (Apollodor III 12, 6): und gelangt so zu dem Schluß, daß die drei — Achill, Philoktet, Alexandros — in Thessalien „in nächster Nachbarschaft saßen, und darum in dauerndem Kampf und erbitterter Todfeindschaft" (S. 670). Er macht es ferner wahrscheinlich, daß Theben, Andromaches Heimatstadt die Achill zerstörte, ursprünglich das phthiotische (Strab. IX 431) gewesen sei. In dieser Umgebung findet denn Hektor als Held des böotischen Theben, wie ihn Dümmler erkannt hat, seinen natürlichen Platz; auch über die Beziehung zwischen den beiden gleichnamigen Städten, und den Grund warum in der Sage Hektor mit beiden verbunden sei, äußert Bethe eine Vermutung (S. 672). Gesichert erscheint der Hauptgedanke, den er begründen wollte: daß ein erheblicher Teil der kriegerischen Scenen, die in der jetzigen Dichtung vor Ilios spielen, aus dem Mutterlande dorthin verlegt sind und ursprünglich Kämpfe waren, die „von Nachbar wider Nachbar um ein Stückchen Erde" geführt wurden.

Digitized by Google

Man möchte meinen, daß es von hier aus ganz natürlich erscheinen müsse, auch Agamemnon im nördlichen Griechenland zu suchen, wohin er durch seinen Streit mit Achill, seine Ausfahrt von Aulis und durch die ursprüngliche Bedeutung von Ἄργος gewiesen wird. Bethe hält aber für ihn wie für Menelaos an der peleponnesischen Heimat fest, obwohl eine lebendige Anschauung oder auch nur eine deutliche Vorstellung von dieser in der Ilias fehlt. Was er als Gründe anführt, sind nur Nachrichten über Kultstätten, die es für die Atriden und Helena in Lakonien gegeben habe. Hier zeigt sich das Gefährliche dieser an sich so berechtigten und ergiebigen Folgerungsweise. Der Verf. spricht bei anderer Gelegenheit — Hektors Grab in der Troas — selbst von der Möglichkeit, die er freilich auch dort nicht gelten läßt, daß es sich um „eine leere, aus dem Epos abgeleitete Fiktion" handle (S. 676). Diese Erklärung müssen wir doch wohl überall da annehmen, wo der Notiz, daß ein Kultus eines Heros hier oder da bestanden habe, gewichtigere Zeugnisse gegenüberstehen, die denselben Helden in eine andere Gegend versetzen.

Noch in einer allgemeineren Frage kann ich Bethe nicht zustimmen, obwohl hier das, was uns trennt, vielleicht nur in einer verschiedenen Formulierung des Gedankens liegt. Er meint, den eigentlichen „Stoff" (S. 662) der troischen Sage gefunden zu haben, während ich sagen würde: es waren stoffliche Elemente, die in die Sage von dem Kampf um Ilios mit aufgegangen sind. Sie lassen uns ahnen und hoffentlich immer deutlicher erkennen, wovon die Lieder handelten, die bei den Äolern in Thessalien und dann in der Periode ihres allmählichen Überganges nach Kleinasien gesungen worden sind; aber das umfassende Bild, in das später diese halbverblaßten Einzelzüge eingefügt wurden, ist doch noch etwas anderes, Selbständiges. Der Verf. beschreibt das Verhältnis so (S. 675): „die zeitlich und örtlich, zum Teil weit, getrennten Einzelsagen von den Heldenkämpfen, im Mutterlande entstanden und in den Grundzügen bereits fest geformt, konnten in Kleinasien neu belebt und durch neue Erfahrungen bereichert, aber- und abermals umgedichtet und um einen Mittelpunkt gesammelt und durch ihn verbunden werden, was dann wieder zurückwirkte auf die Detailbehandlung — aber ein organisches Ganze konnte nicht mehr erwachsen." Ich glaube nicht, daß in diesen Sätzen der Eindruck, den die Ilias-Dichtung mit ihrem immerhin buntscheckigen Inhalt auch einem kritisch bewaffneten Auge macht, richtig bezeichnet ist. Doch wenn er es wäre, so bleibt immer noch die Frage, die der Straßburger Vortrag unberührt ließ: wo und wie und wann denn der Rahmen entstanden sei, der sich geeignet erwiesen hat alle jene Einzelsagen und einzelnen Züge zu umspannen. Bethe deutet jetzt, zum Schluß, eine Antwort an. Es sei

Digitized by Google

bekannt, daß sich auf Lesbos Stämme zusammengefunden haben, „die über fast ganz Griechenland verstreut gewesen waren. Von Thessalien, Böotien," heißt es weiter, „und dem Peloponnes aus ist Lesbos besiedelt worden.[1]) Deshalb fließen hier die in der Gegend um den Spercheios und die in Lakedämon entsprungenen Sagen zusammen. Mit ihnen irgendwie verknüpft wird auch wohl schon der Name der Troer, der wenigstens in Attika nachgewiesen ist, herübergekommen sein. Aber zum einigenden Mittelpunkte dürfte Troja doch wohl deshalb geworden sein, weil die Lesbier im gegenüberliegenden Festlande Troer und die mächtige Stadt Troja wirklich vorfanden." — Das ist im grunde eben die Ansicht, zu der auch ich mich bekenne, die Bethe zu Anfang seines Aufsatzes abgelehnt hatte: daß die, lange vor der wirklichen Kolonisation der Troas unternommenen, vergeblichen Versuche der äolischen Bewohner von Lesbos, sich in der gegenüberliegenden Landschaft festzusetzen, den Anlaß zu der Sage von der Belagerung der mächtigen Stadt und von ihrem hartnäckigen Widerstande gebildet haben. Der Verf. hat diese Ansicht nicht widerlegt, wohl aber ihr durch seine schöne Untersuchung eine lebendigere Gestalt und reicheren Inhalt gegeben.

6. E. Schwartz, Agamemnon von Sparta und Orestes von Tegea in der Telemachie. Straßburger Festschrift zur XLVI. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner. Straßburg (Karl J. Trübner) 1901. S. 23—28.

Der Aufsatz enthält einen bemerkenswerten Versuch, die Unklarheiten aufzulösen, mit denen die Erzählung von Agamemnons Heimkehr und Ermordung in γ und δ behaftet ist. Daraus, daß der König Malea umfahren wollte (δ 514), folgert Schwartz, daß er eigentlich in Sparta zu Hause gewesen sei, und findet eine Bestätigung dafür in der von Aristarch verteidigten Lesart ἄψ ἀπ' Ἀθηναίης γ 307: die Athena Alea, die in Tegea verehrt wurde, „von wo ja die Spartaner

[1]) Der Verf. begründet dies durch eine Verweisung auf Ed. Meyer, Gesch. d. Altert. II § 151 f. Aber dort wird nur zweifelnd vermutet, daß Peloponnesier an der Besiedelung beteiligt gewesen seien; „vielleicht" weise darauf „die Rezeption der aus dem Peloponnes stammenden troischen Sage, des Helenamythus, der in Arkadien heimischen Odysseussage" u. s. w. hin. — Also ein Anteil des Peloponnes an der Besiedelung von Lesbos ist erst aus dem Epos, und fast nur aus ihm, erschlossen; er darf nicht wie etwas Sicheres nun benutzt werden, um eben die auffallende Thatsache zu erklären, daß im äolischen Epos als Teilnehmer eines nordgriechischen Eroberungszuges und in engster Verbindung mit thessalischen und böotischen Helden solche erscheinen, deren Heimat — dem Namen nach — der Peloponnes ist.

Digitized by Google

die Gebeine Orests holten", habe „den Sohn Agamemnons beschützt, ehe der delphische Apoll und die Amphiktionen an ihre Stelle traten". Für Menelaos, der nun in Sparta nicht bleiben kann, vermutet der Verf. einen Wohnsitz in der messenischen Ebene, was zu der Schilderung von Telemachs Reise besser passen würde, und zwar an der Küste, weil γ 323 an die Möglichkeit gedacht werde den Platz von Pylos aus zu Schiffe zu erreichen. Weiter ergiebt sich die Notwendigkeit, an den Stellen, die von Telemachs Reiseplan handeln, die Erwähnung von Sparta, und folglich auch von Pylos, für nachträglich eingesetzt zu halten, und anzunehmen daß er in der ursprünglicheren Dichtung nur unbestimmt die Absicht einer Erkundigungsfahrt ἔνθα καὶ ἔνθα (β 213) ausgesprochen habe.

Die ganze Hypothese ist scharfsinnig und in sich konsequent. Bedenken gegen sie werden dadurch erweckt, daß sie uns nötigt eine starke Verwirrung des überlieferten Berichtes nicht nur an solchen Stellen vorauszusetzen, wo offenbar etwas nicht in Ordnung ist, sondern auch da, wo alles glatt abläuft, wie bei Telemachs Ankündigungen seiner Reise. Ferner: daß Agamemnon mit Argolis und Mykene ursprünglich nichts zu thun hat, ist auch meine Ansicht; wenn nun aber Sparta seine eigentliche Heimat ist, wie kommt er in die Ilias, in der doch von alters her nur thessalische Helden einen Platz haben? Sollte er in den Strom der Sage, der in unserer Ilias fixiert ist, erst nachträglich eingeführt sein, in ionischer Zeit? Oder haben die ionischen Sänger den alten thessalischen Fürsten nach Lakedämon versetzt? Das sind Fragen, die sich aufdrängen, sobald man die von Schwartz vorgetragene Vermutung in ein Gesamtbild von dem Entwickelungsgang der Heldensage einzuordnen versucht, durch deren künftige Beantwortung daher auch das Urteil über diese Vermutung mit bestimmt werden muß.

7. J. van Leeuwen J. f., Homerica, XX: de equo Troiano. Mnemos. N. S. XXIX (1901) p. 121—140.

Ein geistreicher und anregender Aufsatz, der den Gedanken durchführt, die Geschichte vom hölzernen Pferde sei späte Erfindung, veranlaßt durch mißverständliche Deutung eines alten bildlichen Ausdruckes. Wie ein Nachdichter die Stellen, wo ein Gott seiner schnellen Bewegung nach mit einem Vogel verglichen wird, plump aufgefaßt und nun seinerseits von einer wirklichen Verwandlung erzählt habe, so hätten die Fortsetzer des Epos den Vergleich des Kriegschiffes, das den Eroberer durch die von Poseidon gezogene Schranke hindurch nach Ilios gebracht habe, mit einem Pferde (ἁλὸς ἵπποι δ 708, ausgeführter ν 81 ff.) grobsinnlich gedeutet und weiter gebildet, indem sie ein hölzernes Pferd

Digitized by Google

einführten, das durch die von Poseidon erbaute Mauer (p. 130) hindurch in die Stadt eindrang; auch das Adjektiv δουράτεος lasse noch die Beziehung zum Schiffbau erkennen. — Daß es sich hier nur um Möglichkeiten handelt, ist klar; aber sie sind mit glücklichem Verständnis für das Leben der Dichtung ersonnen. Gar zu kühn ist die Behauptung (p. 129), daß die ursprüngliche Sage nur von einem Schiff gewußt habe, mit dem der Zug gegen Ilios unternommen worden sei.

8. H. Kluge, Die topographischen Angaben der Ilias und die Ergebnisse der Ausgrabungen auf Hissarlik. Fleckeisens Jahrbücher 153 (1896) S. 17—32.

Auf grund der Forschungen und Veröffentlichungen von Dörpfeld vergleicht Kluge alle Angaben, die Homer über die Örtlichkeit macht, mit den Verhältnissen der Wirklichkeit und konstatiert, „daß alle jene Angaben der Ilias sich ganz vorzüglich ohne jeden Zwang in die Situation einpassen lassen, welche die Aufdeckung der sechsten Stadt auf Hissarlik ergeben hat". Danach unterliegt es für ihn keinem Zweifel, daß „die sechste Stadt und ihre Umgebung der Schauplatz dessen gewesen ist, was die Ilias von Troja erzählt, und daß dem Dichter eine genaue Einzelkenntnis der Lage dieser Stadt zu Gebote gestanden hat". Ein solches Ergebnis müßte natürlich die größte Bedeutung haben auch für die Frage nach Zeit und Art der Entstehung des Epos. Aber der Verf. ist, wie in seiner früheren Arbeit über homerische Kämpfe (vgl. in diesem Bericht VII), allzu vertrauensvoll im Anerkennen von Übereinstimmung und Bestätigung. Eine Untersuchung wie die hier von ihm unternommene könnte überhaupt nur an Ort und Stelle, in genauer und wiederholter Betrachtung der Ruinen und der Landschaft erfolgreich durchgeführt werden.

9. P. Habel, Heinrich Schliemann und Ernst Bötticher. Fleckeisens Jahrbb. 141 (1890) S. 563—567.

Der Verf. berichtet über einen Besuch, den Bötticher auf Schliemanns Einladung im Dezember 1889 der Ruinenstätte von Troja gemacht hat, und der dazu dienen sollte — aber freilich nicht dazu geführt hat — ihn von der Falschheit seiner Ansicht zu überzeugen, daß „die sogenannte Burg von Hissarlik eine prähistorische, terrassenförmig aufgeschichtete Feuernekropole sei".

10. A. Ludwig, Über das Schwanken der lokalen Darstellungen in der Ilias. Sonderabdruck aus den Sitzungsberichten der Kgl. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften. Prag (Fr. Rivnáč) 1898. 20 S.

Verf. sucht wieder einmal zu beweisen, daß nicht Hissarlik, sondern Bunarbaschi der Platz derjenigen Stadt gewesen sei, deren Eroberung

Digitized by Google

und Zerstörung den Anlaß zu der Entstehung der trojanischen Sage gegeben hat. Der Nachweis, in dem einzelne gute Bemerkungen vorkommen, mußte doch in der Hauptsache mißlingen. Gezeigt wird nur, was wir ja längst wissen, daß die Dichter der Ilias keine klare Vorstellung von den einzelnen Örtlichkeiten gehabt haben. Das Bild, das man sich auf grund der Angaben im Epos von dem Schauplatz machen müßte, bleibt gleich widerspruchsvoll, ob nun Hissarlik oder Bunarbaschi als Sitz des Priamos angenommen wird; die Entscheidung konnte nur, ohne Rücksicht auf die Einzelheiten der Sage, der Boden selbst geben.

11. F. J. Engel, Zum Rechte der Schutzflehenden bei Homer. Passau (Ablaßmeyer und Penninger) 1899. 76 S. [Münchener Inaugural-Dissertation.]

Der letzte Abschnitt dieser Schrift (S. 43—73) erörtert den „geographisch-historischen Hintergrund" des Piratenabenteuers in ξ. Der Verf. weist nach, daß gerade in der jüngsten Periode der homerischen Dichtung, als die Odyssee zum Abschluß kam, Verkehr zwischen Griechenland und Ägypten so gut wie gar nicht bestand (S. 60), eine Entfremdung, der erst Psammetich I. ein Ende machte; in dessen Zeit aber das Ereignis oder die Ereignisse hinabzurücken, in denen irgendwie der Ursprung jener Erzählung liegen muß, ist nicht wohl möglich. In früheren Jahrhunderten dagegen, in der mykenischen Periode, scheinen Anwohner des ägäischen Meeres auf Raubzügen öfter nach Ägypten gekommen zu sein (S. 66 f.). Vorausgesetzt, daß die von dem Verf. angenommenen Beziehungen zutreffen — Eduard Meyer, Gesch. d. Altert. I S. 313 und II S. 78 urteilte allerdings anders —, so würde sich ergeben, daß die thatsächlichen Verhältnisse, von denen sich in dem Berichte des Bettlers in ξ eine Erinnerung erhalten hat, etwa der Zeit um 1200 v. Chr. angehören.

12. V. Bérard, Les Phéniciens et les poèmes homériques. Revue de l'histoire des réligions 39 (1899) p. 173—228, 419—460.

Der Verf. wendet sich gegen die von Beloch in seiner Griechischen Geschichte (S. 73. 74) und in einem besonderen Aufsatz über „die Phoeniker am aegaeischen Meer" (Rhein. Mus. 49 [1894] S. 111—132) vertretene Ansicht, daß der Zeit, in der die Griechen das ägäische Meer befuhren, nicht eine Periode phönizischer Seeherrschaft in demselben Gebiete vorangegangen sei. Die Beweisführung des französischen Gelehrten gründet sich vorzugsweise auf die Gegenüberstellung von Doppelnamen griechischer Inseln, von denen der eine ein phönizisches Wort, der andere die griechische Übersetzung desselben sei. Diese Nachweisungen zu prüfen bin ich nicht in der Lage. Wenn der Verf. ferner in dem häufigen Vorkommen der Siebenzahl bei Homer (nicht blos für

Digitized by Google

Zeitangaben) eine Beziehung auf die phönizische Woche und also einen Rest uralter semitischer Kultur in der griechischen Inselwelt erkennen will, so wird dies schon dadurch bedenklich, weil er ohne weiteres auch jedes Beispiel, in dem die Sechs als runde Zahl benutzt wird, seinem Beweismaterial zurechnet. Viele Deutungen fallen handgreiflich ins Phantastische. Bérard ist nicht nur überzeugt, daß Korkyra Scheria ist, Skylla und Charybdis die Meerenge von Messina, die Insel des Helios das Vorgebirge Πέλωρος bedeutet (S. 439 f.), sondern er macht auch die Insel der Καλυψώ zu einer Übersetzung von *I-spania*, „Insel der unterirdischen Schätze". Trotz alledem und trotz der etwas störenden Breite der Ausführungen liest man manches darin mit Vergnügen und mit Nutzen. Neuere Reisebeschreibungen und amtliche Instruktionen für die Seefahrt auf dem Mittelmeer sind herangezogen, um die Stellen, an denen bei Homer Phönizier auftreten, — besonders eingehend die Erzählung des Eumäos in ο, deren Schauplatz Συρίη mit Syra gleichgesetzt wird, — durch Vergleichung zu prüfen und aufzuklären; und daraus ergiebt sich jedenfalls soviel, daß diese homerischen Nachrichten auf einer sehr bestimmten und deutlichen Anschauung von Landesnatur und Wetter und von dem Treiben phönizischer Seeleute in diesen Gegenden beruhen müssen. Die Frage bleibt eben nur, welcher Zeit die Zustände angehören, die sich hier in der lebendigen Auffassung griechischer Erzähler, immerhin doch erst in jüngeren Partien des Epos, niedergeschlagen haben.

13. V. Bérard, Topologie et Toponymie antiques. Revue archéologique III 36 (1900) p. 345—391 und III 37 (1900) p. 15—124, 262—299, 422—452.

Der erste Artikel ist dem Nachweis gewidmet, daß nicht Pylos in Messenien sondern der gleichnamige Ort südlich von der Alpheios-Mündung, dessen Lage der Verf. genau zu bestimmen sucht, der Sitz von Nestors Herrschaft gewesen sei. Man muß zugeben, daß dies sowohl zu Nestors Erzählung von Kriegen mit Arkadern und Eleern (Η 133 ff., Λ 670 ff.) als auch zu den Angaben über Telemachs Reise besser paßt als die bisherige Annahme. Das homerische Pherä identifiziert Bérard mit dem Aliphera der historischen Zeit, das seitwärts vom Alpheios eine gute deutsche Meile südlich von Heräa lag. Die Fahrt von Pylos dorthin und umgekehrt würde wirklich, wie in γ und ο vorausgesetzt ist, nur einen halben Tag in Anspruch nehmen; und von dort aus mit guten Pferden und leichtem Wagen Sparta fahrend zu erreichen, scheint wenigstens nicht, wie von Navarin aus, ganz unmöglich. Bedenklich bleibt doch, daß der Verf. auch bei seiner Hypothese es vorzieht anzunehmen (p. 369), daß den Küstenbewohnern und

Digitized by Google

so auch dem Dichter der Weg von Pherä nach Sparta nicht aus eigener Anschauung bekannt war. Im übrigen wäre es ja sehr erfreulich und würde zu anderen Angaben der Odyssee, über Örtlichkeiten und Verhältnisse im Ägäischen Meere, sehr gut stimmen, wenn sich herausstellen sollte, daß auch der Bericht über Telemachs Reise auf Vorstellungen beruht, die der Wirklichkeit entsprechen.

Die drei folgenden Artikel haben die gemeinsame Überschrift *Les Phéniciens et l'Odyssée* und bringen zum Teil eine Wiederholung dessen, was der Verf. vorher in der *Revue de l'histoire des réligions* ausgeführt hatte, gehen dann aber weiter in Handhabung der Methode, durch Deutung von Namen, besonders von Doppelnamen, Spuren alter phönizischer Ansiedlungen zu finden. Eine Hauptstelle hierfür sind Megara und Salamis. Mit Homer haben alle diese Untersuchungen nur losen Zusammenhang, abgesehen von der Partie (p. 81—124), die den Nachweis führen soll, daß die kleine Küsteninsel Peregil auf der afrikanischen Seite der Straße von Gibraltar die Insel der Kalypso, und daß der Name *I-spania* (Insel der unterirdischen, verborgenen Schätze) später von ihr auf die gegenüberliegende europäische Küste übertragen worden sei.

14. J. Partsch, Kephallenia und Ithaka. Petermanns Mitteilungen, 98. Ergänzungsheft (1890) S. 54 ff.

15. R. Menge, Homer und das Ithaka der Wirklichkeit. Ztschr. f. d. Gymnasialwesen 45 (1891) S. 52 ff.

16. Derselbe: Ithaka, nach eigener Anschauung geschildert. Mit 3 Holzschnitten und 1 Karte. Gütersloh (C. Bertelsmann) 1891. III, 35 S. [Heft 11 der Gymnasial Bibliothek.]

Im Gegensatze zu der starken Skepsis Herchers sind die beiden hier genannten Gelehrten, unabhängig voneinander und gleichzeitig, dafür eingetreten, daß die homerischen Angaben der Wirklichkeit genau entsprechen, und haben mit Erfolg unternommen die örtlichen Voraussetzungen für die Handlung der Odyssee zu schildern und die einzelnen benannten Punkte (Stadt, Hafen des Phorkys, Schweinehof, Rabenfelsen, kleine Insel Asteris) an bestimmten Stellen nachzuweisen. — Neuerdings hat Dörpfeld öffentlich die Meinung ausgesprochen, daß vielmehr Leukas die Insel sei, die Homer mit seinem „Ithaka" meine. Eine wissenschaftliche Begründung hierfür, mit der sich die Kritik auseinandersetzen könnte, hat er bisher noch nicht gegeben.

17. G. Busolt: Griechische Geschichte bis zur Schlacht bei Chäroneia. Band I: Bis zur Begründung des peloponnesischen Bundes. Zweite, vermehrte und völlig umgearbeitete Auflage. Gotha (Andreas Perthes) 1893. XVI, 716 S.

Digitized by Google

In den ersten Abschnitten dieses Bandes wird die ganze historische Seite der homerischen Frage eingehend gewürdigt, mit erschöpfender Sachkenntnis und besonnenem Urteil. Dem Plane des Werkes nach liegt das Schwergewicht in der Darlegung des Standes der Debatte, in der Angabe und kritischen Beleuchtung der gelehrten Litteratur. Über die Kultur der mykenischen Periode und die Beziehungen, in denen sie zu räumlich und zeitlich von ihr getrennten Gebieten stand, wird man sich kaum irgendwo besser als hier (S. 1—126) orientieren können. Zwischen aller Fülle von gelehrtem Material fehlt es auch nicht an eigenen Gedanken. Besonders hervorzuheben ist da die anspruchslose Anmerkung auf S. 223, ein ξρμαιον ersten Ranges: „Die ältesten Sänger haben vermutlich [bei dem Namen Ἄργος] das thessalische Argos, die fruchtbare Ebene der Pelasgiotis im Auge gehabt. Auf diese passen am besten die Beiworte πολύπυρον und ἱππόβοτον; πολυδίψιον, charakteristisch für das peloponnesische Argos, kommt erst in einem jüngeren Gesange (Δ 171) vor". Busolt ist der erste gewesen, der dies ausgesprochen hat. Beloch, der ein wenig später doch ganz selbständig damit hervortrat, hat vor allem die historischen Konsequenzen aus dem neuen Gedanken gezogen; von der Tragweite, die derselbe für das Verständnis und die Analyse der homerischen Epen hat, habe ich dann (Grundfragen S. 152—162) eine Darstellung gegeben. Man hat dieser den Vorwurf der Übertreibung gemacht und dagegen Busolts Vorsicht gerühmt; doch damit geschieht weder dem einen noch dem anderen recht. Entweder die Vermutung ist falsch — dann hätte sie lieber gar nicht ausgesprochen werden sollen; oder sie ist richtig — dann drängt sie uns eine Reihe von Fragen auf: an welchen Stellen liegt der ältere, an welchen der jüngere Sinn von Ἄργος zu grunde? wie verteilen sich diese Stellen über das Epos? wann, d. h. auf welcher Stufe der Entwickelung des Heldengesanges hat der Übergang von der früheren Auffassung zur späteren stattgefunden? und wie war es möglich, daß ein solches Mißverständnis aufkam und durchdrang? All diese Fragen habe ich zu beantworten gesucht. Kann ein anderer die Antwort richtiger geben, um so besser; die Fragen selbst aber, daß sie da sind und Aufklärung heischen, soll niemand abstreiten.

18. Ed. Meyer: Geschichte des Altertums. Zweiter Band: Geschichte des Abendlandes bis auf die Perserkriege. Stuttgart (J. G. Cotta) 1893. XVI, 880 S.

Die erste Hälfte dieses Bandes beschäftigt sich naturgemäß vielfach, empfangend und gebend, mit der homerischen Forschung. Der Verf. hat das unbestreitbare Verdienst, wiederholt und kräftig auf die grundlegende Bedeutung hingewiesen zu haben, die Thessalien für die

Digitized by Google

Entwickelung des griechischen Epos hat (S. 197. 394. 400); meines Wissens ist das von keinem früher mit ähnlichem Verständnis und Nachdruck geschehen, abgesehen von dem in Deutschland zu wenig beachteten Buche des Engländers Geddes (The problem of the Homeric poems. London 1878). Allerdings macht Ed. Meyer von der gewonnenen Einsicht nun doch nicht den rechten Gebrauch. Er verschließt sein Auge der Erkenntnis, daß die Besiedelung des westlichen Kleinasiens — zwar nicht der Troas, wie er bereits im J. 1877 nachgewiesen hat, aber anderer Teile — durch die aus Böotien und Thessalien gekommenen Äoler, und die Kämpfe, die von diesen Einwanderern geführt werden mußten, eben die Ereignisse sind, auf deren Erinnerung die Sage vom troischen Kriege beruht. [Vgl. oben VI 5 die Besprechung der Studie von Bethe.] Statt dessen denkt er sich „als historischen Kern der Sage die Zerstörung Trojas durch einen Heerzug peloponnesischer Fürsten oder vielmehr . . . durch den König von Mykene und seine Mannen" (S. 207). Was ihn zu dieser kühnen Annahme führt, ist der Glaube, daß die troische Sage aus dem Peloponnes stamme (S. 235); und dies wieder glaubt er deshalb, weil sich dort Kultstätten der Atriden und der Helena finden (S. 186. 205), von denen er es für selbstverständlich hält, daß sie nicht durch das Epos angeregt sondern älter seien als jenes. Thatsächlich führt die peloponnesische Heimat der Helden in der Ilias, wenn man nur einmal näher zusieht, ein ganz schattenhaftes Dasein; Agamemnon ist kein „spartanischer Gott" sondern ein thessalischer Fürst — worüber ich die vorhergehende Besprechung von Busolts Griechischer Geschichte zu vergleichen bitte.

Muß sonach leider gesagt werden, daß durch Ed. Meyer das Verständnis der Ilias nicht eigentlich gefördert ist, so hat er etwas Entsprechendes für die Odyssee gar nicht versucht, sondern schließt sich hier eng an Wilamowitz an, dessen Theorie er nur darin ergänzt und freilich übertreibt, daß er die ursprüngliche Göttlichkeit des Odysseus stärker betont und weiter ausführt. Genaueres über, d. h. gegen, diese Ansicht findet man im vorliegenden Berichte unter VII, 12—15.

Noch in einem anderen wichtigen Punkte ist der Verf. nicht zum Vorteil durch denselben Gelehrten beeinflußt: er verwirft (S. 390) nach dessen Urteil die Überlieferung, daß unter Peisistratos die homerischen Gedichte gesammelt und aufgeschrieben worden seien, und bemerkt nicht, daß gerade durch die von glücklichem Spürsinn geleiteten Untersuchungen von Wilamowitz Material zu Tage gefördert worden ist, durch das jene Überlieferung fester als je gestützt wird (vgl. Grundfragen S. 82—97). — Ganz selbständig ist Meyer in dem, was er über das Verhältnis der homerischen Kultur zur mykenischen sagt; aber hier hält es schwer, seine eigentliche Meinung zu erkennen. Das eine Mal

Digitized by Google

(S. 167) hebt er den Unterschied hervor zwischen den Schilderungen der homerischen Epen und den Zuständen der mykenischen Zeit, von denen sie etwa so weit abstünden wie der Ritterstaat des Nibelungenliedes von dem germanischen Staate der Völkerwanderung; er nimmt also an, daß die Dichter des Epos ihre eigene Zeit, nicht eine frühere geschildert haben. An einer anderen Stelle aber (S. 403) sagt er, daß die Sänger sorgfältig alles, wovon sie wußten oder zu wissen glaubten daß es modern sei, ferngehalten hätten. Thatsächlich finden sich ja im Epos Kulturanschauungen von sehr verschiedenem Alter miteinander vermischt; die Frage aber, wie diese Mischung entstanden sei, kann natürlich nur von dem richtig beantwortet werden, der sie sich deutlich vorgelegt hat. Auch in diesem Punkte haben Busolt (I² 114) und Beloch tiefer geblickt.

19. J. Beloch: Griechische Geschichte. Erster Band: Bis auf die sophistische Bewegung und den peloponnesischen Krieg. Straßburg (K. J. Trübner) 1893. XII, 637 S.

Auf knappem Raume, in flotter, nicht viel mit gelehrtem Apparat belasteter Darstellung sagt der Verf. ungewöhnlich viel Treffendes und zu fruchtbarem Nachdenken Anregendes über Homer. Von dem Verhältnis der im Epos geschilderten Kultur zu der Wirklichkeit derjenigen Perioden, durch die hindurch es erwuchs, hat er eine klare und richtige Vorstellung (S. 79 ff.), wie denn er es gewesen ist, der zuerst an einem wichtigen Beispiel, dem Gebrauch der Metalle Erz und Eisen, die Abstufung der Kulturschichten nachgewiesen hat. Besonnen urteilt er über die Stellung des Mythus zur Dichtung: auch wo er, wie bei Odysseus, den Ursprung eines Helden von dort herleitet, verkennt er doch nicht den weiten Abstand zwischen jenem Ursprung und den uns überlieferten Liedern, und konstatiert daß „schon die Dichter des Epos für die wahre Bedeutung der Mythen das Verständnis verloren hatten" (S. 101). Weit entfernt ist er von der Übertreibung, jede Gestalt der Sage, *donec probetur contrarium*, für eine frühere Gottheit zu halten, rechnet vielmehr umgekehrt mit der Möglichkeit, „daß unter den zahllosen Heroen, die in den verschiedenen Teilen der griechischen Welt verehrt wurden, so mancher sei, der wirklich dereinst in Fleisch und Bein auf Erden gewandelt" habe (S. 121).

Nicht ganz auf der gleichen Höhe stehen des Verf.s Ansichten über die Komposition der beiden Epen selbst. In bezug auf die Odyssee hält er — oder hielt vor 9 Jahren — manches für bewiesen, was allerdings von scharfsinnigen Forschern geistreich begründet war, aber vor näherer Prüfung und einer mehr psychologischen Betrachtung der Thätigkeit des Dichters nicht standgehalten hat: daß die Erzählung in

Digitized by Google

κμ anfänglich in dritter Person abgefaßt gewesen, daß dem Freiermord in der ältesten Version die Erkennung des Odysseus durch Penelope vorangegangen sei (S. 139). Zu dem „ältesten Kern" der Ilias rechnet er die μῆνις (S. 132), und in den Schilderungen des ersten Kampftages (B—H) sieht er ein Fragment eines früher selbständigen Epos, das den Fall von Ilios schilderte (S. 137). Beides ist nicht richtig. Mehr und mehr und von verschiedenen Seiten her hat sich ergeben, daß der Plan, um den Streit der Könige die ganze Fülle mannigfaltiger Ereignisse zu gruppieren, erst einer relativ späten, der ionischen Periode des Epos angehört; und der Inhalt von B—H ist so ausgeführt und zum guten Teil wohl so erfunden, daß er diesen Rahmen geradezu voraussetzt. [Über den letzten Punkt vgl. die treffenden Worte von Erhardt, unten VIII, 6.] Vielleicht würde Beloch selber, wenn er dem heutigen Stande der Forschung gegenüber sein Urteil zu bilden hätte, über diese Dinge anders urteilen. Von der sprachlichen Analyse des Epos hat er bisher nur flüchtig Notiz genommen; er sagt auch hier (S. 144) Verständiges, scheint aber von dem Thatbestande der Dialektmischung und damit von der äolischen Entwickelungstufe des Heldengesanges keine recht anschauliche Vorstellung zu haben.

Sie würde vortrefflich zu den historischen Ansichten passen, in deren Herausarbeitung das Hauptverdienst dieser Kapitel seines Buches liegt. Unbeirrt durch scheinbare Gegengründe leitet er die troische Sage ab aus der „Erinnerung an die langen Kämpfe, welche die griechischen Ansiedler mit den Urbewohnern des Landes um den Besitz der Küste zu führen hatten" (S. 143; vgl. was ich oben [VI, 5] gegen Bethe ausgeführt habe). Er findet sodann, daß „die Schichtung der griechischen Stämme von Süden nach Norden in Asien genau ihrer Schichtung an der Westküste des ägäischen Meeres entspricht", und gewinnt daraus die sichere Vermutung, daß Lesbos und die äolischen Städte auf dem asiatischen Festlande wirklich, wie die Tradition wolle, vom nördlichen Teil der griechischen Ostküste aus besiedelt worden seien (S. 155). Nimmt man diesen Satz mit dem vorigen zusammen, so springt von selbst der Gedanke hervor, von dem soeben in der Besprechung von Busolt die Rede war: daß auch Agamemnon ein Nordgrieche, daß die Argeier, die er gegen Ilios führte, in dem thessalischen Argos zu Hause gewesen sein müssen (S. 157). Es ist bekannt, welchen entschlossenen Gebrauch Beloch von dieser Erkenntnis macht, um die dorische Wanderung aus der griechischen Geschichte zu streichen. Vielleicht geht er darin zu weit. Der Vergleich mit den Zuständen des Epos braucht doch nicht der einzige Grund zu sein, auf dem die „Hypothese" einer solchen Wanderung beruht; es ist möglich, ja wahrscheinlich — worauf mich mein Bruder Friedrich hinweist — daß in historischer Zeit die

Digitized by Google

politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse im Peloponnes der Art waren, daß sie sich nur durch Annahme eines in früherer Zeit erfolgten gewaltsamen Besitzwechsels erklären ließen. Wie dem nun sei, für Homer ergeben sich aus der Aufdeckung des Irrtums, der die Atriden in den Peloponnes gebracht hat, die wichtigsten Konsequenzen, die zusammen mit den neuesten Forschungen, von denen Bethes Straßburger Vortrag eine Probe gegeben hat, weiteren wertvollen Aufschluß versprechen.

VII. Kulturstufen im Epos; religiöse Entwickelung.

1. J. H. Holwerda jr., Homer Ilias Z 168, H 175. Rhein. Mus. 55 (1900) S. 476—479.

Eustathios zu H 176 erklärt die σήματα, die Prötos dem Bellerophontes mitgab, als hieroglyphische Zeichen. Dies findet der Verf. dadurch bestätigt, daß sie λυγρά genannt werden; denn das könne nicht auf den Inhalt gehen, der schon durch θυμοφθόρα angedeutet sei, sondern müsse den Sinn haben, daß man den Zeichen ihre tödliche Bedeutung sogleich ansah. Der Beweis ist nicht zwingend, aber die Annahme hieroglyphischer Schrift an sich hier wohl möglich. Sie wird unterstützt durch die Schriftzeichen auf Siegelsteinen der mykenischen Periode, die Evans im J. 1894 veröffentlicht hat, und auf die sich Holwerda mit Recht beruft. Auch seine Vermutung, daß die Zeichen, mit denen die Helden in H ihre Lose kenntlich machen, von verwandter Art, also eine Art von Wappenzeichen gewesen seien, verdient Beifall. Der Schlußsatz, daß demnach solche Schriftzeichen bei den homerischen Griechen in Gebrauch gewesen seien, hätte nur näher bestimmt werden sollen durch eine Äußerung darüber, was der Verf. unter „homerischen Griechen" verstehe: die, von denen Homer erzählt, oder die, in deren Mitte er sang?

2. L. Erhardt, Die Entstehung der homerischen Gedichte. Leipzig (Duncker u. Humblot) 1894. CXIII, 546 S.

Der Verf. ist als Geschichtsforscher an das Epos herangetreten. Seine eigentliche Absicht war, „Homer als Quelle historischer Forschung" zu behandeln und insbesondere „die staatlichen und gesellschaftlichen Zustände des homerischen Zeitalters" darzustellen. Um hierfür eine sichere Grundlage zu gewinnen, fand er es notwendig sich mit der ganzen homerischen Frage selbständig auseinanderzusetzen. Das war

Digitized by Google

gewiß richtig; und würde um so willkommener gewesen sein, wenn er die Betrachtungsweise und die Problemstellung des Historikers zu dieser vorbereitenden Aufgabe mitgebracht, und unternommen hätte, unbekümmert um Widersprüche und Kompositionsfugen, größere und kleinere Partien des Epos so gegeneinander abzustufen, wie es sich nach der Verschiedenheit der in ihnen geltenden geschichtlichen Voraussetzungen ergeben würde. Leider hat er das nicht gethan; seine Analyse der Ilias ist im Prinzip von früheren, die andere Gelehrte gegeben haben, nicht sehr verschieden. Ihr Verhältnis zur Geschichtsforschung denkt sich Erhardt (S. XCVI) anscheinend so, daß Zustände und Anschauungen, die in den durch die Kompositionskritik als alt erkannten Teilen herrschen, für altertümlich, solche, die den als jünger nachgewiesenen Partien angehören, für jünger erklärt werden. Sollte dies wirklich seine Meinung sein, so müßte dagegen entschieden Einspruch erhoben werden. Daß litterarische Kritik der Lachmann-Kirchhoffschen Richtung allein nicht imstande ist das homerische Problem zu lösen, hat der Erfolg gezeigt; historische Analyse ist eine der Methoden, die ihr wirksame Hülfe bringen können. Aber sie kann es nur dann, wenn sie selbständig vorgeht, wenn sie zwar die allgemeine Anschauung, daß es sich um Sonderung zeitlich abgestufter Schichten handle, von der Schwesterwissenschaft übernimmt, die Abgrenzung aber und Anordnung der Schichten nach ihren eigenen Merkmalen vollzieht. Zum Vergleichen und gegenseitigen Prüfen kommt nachher die Zeit, wenn jede auf ihrem eigenen Wege dem Ziele so nahe gekommen ist, als sie vermag.

Genaueres über Erhardts Buch bringt Abschnitt VIII dieses Berichtes.

3. R. Pöhlmann, Aus Altertum und Gegenwart. München (C. H. Beck) 1895. V, 406 S.

Aus diesem inhaltreichen Sammelbande kommen für Homer unmittelbar drei Aufsätze in betracht. No. IV, „Die Feldgemeinschaft bei Homer", ist bestimmt die Ansicht zu widerlegen, daß in der Entstehungszeit des Epos in Griechenland noch allgemein Viehwirtschaft und Allmendenbesitz geherrscht hätten. Die Beweisführung ist in ihrer negativen Absicht gelungen und führt so zu der weiteren Aufgabe, die noch ungelöst bleibt, die Anzeichen von einem Entwickelungsgange des Wirtschaftslebens, die im Epos vermengt erscheinen, zu ordnen, der Zeit nach abzustufen und so von einer neuen Seite her etwas zur Geschichte der Dichtung selbst beizutragen. — No. V, „Aus dem hellenischen Mittelalter", zeigt, wie dicht schon in homerischer Zeit die Bevölkerung von Griechenland, wie weit fortgeschritten die Ausnutzung des Bodens war. Erfreulich ist in diesem Zusammenhang der Ausdruck

Digitized by Google

von Pöhlmanns Überzeugung, im Gegensatze zu Eduard Meyer, daß die homerische Kultur in ihren Grundlagen die der mykenischen Periode sei (S. 174 f.). — Am ergiebigsten für unsere Zwecke ist der dritte Aufsatz, „Zur geschichtlichen Beurteilung Homers". Der Verf. geht hier von einer Kritik des Erhardtschen Werkes aus, findet die darin vertretene Ansicht von der Entstehung des Epos allzu antiindividualistisch (S. 84 f.), erkennt aber die von Erhardt bezeichnete — freilich nachher nicht ernstlich angegriffene — Aufgabe als bedeutend an, den Inhalt der Dichtung kulturgeschichtlich zu analysieren. Orientierung darüber, in welchem Sinne dies geschehen müßte, ist der eigentliche Zweck der Abhandlung. Die darin hervortretenden Grundanschauungen verdienen durchaus Beifall, manches einzelne ist besonders dankenswert. So die Warnung vor mythischen Deutungen; für das uns vorliegende Epos sei der Zusammenhang mit dem Mythus bereits völlig aus dem Bewußtsein entschwunden, so daß die Stellung Achills im Mythus für den dichterischen Aufbau der Handlung in der Ilias nicht mehr in betracht kommen könne (S. 93). Mit Müllenhoff ist der Verf. geneigt anzunehmen, daß „die ursprüngliche Sage vom Troerkrieg noch nichts über die Einnahme der Stadt enthielt" (S. 94). Eine entschiedene Stellungnahme vermißt man hier wie in anderen Fällen; Pöhlmanns Ausführungen wirken mehr anregend als eigentlich klärend.

In einem wichtigen Punkte tritt er allerdings sehr bestimmt auf (S. 72 ff.), in dem Widerspruche gegen Nieses Ansicht, daß die Sänger nicht nur die Fortpflanzer, sondern von Anfang an die Träger der Sage gewesen seien, daß es eine Sage ohne Dichtung überall nicht gegeben habe. Niese ist wegen dieser Behauptung viel angegriffen, auch wohl verspottet worden. Und doch glaube ich, daß ein Hauptverdienst seiner homerischen Untersuchungen gerade in ihr liegt, und daß sie sich mehr und mehr durchsetzen wird. Man muß nur einmal versuchen sich die Sache anschaulich vorzustellen. In welcher Form soll denn die Sage existiert haben? Will man glauben, daß in vorhomerischer Zeit die Menschen fähig gewesen seien längere Erzählungen in prosaischer Rede zu geben, anzuhören, zu behalten? Dies würde bedeuten, daß in der Entwickelung des menschlichen Geisteslebens Prosa älter sei als Poesie, eine Ansicht, die seit Herder als überwunden gilt und die, wenn sie wirklich wieder aufgenommen werden sollte, die Pflicht des Beweises oder wenigstens eines Versuches, sie plausibel zu machen, auf ihrer Seite haben würde. [Vgl. unten S. 126.]

4. C. Schuchhardt, Schliemanns Ausgrabungen in Troja, Tiryns, Mykenä, Orchomenos, Ithaka, im Lichte der heutigen Wissenschaft. Leipzig 1890. XII, 371 S.

Digitized by Google

Das letzte Kapitel dieses Buches (S. 349—364) ist der Aufgabe gewidmet, auf grund der vorher mitgeteilten und erläuterten Denkmäler die griechische Heldenzeit historisch zu betrachten. Der Verf. geht davon aus, daß Schliemanns Ausgrabungen „an all den Stätten, welche bei Homer als die Mittelpunkte großer Macht und Herrscherpracht erscheinen, auch wirklich jedesmal eine solche hervorragende Macht und Pracht festgestellt haben". Er führt dann die einzelnen Übereinstimmungen an — die festumschirmten Burgen, den Metallreichtum, die eingelegte Arbeit auf Dolchklingen und Bechern — und gelangt zu dem Schluß, daß „Homer mit seinen Achäern die Träger der mykenischen Kultur gemeint hat". Dies ist inzwischen wohl allgemein angenommen. Schuchhardt weist aber auch schon auf die Thatsache hin, daß die homerischen Epen durch ihre allmähliche Entstehung der Niederschlag einer jahrhundertelangen Entwickelung sind, und deutet die Aufgabe an, die hieraus der Wissenschaft erwächst, die Stufen dieser Entwickelung eben aus den Spuren, die sie in den Gedichten zurückgelassen hat, wieder zu erkennen. — Eigentümlich und genauerer Prüfung wert ist der Gedanke (S. 361 f.), daß den geschichtlichen Kern der troischen Sage nicht die Eroberung der Nordwestecke Kleinasiens durch nordgriechische Einwanderer, sondern ein Kampf zur Abschaffung der Seeräuberei bilde, den die mykenischen Griechen gemeinsam und siegreich geführt und durch den sie die Ausbreitung ihrer Kultur im ganzen Inselmeere gesichert hätten.

Zum Schluß bemerkt der Verf. (S. 363), es sei unwahrscheinlich, daß erst in dem unruhigen Getriebe der nach Kleinasien Ausgewanderten die Anfänge der homerischen Dichtung entstanden sein sollten; vielmehr müsse man annehmen, daß die Herüberkommenden aus den Stätten monarchischer Pracht und hoch entwickelter bildender Kunst auch die Übung des Heldengesanges schon mitgebracht hätten. Die Vermutung ist in diesem Zusammenhang um so höher zu schätzen, als Schuchhardt nicht gewußt zu haben scheint, daß in dem Zustande der homerischen Sprache und in den vielfachen Beziehungen des Epos zu Thessalien zwingende Gründe für die gleiche Annahme liegen.

5. W. Helbig, Eiserne Gegenstände an drei Stellen des homerischen Epos. Hermes 32 (1897) S. 86—91.

Helbig verteidigt gegen eine Bemerkung in meinen „Grundfragen" seine Ansicht, daß Δ 123, wo eine eiserne Pfeilspitze, und Σ 34, wo ein Messer aus Eisen erwähnt wird, „spätere Einschiebsel" seien. Überzeugt hat er mich auch diesmal nicht. Der Vers Δ 123 trägt sehr dazu bei, die Schilderung des Bogenspannens anschaulich zu machen; und wenn Aristarch mit Rücksicht auf das darin vorkommende σίδηρον weiter unten (139) ὀστός für χαλκός einsetzte, so sieht man daraus nur,

Digitized by Google

daß für ihn die Echtheit von 123 außer Zweifel stand. Der kleine Widerspruch in bezug auf das Material braucht uns nicht zu stören; dergleichen kann bei einem späteren Dichter, der mit überliefertem Wort- und Formelschatz hantiert, leicht vorkommen. So heißt Λ 32 ein Schild ἀσπὶς ἀμφιβρότη, der nachher wie ein kleiner Kreisschild beschrieben wird (vgl. Reichel, Waffen, 56). Σ 34 ist schwer verständlich; das ist aber doch kein Grund ihn auszustreichen. — Helbig fügt jetzt noch eine dritte Stelle hinzu, Λ 485, wo ein eisernes Beil in einem Gleichnis erwähnt wird, das auch durch seine Ausführung einen der späteren Dichter verraten soll. Angenommen, dies Urteil träfe zu, so würde das gerade zu meiner Ansicht stimmen, daß Eisen nur in den jüngeren Partien des Epos vorkomme, in diesen aber ganz berechtigt sei; denn hier macht auch Helbig nicht den Vorschlag, durch Streichung eines einzelnen Verses das Auffällige zu beseitigen. [Über Eisen vgl. noch unten S. 127.]

6. H. Kluge, Vorhomerische Abbildungen homerischer Kampfscenen. Fleckeisens Jahrbücher 145 (1892) S. 369—385.

7. Derselbe, Vorhomerische Kampfschilderungen in der Ilias. Ebenda 147 (1893) S. 81—94.

8. Derselbe, Der Schild des Achilleus und die mykenischen Funde. Ebenda 149 (1894) S. 81—90.

Alle drei Aufsätze gehen darauf aus, homerische Schilderungen mit dem zu vergleichen, was wir heute über die wirklichen Zustände griechischer Vorzeit wissen, und kommen zu der richtigen Grundanschauung, daß in der Ilias nicht eine einheitliche Kultur dargestellt ist, sondern daß in ihr verschiedene Formen der Bewaffnung, verschiedene Verfahrungsarten der Technik vorausgesetzt werden, die im Leben selber nebeneinander nicht bestanden haben können. Im einzelnen erheben sich gegen die Aufstellungen des Verfs. mancherlei Bedenken.

In fünf Fällen sollen Kampfscenen, die auf Werken mykenischer Skulptur der Kleinkunst dargestellt sind, so genau mit bestimmten teils Kampfberichten teils Gleichnissen der Ilias zusammentreffen, daß eine unmittelbare Beziehung zwischen beiden unabweisbar sei; und zwar sei der Zusammenhang der, daß die Bildwerke dem Dichter bekannt waren und auf seine Phantasie anregend gewirkt haben. Aber einmal sind die Übereinstimmungen nicht so groß, wie der Verf. zu sehen meint; und dann wäre wenigstens in dem einen Beispiel (Δ 517 ff. neben dem Siegelringe in Schliemanns „Mykenä" No. 334, bei Schuchhardt, Schliemanns Ausgrabungen, S. 252) das Verhältnis viel eher so zu verstehen und wird im Grunde auch von Kluge so verstanden, daß der Goldarbeiter den von Homer erzählten Vorgang abzubilden versucht und gemäß den Hülfsmitteln und Schranken seiner Kunst zusammengedrängt

Digitized by Google

hätte. Überhaupt aber vermag ich durchweg nur eine allgemeine Ähnlichkeit der Situation und der Ausstattung anzuerkennen, die immerhin wichtig genug ist, um Homer durch Denkmäler der Wirklichkeit zu illustrieren und für manche Einzelzüge in seiner Erzählung die Aufmerksamkeit zu schärfen. — Der zweite Aufsatz ist ein Vorläufer des Buches von Reichel und gelangt schon zu einem ganz ähnlichen Resultat (147, S. 94): „Wo der Dichter bewußt und absichtlich Helden und deren Bewaffnung beschreibt, schweben ihm Krieger vor, die als Schutzwaffen Brustpanzer, Helm mit Nacken- und Wangenschirmen, Beinschienen und Schild tragen; diese Vorstellung durchzieht das ganze Epos. Aber neben diesen Kriegern wandeln, dem Dichter selbst unsichtbar, gespenstergleich Gestalten der Vorzeit, ungepanzert, mit nacktem Oberkörper und bloßen Schenkeln; um die Hüften schlingt sich, durch einen umgeschnallten Riemen gehalten, der Chiton, zusammengerollt und in die Höhe gerafft; das Haupt ist bedeckt mit einem flachen Helm, der nur die Hirnschale schützt; als einziger wirksamer Schutz des Leibes dient der lange, fast den ganzen Körper deckende Schild." Das ist in der Hauptsache richtig, und ist jedenfalls vortrefflich beobachtet. Aber nun stellt der Verf. ohne weiteres die Frage: „wie haben sich diese Gestalten eingedrängt in die Scharen der erzgepanzerten Männer?" — und beantwortet sie dahin, daß der Dichter sie unbewußt und „unerkannt mitten in seine Schilderungen der eigenen Zeit hineingestellt" habe. Danach wäre also innerhalb unserer Ilias die jüngere Bewaffnung das zuerst Gegebene, die Spuren der älteren etwas vom Dichter selbst Eingefügtes. Unglaublich, vor allem deshalb, weil man dann eine Unterbrechung in dem Entwickelungsgang der Poesie annehmen müßte: das ionische Epos wäre etwas Neues und Selbständiges gewesen, neben dem sich Stücke älterer Dichtung abgesondert erhielten, aus denen die ionischen Sänger nur dies und das herübernahmen. Viel natürlicher doch die umgekehrte Auffassung, der, wie wir gleich sehen werden, Reichel näher kommt, daß in der kontinuierlichen Fortpflanzung des Heldengesanges mit anderen Zuständen und Einrichtungen auch die alte Bewaffnung wie etwas Selbstverständliches beibehalten wurde, daß nur allmählich und unmerklich Züge aus der eigenen Zeit der Dichter sich einschlichen, und daß erst in den spätesten Stücken des Epos die jüngere Vorstellung zur herrschenden geworden ist.

Die dritte Abhandlung geht wieder von einer guten Beobachtung aus, in der der Verf. mit Helbig zusammengetroffen ist, daß Homer für einzelne der Bilder auf dem Schilde des Achilleus unverkennbar die Schmelztechnik im Sinne hat, während andere entschieden den Eindruck machen, daß er sie sich in getriebener Arbeit hergestellt denke. Kluge findet nun, daß die ersteren sich zugleich im poetischen Berichte durch

Digitized by Google

den Ton ruhiger Beschreibung von der Gruppe der übrigen, bei denen viel lebhaftere Schilderung herrsche, abheben (S. 83). Daraus schließt er, daß hier verschiedene Dichter thätig gewesen, und daß in eine ursprünglich kürzere und schlichtere Schildbeschreibung erst von späterer Hand die bewegteren Scenen (Festzüge in der ersten Stadt, Kampf bei der zweiten u. a.) eingefügt seien. Beispielsweise würden in dem Abschnitt von der Rinderherde die ersten Verse (Σ 573—578), die das friedliche Bild der zur Weide ziehenden Tiere enthalten, der früheren Schicht angehören, die folgenden aber (579—586), in denen der Überfall eines Stieres durch zwei Löwen erzählt wird, von dem späteren Dichter stammen, der den mehr zuständlichen Schilderungen, die er vorfand, die lebendige Darstellung ungewöhnlicher Vorgänge gegenüberstellen wollte. — Diese Trennung hat doch sehr wenig Wahrscheinliches. Der Unterschied im Tone erklärt sich vollkommen aus der Verschiedenheit des Gegenstandes; und daß ein und derselbe Dichter erst eine Situation, dann ein aus ihr hervorgehendes oder in sie eintretendes Ereignis vorführt, ist durchaus natürlich.

9. W. Reichel, Über homerische Waffen. archäologische Untersuchungen. Wien (Alfred Hölder) 1894. 152 S. in 8.[1]) (Heft XI der von Benndorf und Bormann herausgegebenen Abhandlungen des archäologisch-epigraphischen Seminars der Universität Wien.)

Der Verfasser hat es unternommen, aus den Denkmälern der mykenischen Kunst die „Bewaffnung der epischen Zeit" darzustellen, d. h. derjenigen Epoche (S. 23), „aus der und für die die epischen Gesänge in ihrem Kerne entstanden sind, nicht der ganzen Zeit in der die Dichtung noch im Flusse war". Indem er seine Untersuchung entschlossen durchführte und vor den Folgerungen, zu denen die Monumente nötigten, nicht zurückschreckte, hat er für die kritische Analyse des Epos selbst eine Reihe von Anhaltspunkten gegeben, die durch Festigkeit wertvoll und so gut wie neu sind. Nur in dem zweiten der vorher besprochenen Aufsätze von Kluge war schon dieselbe Betrachtung durchgeführt und das gleiche Altersmerkmal abgeleitet worden. Auf den Unterschied in der Art, wie beide Gelehrte es anwenden, ist dort schon hingewiesen: der eine nimmt den jüngeren, der andere den älteren Bestand zum Ausgangspunkt seiner kritischen Analyse. Reichel folgert so: wenn der normale Schild bei Homer der große, längliche, männerdeckende ist, so müssen Stellen, an denen ein runder Bügelschild nicht verkannt werden kann, jüngeren Ursprungs sein; und das trifft für die Schilde in der Dolonie (K 152. 513) ohne weiteres zu, für den des

[1]) Nach Reichels Tode ist, Ende 1901, eine äußerlich um 20 Seiten vermehrte neue Auflage erschienen, die hier noch nicht berücksichtigt werden konnte.

Digitized by Google

Agamemnon in Λ (32—40) muß es nun angenommen werden (Reichel S. 55 f.). Das Gleiche gilt von den Metallharnischen, die der ursprünglichen homerischen Ausrüstung fremd, also, wo sie bei Homer erscheinen, nachträglich eingedrungen sind. Für den homerischen Helm nimmt der Verf. einen einzigen Typus an, die Form einer runden Kappe aus Leder oder Metall, die nur den Oberkopf bedeckte, oben mit einem Roßhaarbusch geschmückt war und durch ein Sturmband unter dem Kinn festgehalten wurde.

Auf Einzelheiten kann hier nicht eingegangen werden; in der Hauptsache hat Reichel das Richtige getroffen. Nur ist auch bei ihm die Vorstellung von dem ununterbrochenen Fortwachsen des Epos noch nicht zu voller Anschaulichkeit gelangt. Er bezeichnet die jüngeren Partien, die sich nach seiner Methode erkennen lassen, als „Interpolationen"; aber in einer Zeit, in der, wie er selbst sich ausdrückt, „die Dichtung noch im Flusse war", gab es noch keine Interpolation. Man kann spätere Schichten von früheren sondern; doch soll man anerkennen, daß beide innerhalb der homerischen Poesie gleichberechtigt sind. Sonst würden wir in diesem Falle gar dazu kommen, notwendige Teile der Ilias wie den letzten Kampf zwischen Hektor und Achill für „interpoliert" zu erklären. Reichel (S. 40) hat diese Scene nicht richtig beurteilt, indem er X 324 f. auf mykenische Bewaffnung deutet. Und so hat sich auch sonst für ihn der Gedanke, daß das Jüngere „unecht" sei, mehrfach störend erwiesen, da durch den Wunsch, das Echte und Altertümliche in möglichst ausgedehntem Maße zu konstatieren, die Unbefangenheit der Beobachtung etwas getrübt wurde. Ein sehr begreiflicher Fehler bei einer ersten Entdeckung, deren Verdienst eher erhöht als verringert erscheint, wenn sie anderen Anlaß gegeben hat sie berichtigend weiterzuführen.

10. Robert, Studien zur Ilias. 1901.

Der Verf. hat Reichels Resultate angenommen und hier und da modifiziert. Mit Recht in betreff der Beinschienen, von denen er (S. 44 ff.) nachweist, daß sie bei Homer, so weit das Material überhaupt angegeben ist, als metallene vorausgesetzt werden. Dagegen scheint mir der Versuch, für den Helm ebenso wie für den Schild bestimmte, sich zeitlich klar voneinander abhebende Typen zu erkennen, nicht gelungen zu sein (S. 47 ff.). Beim Schilde hat Robert die Betrachtung dadurch in dankenswerter Weise erweitert, daß er aus der Art der Handhabung, der Form der Parade neue Merkmale herleitet; im einzelnen weicht er darin von seinem Vorgänger ab, daß er das Beiwort παντόσ' ἐίσῃ für unvereinbar mit der langen, mykenischen Form hält und deshalb, wo diese durch andere Merkmale gesichert ist, annimmt, in der

Digitized by Google

Überlieferung sei παντός' ἐίση fälschlich für ein ursprüngliches τερμιόεσσα oder ὀμφαλόεσσα „substituiert" (S. 5). Zu solcher Annahme liegt doch wohl keine Nötigung vor. Richtig ist ja, daß die Bezeichnung „nach allen Seiten gleichmäßig" auf einen runden Schild besser paßt als auf einen länglichen. Daß aber Leute, die den runden überhaupt noch nicht kannten, gar nicht auf den Gedanken hätten kommen können, den länglichen so zu bezeichnen und damit die sorgfältige, gleichmäßige Arbeit zu rühmen, wird man doch kaum behaupten können. Roberts Bereitwilligkeit, die Überlieferung, da wo etwas in ihr nicht recht stimmen will, zu korrigieren, macht sich leider nicht bloß an dieser Stelle geltend, sondern durchweg in seiner Untersuchung, die dadurch allen festen Boden verloren hat. Nur ein wertvolles Resultat hat er festgestellt: daß von T an ionische Bewaffnung herrscht. Er folgert hieraus, daß der echte, altertümliche Schluß der Ilias verloren sei; vielmehr zeigt sich hier besonders deutlich, daß unsere Ilias auch in ihrem Grundstocke kein so altertümliches Gedicht ist, wie man bisher meist angenommen hat, sondern daß der Plan dazu schon der ionischen Periode der epischen Poesie angehört. Genauer ausgeführt sind diese Gedanken in dem oben II 21 erwähnten Aufsatze „Kulturschichten und sprachliche Schichten in der Ilias".

11. E. Rohde: Psyche. Seelenkult und Unsterblichkeitsglaube der Griechen. Freiburg i. B. und Leipzig 1894 (die erste Hälfte schon 1890 ausgegeben). VII, 711 S. — Zweite verbesserte Auflage 1898. VII, 329 und III, 436 S.

Nach der in Ilias und Odyssee herrschenden Anschauung sind die ψυχαί, d. h. die körperlosen Abbilder der aus dem Leben geschiedenen Menschen, sämtlich in den Hades gebannt, dem sie zueilen sobald das Leben den Körper verläßt. Hier führen sie ein schattenhaftes Dasein, „bewußtlos oder höchstens in dämmerndem Halbbewußtsein, mit halber, zirpender Stimme begabt, schwach, gleichgültig", ohne an dem Leben der Oberwelt noch irgend welchen Anteil zu nehmen und ohne darauf einzuwirken. Man braucht sich nicht vor ihnen zu fürchten, man hat also auch keine Ursache ihnen Verehrung zu erweisen und Opfer darzubringen. Wenn sich trotzdem bei Homer Beispiele eines Kultus der Toten finden, so können diese nur verstanden werden als Überreste einer älteren religiösen Anschauung, nach welcher jene körperlosen Doppelgänger der menschlichen Leiber nach dem Tode nicht machtlos sind, nicht alle an einem Orte vereinigt werden, sondern in der Nähe ihres Grabes verweilen und von hier aus die noch Lebenden heimsuchen und schädigen können; aus dem Wunsche, sie milde zu stimmen und ihre gespenstische Thätigkeit abzuwehren, sind die ältesten Bräuche der

Digitized by Google

Bestattung und die Totenopfer hervorgegangen. Während der Glaube sich änderte, konnten Ceremonien und Formeln fortbestehen; die Erinnerung daran konnte, so lange sie nicht ganz erloschen war, vom Dichter für seine Zwecke neu belebt werden (vgl. Rohde I² 18 Anm. 3). Das bedeutendste Rudiment dieser Art ist bei Homer die Leichenfeier des Patroklos. Die Opferung von Tieren und Menschen, die Spende von Öl und Wein, auch die Veranstaltung der Wettspiele am Grabe setzt voraus, daß der Verstorbene von dem allen einen Genuß hat. Um diese Voraussetzung einem Hörerkreise, der sonst nichts davon weiß, annehmbar zu machen, läßt der Dichter von Ψ die Seele des Patroklos dem Freunde im Traum erscheinen und erklären, wie es komme daß sie noch nicht im Hades zur Ruhe gelangt sei (Ψ 72 ff. vgl. 103 ff.). Weitere *survivals* alten Seelenkultes erkennt Rohde (I² 22 ff.) auch in den Vorgängen der gewöhnlichen Totenbestattung, in der Mitverbrennung der Waffen des Elpenor, in dem Leichenschmause, in der Vorstellung (I² 64 f.), daß die Meineidigen unter der Erde von den Erinyen bestraft werden, endlich in der Sitte, den in der Fremde Gefallenen beim Abschied dreimal zu rufen (ι 65 f.), wobei die Annahme zu grunde liegt, daß er dann mitkommen und daheim sein „leeres Grabmal" bewohnen werde (I² 65 f.).

Mit dem älteren Glauben steht es in Einklang, daß man die Toten unversehrt bestattet, ihre Gräber möglichst prächtig ausstattet und ihnen einen Teil ihres irdischen Besitzes mitgiebt; das Verbrennen des Leibes hingegen ist geeignet die Vorstellung zu unterstützen, daß die Seele des Gestorbenen eingegangen sei „in eine unerreichbare Welt der Unsichtbarkeit", aus der sie nicht zurückkehren, von der aus sie nicht mehr wirken kann. Nun war die Beisetzung in mykenischer Zeit herrschender Gebrauch, bei Homer ist es die Verbrennung. Daraus folgert Rohde (S. 30), daß die Absicht, eine „gänzliche Verbannung der Seele in den Hades zu erreichen, der Entstehungsgrund des Leichenverbrennens" gewesen sei. Den Umschwung der Anschauungen aber, der darin zum Ausdruck kam, bringt er (S. 41) in ursächlichen Zusammenhang mit der allgemeinen Umwälzung der Verhältnisse und Zustände des griechischen Volkes, die in der Zeit der großen Wanderungen stattgefunden hat. Der Stamm, der nach dieser Periode in Kleinasien die Vorherrschaft hatte und zugleich als Träger der homerischen Poesie dastand, war der ionische. Ihm muß also eine Denkweise eigen gewesen sein, zu der die „Freiheit von ängstlichem Wahn", die heitere Sinnlichkeit und Greifbarkeit der Göttergestalten, der durchaus „rationelle" Charakter der homerischen Religion stimmte (S. 37 f. 40). Und das trifft wirklich zu; ist es doch der ionische Stamm gewesen, der, hell denkend und durchaus weltlich gerichtet, „in späteren Jahr-

Digitized by Google

hunderten die Naturwissenschaft und Philosophie 'erfand', wie man hier einmal sagen darf" (S. 44). — Während Rohde diese Vorbedingungen, die im Charakter und der Geistesart des Volkes gelegen waren, eingehend würdigt, glaubt er doch, daß die Gestaltung solcher Elemente zu dem Bilde der homerischen Götterwelt das Werk eines einzigen großen Dichters sei. Von ihm angeordnet sei die deutlich erkennbare Parallele zwischen dem „Olymp als Versammlungsort aller im Lichte waltenden Götter" und dem „Reiche des Hades, das alle unsichtbaren Geister, die aus dem Leben geschieden sind, umfaßt" (S. 39 f.); er habe durch die Gewalt seines Geistes die Richtung und den Sinn angegeben für die weitere Entwickelung der epischen Poesie, die darin bestand, daß „ein fester Verband von Meistern und Schülern" das Werk des ersten Schöpfers „bewahrte, verbreitete, fortführte und nachahmte" (S. 38).

Einer dieser Fortsetzer war der Verfasser der Nekyia. Rohde betrachtet es als gesichert, daß sie „im Zusammenhang der Odyssee ursprünglich nicht vorhanden war". Den „Kern des Gedichts" bilden die „Gespräche des Odysseus mit seiner Mutter und mit den alten Kriegsgefährten"; das Heroinen-Verzeichnis, die Erscheinungen im Erebos sind spätere Zuthat. Den Helden, „der nun schon so lange fern von den Reichen der thätigen Menschheit einsam umirrt, in geistige Verbindung mit den Kreisen der Wirklichkeit zu bringen, zu denen seine Gedanken streben, in denen er einst selbst wirksam gewesen ist und bald wieder kraftvoll thätig sein wird": dies war der Zweck des Dichters (I^2 51). Um ihn zu erreichen, hat er sich zweier Hülfsmittel bedient: die Befragung des Teiresias — die an sich unnötig ist, weil nachher Kirke dieselbe Auskunft ausführlicher erteilt, — bietet den Vorwand, um den Odysseus in die Unterwelt hinabzuführen; und durch die Erfindung des Bluttrinkens der Schatten ist bewirkt, daß innerhalb der homerischen Anschauung von dem bewußtlosen, teilnahmlosen Dasein der εἴδωλα doch ein Verkehr des lebenden Menschen mit den Verstorbenen irgendwie denkbar erscheint. Die Elemente zu dieser Fiktion hat der Dichter sei es aus älterer Sagendichtung (S. 54) sei es aus irgendwo in Griechenland erhaltenen altertümlichen Formen der Beschwörung (S. 57) genommen. Was er daraus gemacht hat, ist ihm nur Mittel zum Zweck, das er deshalb fallen läßt sobald es seinen Dienst gethan hat. So wird das Bluttrinken nur im Anfang beschrieben, bei Teiresias und Antikleia, zuletzt noch erwähnt bei Agamemnon (λ 390); es immer aufs neue hervorzuheben würde pedantisch gewesen sein. Vollends hat daran nicht gedacht der Verfasser der zweiten Nekyia, in ω, der übrigens den Sinn und Zweck der ursprünglichen in λ, „die Abenteuer des Odysseus in den lebendigen Zusammenhang aller von

Digitized by Google

Troja ausgehenden Abenteuer" einzureihen, „richtig erfaßt hat und (freilich sehr ungeschickt) zu fördern versucht" (S. 52). — Eine wirkliche Inkonsequenz innerhalb der Hades-Dichtung des λ liegt nur darin, daß Odysseus dem Teiresias und allen Toten für den Fall, daß er glücklich nach Hause komme, ein Opfer gelobt (κ 521 ff. λ 29 ff.). Denn dies hat einen Sinn bloß unter der Voraussetzung, daß die Seelen nicht in den Hades gebannt sind, sondern „den Opfernden sich nahen, am Opfer sich laben können so gut wie die Götter". Zusammen mit Ω 592 ff. deutet dieser Zug darauf hin, daß „auch zu der Zeit der Herrschaft des homerischen Glaubens an völlige Nichtigkeit der für ewig abgeschiedenen Seelen die Darbringung von Totenopfern lange nach der Bestattung (wenigstens außerordentlicher, wenn auch nicht regelmäßig wiederholter) nicht ganz in Vergessenheit geraten war" (I^2 58 f.).

So weit Rohdes Gedanken. Was etwa an Einwendungen dagegen und Bedenken geltend zu machen ist, wird sich am besten an die Besprechung der Aufsätze anschließen lassen, in denen er sich mit Eduard Meyers und meiner Kritik auseinandersetzt, deren erster an die Behandlung des Gegenstandes im zweiten Bande von Meyers Geschichte des Altertums (1893) anknüpft. Dabei werden zugleich seine Ausführungen über die jüngeren Partien der Nekyia und seine Gesamtanschauung vom Wesen der homerischen Poesie berührt werden.

12. E. Rohde, Paralipomena. Rhein. Mus. 50 (1895) S. 1—30 (hier in betracht kommend 22 ff.).

13. P. Cauer, Grundfragen der Homerkritik (1895) S. 205—220.

14. E. Meyer, Der Ursprung des Odysseusmythus. Mit einem Anhang über Totendienst und Heroenkult. Hermes 30 (1895) S. 241—288.

15. Rohde, Nekyia. Rhein. Mus. 50 (1895) S. 600—635.

Eduard Meyer findet „keine tiefe Kluft zwischen der homerischen Anschauung von der Wesenlosigkeit der Geister im Totenreich und dem Glauben der mykenischen Zeit" (Herm. 30, 277). Grabbauten und Totenkult seien kein Beweis dafür, daß man die Seelen der Verstorbenen wie Gespenster gefürchtet habe; nur Freude habe man ihnen bereiten, ihnen eine erträgliche Existenz verschaffen, nicht sich vor ihnen schützen wollen. Immer sich selbst hätten die regierenden Herrscher, im alten Griechenland so gut wie in Ägypten, die monumentalen Gräber errichtet, um nach dem Tode eine würdige Ruhestätte zu haben (S. 279). Überhaupt sei der Vergleich mit Ägypten lehrreich: dort habe ein peinlich geordneter, höchst kostspieliger Totenkult gleichzeitig bestanden mit dem Glauben, daß „der Tote an sich ein kraft- und freudloses Wesen sei, das eine jammervolle, von Schrecknissen aller Art bedrohte

Digitized by Google

Existenz führen würde, wenn es nicht gelänge ihn durch Zauberformeln dagegen zu sichern, durch Opfer zu erquicken" (S. 276). Allgemein warnt Eduard Meyer (S. 281 f.) vor der vergleichenden Ethnologie, zumal auf religionsgeschichtlichem Gebiete, weil sie die Gefahr enthalte, dass „einzelne Seiten der religiösen Anschauungen der Naturvölker einseitig herausgehoben und falsch systematisiert" werden. — Dem gegenüber behält doch Rhode recht (Rh. Mus. 50 S. 25 f.), daß die Vergleichung mit den Sitten eines hoch entwickelten Kulturvolkes wie des ägyptischen nicht geeignet ist Aufschluß darüber zu geben, aus was für Anschauungen der mykenische Seelenkult entsprungen sei. „Verständigerweise," so fügt er überzeugend hinzu, „benutzt man zu Vergleichungen und darauf gebauten Analogieschlüssen nur die Glaubensmeinungen und Kultsitten solcher Völkerschaften, die in den Anfängen religiöser Entwickelung hängen geblieben sind, und aus dem Glauben und Brauch civilisierter Völker nur die auch in ihnen nirgends fehlenden Überreste eines primitiven, wurzelhaft ursprünglichen Religionszustandes."

Bleibt somit die Grundlage von Rohdes Unterscheidung des älteren und des jüngeren Seelenglaubens bei Homer unerschüttert, so ist im besonderen seine Analyse der Nekyia durch die genauere Ausführung in dem zweiten der vorgenannten Aufsätze noch wesentlich befestigt worden. Er erinnert daran (S. 608), was mir bei Abfassung meiner „Grundfragen" nicht hätte entgehen sollen, daß λ 390 die Lesart ἐπεὶ πίεν αἷμα κελαινόν gesichert ist, weil das Scholion, das auf eine andere bezug nimmt, in Wahrheit zu Vers 615 gehört. Damit fällt der äußere Grund weg, die Gespräche mit Agamemnon und Achill von dem mit der Mutter zu trennen; in ihrem inneren Charakter aber sind sie wirklich gleich, feinere Unterschiede durch die Eigenart der Personen bestimmt (S. 605—611). Ob es unter diesen Umständen notwendig ist, das Intermezzo bei den Phäaken (λ 333—384) als nachträglich eingeschoben anzusehen (S. 623 f.), ob es nicht doch von dem Urheber dieser ältesten Gesprächscenen mit erfunden sein könnte, möchte ich noch unentschieden lassen. Überzeugt hat mich Rohde auch davon, daß Teiresias mit seinem Orakel nur eingeführt ist, um einen Anlaß zu bieten, der den Odysseus in die Unterwelt bringt, und zwar eingefügt in einer Zeit, als in dem Ganzen der Odysseuslieder die Prophezeiung der Kirke schon vorhanden war (S. 601—603). — In bezug auf den Frauenkatalog (λ 225—327) will Rohde die von Wilamowitz begründete Ansicht, daß darin Κύπρια und Νόστοι benutzt seien, nicht gelten lassen (S. 621 f.); die Quellen dieses Stückes, sagt er, „liegen in älterer epischer Dichtung, aber nicht in den ausgebildeten Gedichten des Cyclus oder des Corpus Hesiodeum". Hier scheint mir Meyers Widerspruch (Herm. 30 S. 251) einigermaßen begründet. So wenig die Bestimmtheit berechtigt ist, mit

Digitized by Google

der Wilamowitz und er behaupten, daß hier gerade diese abgeschlossenen Epen, deren Titel auf uns gekommen sind, benutzt seien, so wenig hat Rohde bewiesen daß dies nicht geschehen sei. Wichtig ist das, worin beide übereinstimmen: daß hier Absenker von denjenigen Zweigen der epischen Poesie zu erkennen sind, deren reife Früchte im Kyklos und bei Hesiod vorliegen. — Die Erscheinungen im Erebos hält auch Rohde für interpoliert, lehnt aber für die drei Büßer den von Wilamowitz behaupteten „orphischen" Charakter ab (50 S. 627 ff.), hierin mit Milchhoefer zusammentreffend, der in seinem Aufsatz „Orphisch-Unterweltliches" (Philol. 53 [1894] S. 393 ff.) jener Hypothese auch ihren archäologischen Anhalt entzogen hat. Rohde weist namentlich darauf hin, daß in dem, was der Dichter von Tityos, Tantalos und Sisyphos erzählt, ein ethisch-religiöses Element, eine Beziehung auf ein „allgemeingültiges Sittengesetz, dessen Verletzung noch im Jenseits bestraft werde", nicht enthalten sei.

Ein paar dunkle Punkte bleiben doch noch in dem Bilde, das er von der allmählichen Entstehung des Buches λ giebt: was Antikleia von den Zuständen auf Ithaka erzählt, paßt nicht aufs beste zu der in unserer Odyssee herrschenden Situation; und in der Rede des Teiresias sind die Verse, in denen über eine spätere Versöhnung des Meergottes Vorschriften gegeben werden (λ 121—137), als Interpolation, wofür sie Rohde halten muß (Rh. Mus. 620 f.), deshalb schwer zu erklären, weil niemand zu sagen weiß, was zu einer solchen Interpolation Anlaß gegeben haben könne. Mit Einspruch und Bedenken an diesen Stellen hat Ed. Meyer wieder recht (Herm. 247. 255 f.), nicht aber mit der Art, wie er nun selber gerade von dem dunkelsten Punkte aus den ganzen Aufbau nicht bloß der Nekyia sondern der Odyssee überhaupt aufzuhellen unternimmt. In dem Berichte der Antikleia sieht er die Spur einer älteren Gestalt der Odysseus-Dichtung, in der es Bedrängnis durch die Freier und Freiermord noch nicht gab (Herm. 256 f.). Und die Anweisung des Teiresias, daß der heimgekehrte Held zu Bewohnern des Binnenlandes gehen und dort dem Poseidon opfern solle, bringt er (S. 263) in Verbindung mit der Überlieferung, daß an zwei Stellen in Arkadien, also in einem von der See gänzlich abgeschiedenen Lande, Poseidon verehrt worden sei und daß gerade Odysseus seinen Kultus eingeführt, die Heiligtümer in Pheneos und auf dem Berge Boreion bei Asea gegründet habe. Diese Nachrichten sind bei Pausanias erhalten und zuerst von Svoronos dahin verwertet worden, daß Arkadien das Land sei, das Odysseus nach Tötung der Freier aufgesucht habe[1]).

[1]) Jean N. Svoronos, Ulysse chez les Arcadiens et la Télégonie d'Eugammon, à propos des types monétaires de la ville de Mantinée (Gazette archéol. XIII [1888] p. 257—280; s. besonders p. 276).

Digitized by Google

Meyer modifiziert diese Ansicht, indem er den Besuch in Arkadien vor die Heimkehr nach Ithaka verlegt (S. 257); dann aber läßt er auch diese Version, wie sie in dem alten Nekyia-Epos gewesen sei, nicht als ursprüngliche bestehen, sondern geht noch weiter zurück zu der Annahme, daß Arkadien, wohin ja auch Penelope als Mutter des Gottes Pan (Herodot II 145) gehöre, die eigentliche Heimat des Helden sei (Herm. 264 ff.). „Odysseus" sei im Grunde nur ein Beiname des Poseidon, dieser ein Naturgott, der alljährlich in die Gewalt der Todesmächte gerät und wieder befreit wird. Ein Ausdruck hierfür sei die Hadesfahrt, ein anderer der Aufenthalt bei der Zauberin Kirke; nach einer dritten Version halte ihn Kalypso, die Verhüllerin — „eine Variante der Totenkönigin" — sieben Jahre lang gefangen; und zum vierten Male kehre derselbe Mythus wieder in der Vorstellung, daß „Odysseus zu den Phäaken, den 'grauen Männern' entrückt ist, die ihn in geheimnisvoller Fahrt schlafend in die Heimat zurückführen" (vgl. S. 273).

Die Hypothese, daß es früher einmal eine Form von Odyssee ohne Freiermord doch mit Nekyia gegeben habe, hängt mit den Entdeckungen zusammen, die Niese, Wilamowitz und Seeck gemacht zu haben glauben, und für deren Widerlegung es hier genügt auf Grundfr. 300 ff. zu verweisen. Dort ist auch (S. 298 f.) gezeigt, wie Antikleias Beschreibung der Verhältnisse auf Ithaka, die uns auf den ersten Blick befremdet, sich aus poetischer Absicht wohl erklären läßt; eine Ergänzung dazu bietet Rhode (Rh. Mus. 613). Mag die Deutung noch nicht vollkommen gelungen sein, jedenfalls steht dieser Abschnitt nicht, wie Meyer behauptet, „im schärfsten Widerspruch zu der gesamten übrigen Odyssee". — Über den „Sommergott" Odysseus, den Meyer ebenfalls von Wilamowitz übernommen hat, ist von Rhode bitter gespottet worden; das will ich nicht wiederholen, nur die wichtigsten sachlichen Bedenken andeuten. Bei den arkadischen Spuren eines durch Odysseus begründeten Poseidon-Kultes müßte man doch vor allem untersuchen, wie alt sie sind. Den Gedanken, daß solcher Kult erst unter dem Einflusse des auch uns bekannten Epos entstanden sei, lehnt Meyer (S. 264) ohne Beweis ab. Die von Svoronos mitgeteilten Münzen von Mantinea zeigen den Helden mit dem Ruder auf der Schulter; in der hier zu grunde liegenden Vorstellung war also Poseidon schon der Meergott: als solcher ist er demnach in Arkadien eingeführt, nicht als einheimischer Naturgott bewahrt. Die Entstehung dieses Typus setzt Svoronos (p. 279) in Übereinstimmung mit Weil in die Zeit des Wiederaufbaus der Stadt Mantinea, 370 v. Chr. Wäre es nicht denkbar, daß die Arkader, in einer Zeit wo ihre Macht und ihr Wohlstand durch Epaminondas' Erfolge emporstieg, sich wenigstens in der Idee einen

Digitized by Google

Anteil am Meere sichern wollten, von dem abgeschnitten zu sein sie als schweren Nachteil erkannt hatten? Mir scheint solche Entwickelung glaublicher zu sein als die von Meyer angenommene, bei der man nicht sieht und auch von ihm keinerlei Aufklärung darüber erhält, wie der ländliche Naturgott aufs Wasser gekommen und zum Herrscher des Meeres geworden sein soll. — Sollten aber wirklich die kühnen Kombinationen über die ursprüngliche Natur und Heimat des Odysseus das Richtige treffen, so würde sich daraus für die Analyse unseres Epos doch gar nichts ergeben. Meyer selbst weist darauf hin, „wie fern auch schon alte Odysseusgedichte den Wurzeln der Sage stehen" (Heim. 265; ähnlich 271). Was hilft es für das Verständnis des Nibelungenliedes, wenn man sich vorstellt, Hagen sei der Winter, der in Siegfried die sonnige Jahreszeit vernichte? So liegt auch zwischen Homer und den alten Naturmythen der Griechen ein weiter Zwischenraum, voll reicher Entwickelung und mannigfaltiger Umbildung, der uns mahnen sollte, daß wir nicht die schattenhaften Züge eines vermuteten Mythus unmittelbar als Merkmale benutzen, um danach Schichten und Fugen im Epos zu erkennen.

Trotz alledem enthält auch hier der Irrtum ein Moment der Wahrheit. Es ist doch kaum zu glauben, was Rhodes Meinung zu sein scheint, daß Odysseus' Besuch im Hades gleich zuerst bloß zu dem Zwecke erfunden worden sei, ihn mit verstorbenen Freunden Gespräche von durchaus oberweltlichem Inhalt führen zu lassen. Dieser Nekyia müssen ältere Hades-Dichtungen vorausgegangen sein, die den Helden mit den finsteren Mächten selber in Berührung brachten; und eine Erinnerung daran mag in der Befragung des Teiresias wie in dem Versprechen eines daheim zu bringenden Totenopfers enthalten sein. Rohde sieht es so an, als habe der Dichter hier selbst aus einem zu seiner Zeit noch bestehenden Brauche geschöpft (Psyche ² 58 f.; vgl. oben S. 106). Aber wozu sollte er etwas eingefügt haben, was für seine Darstellung gar keine Bedeutung hatte? Viel eher kann man seine Absicht verstehen, wenn man annimmt, daß dieser Zug ihm schon in poetischer Gestaltung vorlag und gewissermaßen zur Ausstattung eines Hades-Besuches gehörte, so daß er bei einer Neudichtung unwillkürlich festgehalten wurde. Dasselbe gilt von der Befragung des Sehers, die für einen ernsteren Zweck erfunden sein und wiederholt ihm gedient haben muß, ehe ein Erzähler auf den Gedanken kommen konnte, sie als Vorwand zu benutzen, um Odysseus mit Mutter und Freunden noch einmal zusammenzubringen. Und daß er hierzu überhaupt den Plan faßte, läßt sich wohl nur so erklären, daß die Vorstellung von dem unterirdischen Reiche, weil sie öfter in Gedichten beschrieben worden war, etwas von ihrem unheimlichen Charakter verloren hatte. Auf gleiche Weise zu

Digitized by Google

beurteilen ist die an sich immerhin auffallende Erscheinung, daß Beispiele der „Repristination" eines älteren Glaubenszustandes (vgl. Rh. Mus. 50, 610) sich gerade in zwei so jungen Gesängen der Ilias wie Ψ und Ω (592 ff.) finden. Auch hier kann der Dichter das, was er bietet, nicht aus der Welt die ihn umgab, er muß es aus älterer Poesie genommen haben.

Ähnlich wie der Erfinder der Totengespräche des Odysseus zu älteren Hades-Gedichten, steht Homer, wie ihn Rohde sich denkt, zu derjenigen epischen Poesie, die es vor ihm gab; und auch hier verdient dieses Verhältnis deutlicher anerkannt und stärker hervorgehoben zu werden, als von dem Verfasser der „Psyche" geschehen ist (I² 13. 54). Er macht den Dichter, der den Plan für Ilias und Odyssee vorgezeichnet habe, zu einem Ionier (I² 38 f.); mit vollem Rechte. Denn ionisch ist doch der Hauptcharakter des Epos, wie sich aus fortgesetzter Durchforschung des Dialektes, des Kulturstandes, der Sagengeschichte immer bestimmter ergiebt. Dieser Dichter muß dann aber alles das schon vorgefunden haben, was äolische Sänger geschaffen hatten: den Versbau und die ausgebildete Sprache, eine Fülle nicht nur von Formeln und stehenden Beiwörtern, sondern auch von ausgeführten Bildern, lebendige Schilderungen von Vorgängen in der Natur, von Zuständen und Handlungen der Menschen, und in dem Gewande dieser vollendeten Kunst bereits die Geschichte bestimmter Helden und Heldengeschlechter; auch die olympische Götterwelt war ihm etwas Gegebenes. Andrerseits ist nun sein eigenes Werk später durch viele Zusätze und Eindichtungen — wie eben unsere Nekyia — erweitert worden, die dann selber aufs neue mannigfaltige Erweiterung und Umbildung erfuhren. Was bleibt nun in der Mitte bestehen? Immer noch genug, um einen schöpferischen Geist zu ahnen und zu bewundern, aber sicher nicht so viel, daß wir sagen könnten: hier haben wir ihn selbst, Homer.

16. W. Helbig, Zu den homerischen Bestattungsgebräuchen. Sitzungsber. der philos.-philol. und histor. Klasse der Kgl. Bayer. Akad. der Wissenschaften. 1900, S. 199—279.

Der Verf. sucht die Wandlungen, die das Verfahren der Totenbestattung bei den Griechen durchgemacht hat, in der Weise zu erkennen und anschaulich zu machen, daß er die homerischen Nachrichten aus den Gräberfunden und diese wieder aus jenen erklärt. Bei so sachgemäßem Vorgehen kann es natürlich an Ergebnissen nicht fehlen, die sich im wesentlichen als weitere und genauere Ausführung dessen, was Erwin Rhode gefunden hat, darstellen. Zum ersten Mal, scheint es, ist hier der Gedanke ausgesprochen, daß in der Gewohnheit, mit den Toten zusammen Krüge mit Honig zu verbrennen, eine Erinnerung

Digitized by Google

an den älteren Gebrauch erhalten sei, nach welchem die beigesetzten Leichen durch Umhüllung mit Honig gegen Luft und Feuchtigkeit und damit gegen Verwesung geschützt wurden (S. 222. 224). Nicht ganz beistimmen kann ich auch hier der Art, wie Helbig ältere und jüngere Elemente bei Homer auf Äoler und Ionier verteilt. Im Epos herrscht Verbrennung, durch die man die Seelen der Toten von jeder Einwirkung auf die Lebenden abzuschließen und als wesenlose Schatten in den Hades zu bannen meint. Wenn sich damit vermischt Züge des früheren Gebrauches der Beisetzung und des ihm zu grunde liegenden Glaubens an eine fortwirkende Macht der Toten finden, so liegt es doch am nächsten, die ältere, ernstere Anschauung dem äolischen Stamme, die jüngere, der ungestörten Lebensfreude dienende, dem ionischen zuzuweisen. Der Verf. thut das aber nicht, sondern meint, daß der Übergang von der einen zur anderen schon bei den Äolern und in der äolischen Periode epischer Poesie stattgefunden habe (S. 254). Dies hängt damit zusammen, daß er innerhalb unserer Ilias noch auslösbare Stücke äolischer Dichtung zu erkennen glaubt und ihnen den ersten Teil von Ψ zurechnet, wo die Bestattung des Patroklos und das Traumgespräch des Verstorbenen mit Achill erzählt wird (S. 228). Daraus ergiebt sich nun aber eine Schwierigkeit für die wichtigen Verse Ψ 99—107, in denen der alte Glaube, daß die Abgeschiedenen in greifbarer Gestalt auf die Oberwelt zurückkehren können, ausdrücklich und mit erkennbar belehrender Absicht des Dichters abgelehnt wird. Helbig, der richtig erkannt hat, daß diese Verse nur einen Ionier zum Verfasser haben können, ist genötigt sie als Interpolation auszuwerfen und an ihrem Platze einen anderen Verlauf der Scene durch Vermutung herzustellen (S. 233). Auch hier ordnet und begreift sich alles viel einfacher, wenn wir auf die Hoffnung verzichten, noch ganze, in sich abgeschlossene Stücke äolischer Poesie aus dem Texte der Ilias auszusondern, vielmehr annehmen, daß auch diejenigen Partien, in denen die ältesten Gebräuche und Anschauungen zu Tage liegen, doch schon von Ioniern gedichtet sind. Ein solcher hat in Ψ feierliche Begehungen und Ehrungen des Toten beschrieben, die auf dem Boden eines älteren, ihm fremden Glaubens erwachsen, aber nicht mit diesem Glauben zugleich verlassen worden waren, sondern, wovon Helbig andere Beispiele genug anführt, noch fortgeübt — und wohl auch in Liedern beschrieben — wurden, ohne daß man ihren Sinn recht verstand. In der Erzählung dieses Ioniers sind nun ältere und jüngere Züge ganz naturgemäß, nicht durch Interpolation, vermischt; und wir können uns nicht wundern, wenn seine eigene, moderne und freisinnige Theorie, über die er uns aufklärt, zu den überlieferten finsteren Gebräuchen, die er schildert, nicht ganz stimmt.

Digitized by Google

17. Fehleisen, Zur Odyssee. Progr. Schwäbisch-Hall 1894. 14 S. in 4.

Der Verf. glaubt, daß in λ „die Scenen mit Teiresias, mit der Mutter und den troischen Helden gleichwertige ursprüngliche Bestandteile sind, daß das Bluttrinken, das in der Teiresias- und Antikleiascene eine Rolle spielt, erst später hereingekommen ist, und daß das Blut lediglich einen Teil des Opfers bildet wie der Honig, Wein u. a." Der Begründung dieser Ansicht ist die vorliegende Arbeit gewidmet, und dabei werden natürlich Elemente der Rohdeschen Forschung vielfach verwertet. Doch mit einem wichtigen Unterschiede. Nach Rohde ist die Annahme, daß die Bewußtlosigkeit der Schatten durch das Trinken frischen Blutes unterbrochen werden könne, eine Fiktion eben des Dichters, der den Odysseus in der Unterwelt mit seiner Mutter und mit den alten Kriegsgefährten in Verkehr bringen wollte; aber nicht eine frei geschaffene Fiktion, sondern eine solche, in der Überreste uralten Volksglaubens erneuert wurden. Fehleisen dagegen glaubt, daß jene Vorstellung dem ursprünglichen Gedichte fremd gewesen, erst in dem späteren Heroinen-Katalog (225 ff.) zu Tage getreten und „von dort aus zu Unrecht in die Scene mit Teiresias, der Mutter und Agamemnon übertragen worden" sei (S. 5). Echt und altertümlich sei nur so viel, daß die Seelen, „so lange sie in der Nähe des [blutenden] Opfers weilen", sich davon erquickt fühlen und volles Bewußtsein und Stimme wieder erhalten; nicht das Trinken des Blutes, sondern die Nähe desselben (daher αἵματος ἆσσον ἴμεν κ 537. λ 50. 89) sei das Entscheidende. — Kein glücklicher Versuch, durch Abschwächung zu vermitteln. Jedes Opfer beruht doch auf der Anschauung, daß das Geopferte dem Empfänger einen unmittelbaren sinnlichen Genuß bereite. Sollte also wirklich — wozu die bestimmten Erwähnungen λ 96. 98. 153 erst weggestrichen werden müssen — innerhalb der homerischen Nekyia die ältere Vorstellung die sein, daß die bloße Nähe des Blutes belebend wirke, so würde diese Vorstellung ja nur erklärbar sein als Überrest einer noch älteren, in welcher das wirkliche Trinken des Blutes seinen Platz noch behauptete. Und da wäre es doch höchst seltsam, wenn der späte Dichter des Heroinen-Kataloges, indem er (nach Fehleisen) einen in der echten Nekyia überlieferten milderen Zug vergröberte, es so getroffen hätte, daß er, ohne es zu wissen, die uralte sinnliche Anschauung, die darin in verblaßter Gestalt erhalten war, wieder zu voller Frische erweckte.

18. H. Haas (Pfarrer in Tokio), Der Zug zum Monotheismus in den homerischen Epen und in den Dichtungen des Hesiod, Pindar und Äschylus. Archiv für Religionswissenschaft III (1900) S. 52—78.

Digitized by Google

Der größte Teil dieses ersten Artikels beschäftigt sich mit Homer. Der Verf. zeigt, wie in dem Hervortreten von Gruppen bevorzugter Götter (αἳ γάρ, Ζεῦ τε πάτερ καὶ Ἀθηναίη καὶ Ἄπολλον), in Zeus' Machtstellung und verwandtschaftlichen Beziehungen, in dem Wirken der Μοῖρα sich Ansätze zu monotheistischen Vorstellungen verraten. Bei Hesiod glaubt er einen Fortschritt nach dieser Seite hin zu erkennen, während er auf die Behandlung der Aufgabe, die uns hier vorzugsweise interessieren würde, in den Schichten der homerischen Epen selber — nach Rohdes Vorgang — eine Entwickelung des religiösen Denkens zu entdecken, ausdrücklich verzichtet.

19. W. Schwarz, Nachklänge prähistorischen Volksglaubens im Homer. Berlin (Oswald Seehagen) 1894. 52 S.

Die interessante kleine Schrift bespricht eine Reihe von Einzelheiten, die man zunächst geneigt ist als zufällige Züge einer individuell ausgestaltenden dichterischen Phantasie anzusehen, die hier aber im Zusammenhang verwandter Vorkommnisse bei anderen Völkern als Reste eines älteren nationalen Glaubens erscheinen. Für lebendigere Erfassung dessen, was Homer schildert, wird dabei manches, wenn auch natürlich von problematischer Art, gewonnen, so die Zurückführung der Nekyia auf eine Art von prähistorischem Vampyrglauben. Die kritische Analyse des Epos aber vermag von dem allen keinen Gebrauch zu machen, weil, wie der Verf. selbst hervorhebt (S. 4), die äußere Gestalt der Götter bei Homer schon fertig ist, also nicht erst während der Entwickelungszeit der epischen Poesie zum Abschluß kommt.

20. B. Diederich, Quomodo dei in Homeri Odyssea cum hominibus commercium faciant. Diss. inaug. Kiel 1894. 87 S.

In dieser durch mich angeregten Dissertation ist der Versuch gemacht, in der verschiedenen Art des Auftretens der Götter unter Menschen eine Entwickelung vom Ursprünglichen zu Übertragenem und Nachgemachtem zu erkennen und so wieder ein neues Merkmal für das Alter der verschiedenen Partien zu gewinnen. Der Verf. hat den Erfolg seiner Arbeit dadurch beeinträchtigt, daß er — ebenso wie Erhardt beim Aufsuchen historischer Abstufung, Robert bei der Feststellung von Kulturschichten und sprachlichen Schichten, und wie mancher andere bei ähnlichen Aufgaben — die Untersuchung nicht streng für sich gehalten, sondern in sie Argumente, die von der Betrachtung des Inhaltes und von der Kompositionskritik hergenommen waren, von Anfang an eingemischt hat.

Voraussetzung bei diesem ganzen Vorgehen war die durch Vergleichung mit Vergil gewonnene Ansicht (Grundfr. S. 222 ff.), daß das

Digitized by Google

Erscheinen der Götter in einer bestimmten menschlichen Gestalt auch innerhalb des griechischen Epos das Echte und Alte sei und daß erst, nachdem bei den Dichtern die Gewohnheit befestigt war Götter mit Menschen verkehren zu lassen, einer und der andere von ihnen, dessen Phantasie minder lebhaft und auf das Anschauliche gerichtet war, darauf habe geraten können, einen Gott unter Menschen auftreten zu lassen, ohne daß dem Hörer gesagt wurde wie er ihn sich vorstellen solle. Seitdem ist dieser Punkt von anderen in stark abweichendem, ja in entgegengesetztem Sinne erörtert worden. Polak — in der weiterhin (VIII, 8) zu besprechenden Abhandlung S. 380 — giebt zu, daß in der freien Handhabung der Götterwelt bei Homer sich der leichte Sinn des ionischen Stammes verraten möge, meint aber, daß „das ganz unverhüllte Verkehren der Gottheit mit den begnadigten Sterblichen, beinahe auf dem Fuße von Gleichheit, gerade ein Zeichen von primitiver Anschauung" sei. Ähnlich äußert sich Robert, Studien zur Ilias, S. 353, indem er es für die Urilias charakteristisch findet, daß „der persönliche Verkehr der Götter mit den Menschen als etwas ganz Gewöhnliches und Natürliches aufgefaßt" werde. In dieselbe Richtung scheint ein Gedanke von Wilamowitz zu weisen, in seiner Einleitung zur Orestie (Griech. Tragödien II [1901] S. 16): „die homerische Poesie hat den Göttern die menschliche Gestalt und demgemäß wenigstens menschliches Fühlen gegeben, während in den tieferen Schichten des ionischen Volkes und im ganzen Mutterlande von Hellas die Ungestalt und Tiergestalt sich noch lange behauptete". Nicht ganz deutlich wird hier, was unter „homerischer Poesie" verstanden werden soll. Dem Wortlaut und dem Zusammenhang nach die der Ionier, deren Werke wir besitzen: der Sache nach aber kann Wilamowitz dies nicht wohl gemeint haben, da ja die „Olympier" und ihr Reich in Thessalien zu Hause, also ein Erzeugnis äolischer Phantasie sind. Die ganze Frage ist einer erneuten, eindringenden und weiter zurückgreifenden Untersuchung wert.

VIII. Werke zusammenfassender Art.

1. G. Strickland, La questione omerica. Turino-Palermo (Clausen) 1893. 106 S.

Das Buch ist mir nicht zugänglich gewesen. So viel sich aus einer deutschen Rezension entnehmen läßt, enthält es im wesentlichen eine knappe Geschichte der homerischen Probleme, deren Lösbarkeit der Verf. sehr skeptisch zu beurteilen scheint.

Digitized by Google

2. R. C. Jebb: Homer. Eine Einführung in die Ilias und Odyssee. Autorisierte Übersetzung nach der dritten Auflage des Originals von Emma Schlesinger. Berlin 1893 (S. Calvary & Co.). XV, 255 S.

Das nützliche Buch verdiente es, durch eine deutsche Übersetzung allgemeiner zugänglich gemacht zu werden. Seine Stärke beruht in der geschmackvollen Betrachtung des Epos selbst, zu dessen empfänglicher Lektüre es anregen kann. Dagegen ist die Art, wie die eigentlich wissenschaftlichen Probleme charakterisiert werden, etwas altmodisch und nicht herzhaft zugreifend. Auch hat der Verf. es unterlassen die Entwickelung der homerischen Wissenschaft bis auf die Zeit, in der er schrieb, vollständig zu begleiten. Wenn in der dritten Auflage eines Werkes, dessen erste 1887 erschien, die Untersuchungen von Wilamowitz noch nicht berücksichtigt worden sind, so thut das der Sicherheit der Orientierung, die doch gegeben werden sollte, natürlich Abbruch.

3. W. Leaf, A Companion to the Iliad. London (Macmillan) 1892. XII, 411 S.

Der scharfsinnige Kritiker und verständnisvolle Erklärer der Ilias giebt hier eine zusammenhängende Darstellung seiner Ansicht von dem allmählichen Wachstum des Epos. Er schließt seine Ausführungen an die einzelnen Bücher an und bespricht ohne viel gelehrten Ballast die wichtigsten Aporien und ihre Lösung, so daß die Lektüre des Buches zur Einführung, zwar nicht in die gelehrte Litteratur über Homer aber wohl in eine ruhige Erwägung der Probleme selber, entschieden empfohlen werden kann. Leafs Grundansicht ist am meisten der von Niese verwandt: daß aus einem nicht sehr umfangreichen Kern sich nach und nach immer neue Zweige entwickelt haben, besonders dadurch, daß vorhandene Andeutungen den Anlaß gaben neue Teile der Handlung zu erfinden. Den Grundstock muß, auch nach Leaf, der Inhalt der Gesänge A, Λ, Π, X gebildet haben. Sehr einleuchtend zeigt er, wie sowohl die Πρεσβεία als die Ὁπλοποιία nachträglich hinzugedichtet worden sind und, obwohl der Versuch gemacht wurde sie in einen ursächlichen Zusammenhang einzufügen, doch durch ihr Dazwischentreten Anstöße und Unebenheiten hervorgebracht haben, die man, aus Pietät für das Überlieferte, nicht beseitigen mochte. — Als ersten Anlaß zur Entstehung der troischen Sage denkt sich der Verf., ähnlich wie Eduard Meyer, einen großen Seezug, den die Achäer unter Führung des Herrschers von Mykene nach der Nordwestecke von Kleinasien thatsächlich unternommen hätten, etwa zwischen 1100 und 1050 v. Chr.

Digitized by Google

4. M. Croiset, Histoire de la littérature grecque. Tome premier (Paris 1887) p. 53—425.

Der Verfasser hält diejenigen Stücke der Ilias für die ältesten, in denen sich, wenn man von allem Beiwerk absieht, der Hauptgang der Handlung darstellt: A, Λ, Π, Χ. Die neun Gesänge B—K waren ursprünglich selbständig, aber auch unter sich nach Zeit und Art der Entstehung verschieden (p. 120). Die Πρεσβεία zeigt so viel innere Verwandtschaft mit dem Liede vom Streit der Könige, daß sie — als ein Gedicht für sich — von dem Verfasser des A geschaffen zu sein scheint (p. 138). Die Begegnung zwischen Hektor und Andromache war von dem, der sie gedichtet hatte, als Abschied gemeint, fand aber, als das Ganze geordnet wurde, keinen entsprechenden Platz und gab so zur Erfindung von Hektors Gang in die Stadt Anlaß, durch den sie in den Lauf der Ereignisse eingefügt ist (p. 132. 133). Späteren Ursprungs ist das Stück Γ 1 — Δ 421, in ihm wieder nachträgliche Einlagen die Teichoskopie und die Ἐπιπώλησις (p. 127). Die Aristie des Diomedes ist eines der ältesten Lieder, war aber zuerst nicht für den Platz gedichtet den sie jetzt einnimmt (p. 129. 210). Der zweite große Einzelkampf in Η, der den Charakter der Nachahmung trägt, ist erfunden und nicht geschickt erfunden, um dem Tage, den der Ordner für die Thaten des Diomedes angenommen hatte, irgend welchen Abschluß zu geben (p. 134). In ähnlicher Weise ist Θ nur gemacht, um die viel ältere Πρεσβεία im Zusammenhange des Ganzen vorzubereiten (p. 135. 212). In Λ beginnt mit 597 jüngere Dichtung. Die folgenden Gesänge M—Ω, teils fortsetzenden teils vorbereitenden Inhaltes, sind nach Alter und poetischem Wert verschieden (p. 143). Die Patroklie setzt Ο 592 ein; sie hängt mit Λ wie mit Χ gut zusammen, scheint übrigens erst nach der Erzählung von Hektors Tod gedichtet zu sein, doch vielleicht von demselben Verfasser (p. 152; ihr Verhältnis zu Ι wird nicht recht klar). Auf der andern Seite bilden die Bücher Σ—Ω eine durch den Inhalt verbundene Gruppe, brauchen aber nicht gemeinsame Herkunft zu haben (p. 153). Die Aristie des Menelaos — lang, verwirrt und eintönig — ist spät gemacht, und für die Stelle an der sie jetzt steht.

Auf etwas andere Art ist die Odyssee erwachsen. Der Keim lag in ω und in der Erfindung, daß der Held seine Irrfahrten selbst erzählt; diese Erfindung beruht auf der Voraussetzung, daß ältere Dichtungen über die Rückkehr der Helden von Ilios existierten und daß darin ein letzter Aufenthalt des Odysseus bei den Phäaken bereits erwähnt war (p. 336. 337). Der Verfasser von Κυκλώπεια und Νέκυια hat dann später, weil er mit seinem Werk Erfolg hatte, die vorbereitenden Gesänge ε—η, die schönste Partie der ganzen Odyssee, hinzugedichtet (p. 338). Auch einzelne Stücke in θ scheinen ihm zu gehören,

Digitized by Google

während die Hauptmasse dieses Buches jüngeren Ursprunges ist (p. 286. 287). Was er geschaffen hatte, war noch nicht eigentlich ein Gedicht, aber eine Gruppe innerlich verbundener Lieder (p. 339). Die Erzählungen in κ und μ tragen einen merkbar späteren Charakter (p. 289. 295) und sind durch die Argonauten-Sage beeinflußt (p. 297); übrigens sind auch sie, um an ihrer jetzigen Stelle eingeschoben zu werden, sogleich in erster Person gedichtet[1]). Ein Fortsetzer, der seinen Plan in Athenens Gespräch mit Odysseus (ν 300 ff.) zu erkennen giebt (p. 301), hat die Bücher ν. ξ, π, ρ, τ—ψ gedichtet, obschon vielleicht nicht sogleich in dieser Reihenfolge (p. 340. 341). Diese große Partie hat im einzelnen mehrfache Erweiterung erfahren, wie denn besonders alle Episoden von σ nachträglich hinzugefügt sind (p. 342). Einem noch späteren und an poetischer Kraft zurückstehenden Dichter gehören α—δ und der Schlußgesang an (p. 344). Daß die Telemachie niemals als selbständiges Epos bestanden haben kann, geht schon aus dem völligen Mangel an wirklicher Handlung, der in ihr herrscht, hervor (p. 329).

Der Wert dessen, was Croiset über Homer geschrieben hat, beruht nicht in der hier skizzierten Entstehungsgeschichte der Epen. In der scharfsinnigen Aufspürung von Beziehungen und Widersprüchen sind ihm deutsche Forscher überlegen, deren Arbeiten er übrigens, so weit sie vor 1884 liegen, kennt und zu benutzen weiß. Seine Stärke liegt in sinnvoller Gesamtbetrachtung und in der feinen Würdigung stilistischer Eigenart. Die Kunst der Erzählung und Beschreibung, wie sie in Ilias und Odyssee keineswegs ganz übereinstimmend sich bethätigt, die Bedeutung der Gleichnisse (p. 233. 234), die Charakteristik der einzelnen Personen, göttlicher wie menschlicher, wird lebendig geschildert und mit Verständnis beurteilt. Hier und da hätte der Verf. auf seinem eigenen Wege noch etwas weiter kommen können. Diomedes ist nicht bloß der jugendlich ungestüme Kämpfer (p. 245), sondern zugleich der bescheidene und doch des treffenden Wortes mächtige Sprecher; als eine eigentümliche Gestalt tritt, wenn man die zerstreuten Erwähnungen zusammenfaßt, auch Meriones hervor. In der Odyssee sind außer den beiden Führern der Freier noch Amphinomos und Ktesippos ganz individuell gezeichnet. Über die Unschlüssigkeit der Penelope wundert sich der Verf. und fragt (p. 377), warum sie nicht ein für allemal die Bewerber abweise. Die Lösung ist doch einfach genug: Odysseus hat ihr beim Abschied anbefohlen, sich wieder zu verheiraten wenn Telemach erwachsen und er dann noch nicht zurückgekehrt sei (σ 269 ff.); that-

[1]) Kirchhoffs entgegenstehende Ansicht lehnt Croiset mit guter Begründung ab: l'hypothèse est bien inutile, puisqu'elle ne supprimerait qu'une seule invraisemblance dans un récit, où l'invraisemblable abonde.

Digitized by Google

sächlich ist durch diese Verpflichtung, die sie dem Sohne gegenüber hat, ihre Lage viel trauriger, als wenn es ihr freistünde ihrem Herzen zu folgen und keine neue Ehe einzugehen. — Daß in der Odyssee so viel weniger Vergleiche als in der Ilias vorkommen, erklärt Croiset aus dem ganzen ruhigen, heiteren, gleichmäßigen Stil der jüngeren Dichtung, die den Hörer mehr unterhalten als zur Begeisterung fortreißen wolle: „la comparaison était une manière brillante d'idéaliser les choses, qui ne répondait plus au goût nouveau" (p. 356). Überhaupt enthalten die Abschnitte, die eine Parallele zwischen beiden Epen ziehen, viel Gutes. Überraschend, aber doch wohl richtig ist der Gedanke, daß die Einheit der Ilias eine straffere sei als die der Odyssee (p. 349). Der Verfasser kommt dazu durch seine Theorie von der verschiedenen Entstehung beider: für die eine blieb immer, so sehr sie anwuchs, der Plan bestehen, den ein Dichter und zwar der früheste entworfen hatte; die andere ist aus der Thätigkeit von drei Hauptdichtern allmählich zusammengewachsen und ist nun nach einem Plan geordnet, der selber erst während dieser Entwickelung entstanden ist. Aber auch wer diese Ansicht nicht teilt, wird zugeben müssen, daß sie für einen wesentlichen Unterschied im Aufbau den Blick schärft: in der Ilias, wo eine leidenschaftliche Situation schnell ihre gewaltsamen Wirkungen hervorbringt, ist die Handlung in wenige Tage zusammengedrängt, während sich die der Odyssee in behaglichem Verlauf über eine sechsmal so lange Zeit ausbreitet (p. 350). — Eine sehr interessante und ohne weiteres einleuchtende Beobachtung hat Croiset in betreff der Sprache gemacht: abstrakte Substantiva auf -ίη, -σύνη und -τύς hat die Ilias 39, die Odyssee 81; und auch diejenigen Abstrakta, die beiden gemeinsam sind, zeigen in der Odyssee einen weiter fortgeschrittenen Gebrauch (p. 389. 390).

Die Frage nach der Entstehung des epischen Dialektes wird (p. 260–263) richtiger beurteilt als von den meisten derer, die sich in Deutschland während der letzten Jahre darüber geäußert haben. Dies hängt mit der eigentümlichen, herzhaften und ins Innere dringenden Grundanschauung zusammen, die der Verfasser von der Vorgeschichte unserer Epen hat, und durch die zugleich aufs glücklichste die beiden scheinbar miteinander streitenden Beobachtungen gedeutet werden, die sich bei der Lektüre immer wieder aufdrängen: unverkennbar beabsichtigter Zusammenhang im großen wie im kleinen und daneben eine Fülle großer und kleiner Widersprüche. Unser Befremden über diesen Thatbestand rührt daher, daß wir gewohnt sind den bewußten und beabsichtigten Zusammenhang uns wie den eines Buches zu denken, das nach einem vorgefaßten Plane ausgearbeitet ist. So gab es für Kirchhoff und die welche ihm gefolgt sind gar keinen Zweifel, daß die

Digitized by Google

gesonderten Bestandteile, deren Zusammenschluß in der Odyssee er nachwies, selber Dichtungen gewesen seien, die Anfang Mitte und Ende hatten. Wenn nun verlangt wird, daß wir uns statt dessen Gruppen von Liedern vorstellen, die zwar der festen Umrahmung und der lückenlosen Übergänge entbehrten, aber durch Gemeinsamkeit des Inhaltes verbunden waren und ungefähr auch den Stufen einer fortlaufenden Handlung entsprachen — so empfinden wir dies zunächst wie eine Aufforderung zur Unklarheit. Aber das ist dann keine unklare Vorstellung, sondern die Vorstellung von etwas Unklarem, das doch wohl wirklich existiert hat in einer Zeit, die noch keine geschriebene Litteratur kannte. Was Croiset von dem Hauptstück in Z annimmt, ist prinzipiell sehr wohl möglich: daß eine Episode unter irgend einer Voraussetzung gedichtet war, die unausgesprochen ihren Hintergrund bildete, daß sie dann aber bei der abschließenden Redaktion einen Platz gefunden hat, der jener Voraussetzung nicht ganz entsprach. Jedenfalls wird auf diese Weise die Begegnung zwischen Hektor und Andromache richtiger beurteilt, als wenn man von ihr aus eine ältere Gestalt der Ilias konstruiert, in welcher diese Scene einen letzten Abschied bedeutet und unmittelbar vor dem Kampfe gestanden hätte, in dem Hektor fallen sollte.

Im einzelnen sind des Verf.s Aufstellungen natürlich vielfach angreifbar; seine Gesamtansicht aber (am bestimmtesten ausgesprochen p. 94. 95. 99) verdient den Tadel nicht, den Rothe dagegen gerichtet hat (Jahresberichte 16 [1890] p. 128). Daß der Niesesche Gedanke — wie ein Sänger durch einzelne frei erfundene Züge, die auf ein seitwärts- oder zurückliegendes Ereignis hindeuten, die Darstellung belebt, und diese scheinbaren Anspielungen dann erst für einen anderen Anlaß werden jenes Ereignis selber auszudichten — daß dies auf Croiset (p. 206) Einfluß geübt hat, gereicht ihm nicht zum Vorwurf. Er seinerseits hebt besonders hervor, daß der Beifall, den irgend ein neues Lied fand, den Verfasser oft dazu gebracht haben mag, selber den Gegenstand weiter auszuführen, von dem Helden den er seinen Zuhörern lieb gemacht hatte noch mehr zu erzählen (p. 94. 116. 338). Auf einleuchtende Art verwertet Croiset das Auftreten des Demodokos in 9, um einen Zustand der Poesie anschaulich zu machen, wo noch kein abgerundetes Epos besteht und doch der Zusammenhang eines ganzen Sagenkreises den Hörenden ausreichend bekannt ist, so daß der Sänger — ἔνθεν ἥ ἔνθεν ἑλών — ein einzelnes Stück daraus vortragen und dabei sicher sein kann sofort verstanden zu werden (p. 95. 96).

Wie von der Vorgeschichte der epischen Poesie so hat der Verf. auch von derjenigen Periode, die ihren Abschluß bildete, richtigere Vorstellungen als sie zur Zeit in Deutschland herrschen. Zwar geht

Digitized by Google

er in der Datierung zu tief herab (p. 423. 424) und macht überhaupt (p. 392—406) zu ausgedehnten und vertrauensvollen Gebrauch von den biographischen und litterarhistorischen Notizen, die über die Person Homers und über die Homeriden erhalten sind; aber dies schützt ihn andererseits gegen das unkritische Mißtrauen, womit bei uns die Redaktion des Peisistratos eigentlich doch bloß deshalb verworfen wird, weil sie überliefert ist. Dabei ist es mir eine besondere Freude, daß er den scheinbaren Widerspruch zwischen dem, was über Solon, und dem, was über Peisistratos berichtet wird, in derselben Weise wie von mir vorgeschlagen wurde aufhebt (p. 416. 417; vgl. Grdr. S. 97): Solon ordnete an, daß die Vorträge der Rhapsoden die richtige Reihenfolge innehalten sollten; dies erwies sich aber als unausführbar, so lange diese Reihenfolge nur in der allgemeinen Vorstellung von dem Gang der Ereignisse enthalten und nicht irgendwie festgelegt war; daher der Plan des Peisistratos, ein geschriebenes Corpus herstellen zu lassen.

5. W. Christ, Geschichte der griechischen Litteratur. 2. Auflage, 1890.

In §§ 17—41 wird, auf 39 Seiten, eine knappe Darstellung der homerischen Frage und ihrer Entwickelung gegeben, von dem vermittelnden Standpunkt aus, der aus früheren und speziell dem Epos gewidmeten Arbeiten des Verf.s bekannt ist. Mit Recht hebt er hervor, daß sowohl der Grundplan der Ilias als auch in der Odyssee der Gedanke, den Helden seine Irrfahrten selbst erzählen zu lassen, nur von einem Manne ausgegangen sein könne. Von der Möglichkeit, daß der Dichter selber sein Werk durch nachträgliche Einschiebungen erweitert und so hier und da die Durchsichtigkeit des Planes gestört habe, — die im Prinzip natürlich nicht bestritten werden kann — macht Christ vielleicht etwas zu reichlichen Gebrauch, um vorhandene Anstöße zu erklären. Was die Zeit betrifft, so setzt er die Entstehung der Ilias um 850—800, die der Odyssee um 820—770; das könnte aber in bezug auf beide wohl nur als untere Grenze zugegeben werden.

6. L. Erhardt, Die Entstehung der homerischen Gedichte. Leipzig (Duncker und Humblot) 1894. CXIII, 546 S.

Des inhaltreichen und anregenden Buches wurde schon an zwei früheren Stellen gedacht (II 6 und VII 2); hier soll etwas näher darauf eingegangen werden.

Das Wertvollste darin ist die ausführliche, gut geschriebene Einleitung, die den Standpunkt, von dem aus nachher die Ilias betrachtet werden soll, festzustellen sucht. Den Anfang macht eine kurze Kritik früherer Arbeiten, wobei namentlich Wolf die verdiente Anerkennung

Digitized by Google

findet. Gegen Lachmann ist der Verf. nicht gerecht. Als Durchgangsstadium war die Liedertheorie doch unentbehrlich und von nachhaltigster Wirkung; auch Erhardt steht im Aufspüren, Formulieren, Verwerten der einzelnen Beweisstücke viel mehr unter Lachmanns Einfluß, als er selber glaubt. Andererseits muß man zugeben, daß sich Lachmanns Gesamtansicht vom Wesen der Volkspoesie nicht behauptet hat, daß neben und zum Teil vor ihm andere, wie besonders Jacob Grimm, davon eine richtigere Vorstellung hatten. An diese älteren Gedanken, die dann durch Steinthal weitergebildet sind, knüpft Erhardt an und sucht, im Hauptteil seiner Einleitung, eine lebendige Anschauung davon zu geben, wie die älteste Dichtung im Volke sich entwickelt hat. Außer dem deutschen werden dabei das altfranzösische, finnische und esthnische Epos zur Erläuterung herangezogen. Hauptsächlich zwei Punkte sucht der Verf. klar zu machen: einmal, daß nicht bestimmte, einzelne Individuen als Schöpfer und Träger der Volkspoesie zu denken sind, und daß demgemäß die Erzählung in ihren einzelnen Teilen dasjenige Maß von Übereinstimmung und gegenseitiger Bezugnahme gar nicht aufweisen kann, das ein berechnend und überlegt schaffender Dichter seinen Werken geben würde; und sodann, daß trotz dieser Art der Entstehung, und obwohl das Epos im Geiste des Volkes beinahe ebenso unbewußt lebt und webt wie die Sprache selber, doch eine umfassende, in den Grundzügen feste Einheit eines poetischen Planes sehr wohl sich bilden kann.

Man hat diese Ausführungen dadurch zu entkräften, ja ins Lächerliche zu ziehen versucht, daß man Erhardt vorwarf, er verkenne den persönlichen Ursprung, den alle poetischen Gedanken haben müßten, und schreibe dem „Volke" eine mystische Fähigkeit zu, gemeinsam zu wirken. Damit ist dem feinsinnigen Gelehrten bitter unrecht geschehen. Natürlich weiß auch er, daß das Volk eine Schar von Menschen ist, deren jeder mit seinem eignen Kopfe denkt und mit seiner Zunge spricht. Seine Absicht war nur — und der Widerspruch, den er gefunden hat, zeigt, eine wie notwendige Absicht — uns zu mahnen, daß wir versuchen müssen eine Zeit uns vorzustellen, wo Köpfe und Zungen der einzelnen Menschen sehr viel weniger verschieden waren als heute, wo der Anteil, den mehrere Zusammenlebende an einem geistigen Erzeugnis hatten, noch nicht gesondert werden konnte, wo das Individuum sich aus der Masse noch nicht so weit gelöst hatte, daß einer persönliches geistiges Eigentum hätte in Anspruch nehmen können. Auch die Sprache selber ist ja geheimnisvoll entstanden, als Gesamterzeugnis des Volksgeistes, und doch zugleich natürlich, als eine von den und den wirklich lebenden Menschen gesprochene, die zu ihr doch ein völlig anderes Verhältnis hatten als etwa Ennius zu der seinigen, oder als irgend ein moderner Gesetzgeber auf diesem Gebiete.

Digitized by Google

Darin freilich hat Erhardt nicht recht, daß er meint, innerhalb unserer Ilias ließen sich noch Stücke erkennen und abgrenzen, die jener frühesten Periode des Volksgesanges angehörten. Das ist schon deshalb nicht möglich, weil die epische Kunst mit ihrem Schatze von Worten und Bildern, von Anschauungen und Redewendungen erwachsen ist bei den Äolern, während die ältesten erkennbaren Bestandteile der auf uns gekommenen Epen bereits in der Mischsprache verfaßt sind, die durch den Übergang des Heldengesangs in den Besitz und die Pflege des ionischen Stammes allmählich entstanden ist. Generationen, vielleicht Jahrhunderte liegen zwischen jener ersten schöpferischen Zeit und derjenigen Periode, in der die unserer Ilias zu grunde gelegte Idee — eine Fülle von Ereignissen in längerer Entwickelung um den Zwist und die Aussöhnung der Könige zu gruppieren — ersonnen wurde. Damals war die Zeugungskraft der Sprache schon im Nachlassen, das konventionelle Element nahm in ihr einen breiten Raum ein, manches einzelne wurde von den Dichtern selber, die ja Ionier waren, nicht mehr vollkommen verstanden; andererseits gab ihnen der sichere Besitz einer traditionellen Kunstübung und die Herrschaft über einen allezeit geläufigen Schatz von Formeln und Redewendungen so viel Freiheit der Bewegung, daß es ihnen möglich wurde ein größeres Ganzes im Geiste zu erfassen und durchzuführen. Erhardt hat sich den Einblick in diese Verhältnisse und den Ausblick in die ferne Vergangenheit, die an dem Erschaffen eines epischen Stiles mitgearbeitet hat, dadurch erschwert, daß er — auf die Autorität von Arthur Ludwich hin — das Problem der Dialektmischung bei Homer nicht als Problem anerkennt (S. LXXXVIII); und doch ist es nur von hier aus möglich den Gesichtspunkt zu gewinnen, unter dem auch die übrigen Hauptfragen zunächst einmal richtig gestellt werden können.

Der Verf. nennt die Zeit, in welcher der durch die Idee der Menis bestimmte Rahmen der Ilias entstanden sei, „die erste große Blüteperiode des griechischen Epos" (S. 505). Vielmehr war es, wenn denn doch gezählt werden soll, mindestens schon die zweite, von jener früheren auch dadurch verschieden, daß nun die persönliche Begabung, die Individualität des erfindenden, mit Überlegung aufbauenden Dichters mehr hervortrat. Dadurch, daß er diesen Unterschied nicht beachtet, leidet Erhardts Darstellung wirklich an einer gewissen Unklarheit. Einmal bezeichnet er „als eigentlichen Schöpfer des Epos das ganze griechische Volk" (S. CI); dann wieder spricht er so, als habe es doch nicht so sehr im Munde und in den Gedanken des Volkes gelebt als in denen „berufsmäßiger Sänger" (S. CV), ja, er bekennt geradezu: „man könnte geneigt sein, statt mit dem Ausdruck Volksepos die homerischen Gedichte lieber als Sängerpoesie oder traditionelle Poesie zu bezeichnen."

Digitized by Google

Die Unklarheit verschwindet, sobald man erkannt hat — wozu ein Vergleich mit der nationalen Poesie der Serben und mancher türkischen Stämme, die noch jetzt im Fluß ist, helfen kann, — daß „Volkspoesie" und „Sängerpoesie" nicht zwei mögliche Ausdrücke für dieselbe Sache sind, sondern daß damit zwei aufeinander folgende Stufen der Entwickelung bezeichnet werden.

Vermöge der Grundanschauungen, die bisher skizziert wurden, ist Erhardt bei seiner Analyse der Ilias duldsamer als die meisten seiner Vorgänger in der Zulassung von Widersprüchen und Unebenheiten; aber auch er geht noch zu weit in der Zuversicht, mit der er hier und da aus Anstößen oder Anklängen einen ursprünglichen Zusammenhang wiederherstellen zu können meint. Dahin gehört seine Behandlung der Volksversammlung in B, die einst den Eingang zur Erzählung von der Bittgesandtschaft an Achill gebildet haben soll. Diese letztere selbst wird von Erhardt (S. 142) nicht anders als von anderen um des Duals willen (I 182 ff.) zerschnitten, ohne daß übrigens nachher diese Ansicht konsequent festgehalten würde (S. 143 f.). Von den Anstößen, die man in Γ gefunden hat, heißt es zuerst ganz richtig (S. 44): „sie alle ergeben sich erst aus genauerer kritischer Erwägung, sind aber nicht derartig, daß sie die Hörer beim Vortrag des einzelnen Gesanges in alter Zeit ernstlich hätten stören müssen." Nachher aber wird doch das Verhalten des Priamos und seiner Genossen auf der Stadtmauer streng Lachmannisch untersucht und daraus der Schluß gezogen, daß „die Mauerschau eine nachträgliche Eindichtung" sei (S. 46). Treffend urteilt der Verf. über die ganze Partie Γ—H: „Hier ist mitnichten ein bewußter Gegensatz zur Menis vorhanden; vielmehr fügen sich auch diese Gesänge, insofern als sie Achills Fernbleiben zur Voraussetzung nehmen, dem Hauptmotiv der Ilias unter, nur daß sie eben eine selbständigere, episodische Wendung nehmen" (S. 177). Ebenso verdient auch das Gesamtbild, das zum Schluß (S. 504 f.) von dem ursprünglichen Bestande und gegenseitigen Verhältnis der durch den Plan der μῆνις zusammengehaltenen Gesänge entworfen wird, prinzipielle Billigung. Erhardt ist frei von dem Irrtum, nur zwei Möglichkeiten zuzulassen: eine Reihe ganz selbständiger Einzellieder oder eine lückenlos geschlossene Komposition. Vielmehr hat er erkannt, daß der Zustand, der der abschließenden Redaktion der Ilias voranging, schon ein mittlerer war: Einzellieder, aber mit gemeinsamen Voraussetzungen; zusammenhängende Handlung, aber nur in Gedanken bestehend, nicht von Anfang bis zu Ende erzählt; eine Reihe von Erzählungen, aber in der manche Glieder fehlten, andere streckenweise parallel gingen. — Man sieht leicht, wie diese Auffassung mit der von Croiset viel Verwandtes hat.

Digitized by Google

7. Cauer, Grundfragen der Homerkritik. Leipzig (S. Hirzel) 1895. 322 S.

Das Buch behandelt im ersten Teile Fragen der Textkritik und der Sprachwissenschaft, im zweiten die Analyse des Inhaltes der Epen. Die Absicht ist überall, zu zeigen, wie die Forschungen der letzten Jahrzehnte, mehr als es den einzelnen Mitarbeitern bewußt zu sein pflegt, einem gemeinsamen, immer klarer erkannten Ziele zustreben. Dabei wird besonders hervorgehoben, wie die anscheinend getrennten Zweige der Untersuchung ineinander greifen, und versucht, durch Abgrenzung der gewonnenen Resultate und Prüfung der konkurrierenden Methoden die neuen Aufgaben festzustellen, die zunächst Bearbeitung fordern und Gewinn versprechen. — Die in diesem Buch entwickelte Grundanschauung ist eben die, auf welcher nach Anordnung und Einzelausführung der vorliegende Bericht beruht. Hier und da, wo es geboten schien, ist auf die dort gegebene prinzipielle Begründung verwiesen worden.

8. H. J. Polak, De jongste Gedaanteverwisseling der Homerische Kwestie. Verslagen en Mededeelingen der Koninklijke Akademie van Wetenschappen. Afdeeling Letterkunde, derde Reeks, twalfde Deel. (Amsterdam 1896.) S. 343—428.

Der Verf. will zeigen, durch welche verschiedenen Gestalten hindurch sich das homerische Problem in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts entwickelt hat, und giebt zu diesem Zwecke eine kurze Charakteristik und kritische Würdigung der Arbeiten von Kirchhoff, Niese, Wilamowitz, Seeck, Erhardt, Cauer. Auf grund genauer Kenntnis des ganzen Gebietes weiß er die Ansichten, über die er berichtet, treffend darzustellen und als Kritiker nicht nur die schwachen, sondern vor allem die wesentlichen Punkte herauszufinden. Sein eigner Standpunkt ist (S. 382) nicht ultra-konservativ; doch überwiegt in seiner Beurteilung die Freude an den negativen Resultaten, welche die deutschen Gelehrten insofern gewonnen haben, als jeder einzelne einen Teil der Hypothesen seines Vorgängers widerlegte. Mit Genugthuung konstatiert er (S. 386 f.), daß von den Hauptsätzen der Kirchhoffschen Theorie heute kein einziger mehr unangefochten stehe. Angenommen, dies wäre so, würde daraus nicht, gerade zu Kirchhoffs Ruhme, folgen, daß die von ihm angeregte Frage und Frageweise überaus fruchtbar gewesen ist? Am wenigsten will Polak von Niese wissen (S. 353 ff.), ist aber in einem einzelnen Fall nahe daran ihm ein wichtiges Zugeständnis zu machen. Er spottet nämlich (S. 384) über die Zuversicht, mit der Seeck aus θ 74 ff. schließen wollte, daß es eine besondere Ilias ge-

Digitized by Google

geben habe, in der Achill und Odysseus statt Achill und Agamemnon die streitenden Hauptpersonen waren. Wenn durch jene Verse, wie auch ich glaube, nicht bewiesen wird, daß eine solche Dichtung wirklich existiert habe, so enthalten sie einen Zuwachs der Sage, der doch wohl auf freier Erfindung des Odyssee-Dichters an dieser Stelle beruht; und daß durch freie, improvisierende Erfindung der Dichter die Sage weitergewachsen sei, ist gerade Nieses Grundanschauung.

Polak sträubt sich gegen diese Anschauung und verlangt seinerseits ausdrücklich (S. 382), daß diese zwei Aufgaben scharf auseinander gehalten werden: Analyse der Dichtung, in der man die Teile zu erkennen sucht aus denen sie zusammengesetzt ist, und Analyse der Sage mit Aufsuchen der Entwickelungsstufen, durch die hindurch sie sich gebildet hat. Aber in welcher Form soll denn die Sage gelebt haben, wenn nicht in der der Dichtung? Soll man annehmen, daß eine prosaische Überlieferung neben der poetischen her oder gar ihr vorausgegangen sei? Das ist ganz undenkbar; dazu würde eine Reife der Sprache gehören, wie sie ohne Hülfe des Schriftgebrauches unmöglich erreicht sein konnte. Poesie ist doch im Vergleich zur Prosa die ältere Redeform (vgl. in diesem Berichte S. 97). — Nur zu einem Teile, freilich einem recht wichtigen, ist die von Polak geforderte Scheidung durchführbar und in der That dringend zu empfehlen. Er bekennt sich zu der Überzeugung (S. 384), daß die mythologischen und natursymbolischen Vorstellungen, auf denen die Heldensage in ihren Grundzügen möglicherweise beruht, sich sämtlich schon im wesentlichen umgesetzt hatten in und verschmolzen waren mit anderen und diesmal rein irdischen Sagen, lange vor oder mindestens schon während der äolischen Periode des Epos. Das ist vollkommen richtig: die Mythenforschung, so interessant sie an sich sein mag, muß von der philologischen Arbeit, den Aufbau und das allmähliche Wachstum des griechischen Epos zu erkennen, streng gesondert werden.

Das positive Element in den Gedanken des Verf.s tritt nicht ebenso deutlich hervor wie seine Ablehnung der Ansichten anderer. Er spottet über die Überlieferung von der Redaktion durch Peisistratos (S. 371. 403 ff.), sagt aber nicht, auf welche Weise denn er sich den starken attischen Einfluß erklärt, den das Epos bei seiner ersten schriftlichen Aufzeichnung erfahren hat. Den Versuch, die Dichtung in Teile zu zerlegen aus denen sie entstanden sei, will er für die Odyssee gar nicht gelten lassen (S. 386), eher für die Ilias. Hier geht er sogar im einzelnen ziemlich weit, wenn er z. B. (S. 385) zugiebt, daß Hektors Abschied von Andromache in seiner gegenwärtigen Umgebung das Werk einer nachträglichen Erweiterung sein müsse; die Scene ist ja von Homer gar nicht als „Abschied" gedacht, sondern als Begegnung, die in den Zusammenhang des durchweg von Zartgefühl erfüllten Gesanges Z aufs

Digitized by Google

beste paßt. Als entscheidendes Merkmal will Polak überall die in dem Bau des Gedichtes sich offenbarende „Absicht des Dichters" angesehen wissen (S. 385. 387). Gewiß, die müssen mir aufsuchen; aber mit einiger Aussicht auf Erfolg kann es doch nur da geschehen, wo wir mit einer erkennbaren dichterischen Individualität zu thun haben. Und das wird bei Werken, die aus den Erzeugnissen von Generationen allmählich zusammengewachsen sind, wohl hier und da der Fall sein, doch schwerlich die Regel bilden.

Eben dieser kollektive Ursprung aber von Ilias und Odyssee ist etwas, womit der Verf. nicht Ernst machen zu wollen scheint. Allerdings spricht er wiederholt von „Dichtern" im Plural, z. B. da wo er die Ansicht bekämpft, daß das Vorkommen eiserner Waffen oder Geräte in einer Partie des Epos ein Zeichen für deren relativ jungen Ursprung sei. Seiner Meinung nach (S. 423) war Kupfer das traditionelle und konventionelle Metall, Eisen für dieselben Gegenstände das zur Zeit der Dichter selbst gebrauchte, dessen Erwähnung sich manchmal durch Zufall einschlich, wo eigentlich Kupfer hätte genannt werden sollen. Mehr behaupte ich auch nicht. Aber lebten denn „die Dichter" alle zu gleicher Zeit? Polak scheidet doch selber eine äolische und eine ionische Periode des Epos. War für alle Zeitstufen innerhalb dieser beiden Perioden Eisen gleich sehr das gebräuchliche Metall? lag für alle die Versuchung gleich nahe, es an Stelle des in der poetischen Sprache noch herrschenden Kupfers einzusetzen? Und dieses selber muß doch zu etwas „Traditionellem" irgend wie einmal erst geworden sein. Wie kann man sich das geschehen denken? Doch wohl nur so, daß in der frühesten Zeit, als auf thessalischem Boden der epische Sprach- und Vorstellungsschatz sich bildete, eben noch nicht Eisen sondern Kupfer in Gebrauch war. Wenn der Verf. alle diese Fragen ungethan läßt, so rührt dies daher, daß für ihn die Annahme mehrerer Dichter und einer allmählichen Entstehung des Epos ein Zugeständnis ist, das seine philologische Gewissenhaftigkeit gemacht hat, aber noch keine lebendige Anschauung in der seine Gedanken sich bewegen. Aus demselben Grunde bekämpft er zum Schluß lebhaft, was Erhardt und ich im Anschluß an Steinthal über den Charakter der homerischen Dichtung als einer „Volkspoesie" gesagt haben. Der Ausdruck trifft allerdings die Sache nicht recht, vor allem läßt er einen Unterschied unberücksichtigt, der hier der Zeit nach gemacht werden muß (vgl. oben S. 124). Nicht alle im Volk haben an der Erzeugung und Fortpflanzung eines Epos mitgearbeitet, sondern nur die Sänger, die durch Verwandtschaft oder Schule verbunden waren. An dem kollektiven Charakter der Poesie wird jedoch dadurch nichts geändert. Gewiß hat es auch unter jenen Verhältnissen „geniale Individuen" gegeben; aber was sie geschaffen haben, ist in das Werk

Digitized by Google

der Gesamtheit aufgegangen. Es ist eine anregende und schöne Aufgabe, in den uns erhaltenen Epen Spuren dichterischer Eigenart, die auf eine dahinterstehende Persönlichkeit schließen lassen, aufzusuchen; aber das sind, soweit heute unsere Erkenntnis reicht, in der Regel nur einzelne Züge, die sich von dem gemeinsamen Grundton abheben. Der Plan der Haupthandlung in der Ilias ist ein Werk persönlicher Erfindung; aber wie viel jüngere Zuthat ist nachher in ihn verwoben, wie viel älterer, längst auch geformter Stoff in ihm verarbeitet!

IX. Zur Geschichte der homerischen Wissenschaft.

1. E. Hiller, Homer als Kollektivname. Rhein. Mus. 42 (1887) S. 321—361.

2. L. Kjellberg, De cyclo epico quaestiones selectae. Inaugural-Dissertation, Upsala 1890. 40 S.

Richard Volkmann hatte in einem Programm von Jauer 1884 (Über Homer als Dichter des epischen Cyclus und die angeblichen Homeridenschulen des Altertums) die Ansicht bekämpft, daß in der klassischen Zeit der griechischen Litteratur Homer als Verfasser auch der kyklischen Epen gegolten habe, daß damals nur vereinzelte Bedenken hiergegen laut geworden seien und erst seit dem dritten Jahrhundert v. Chr. als Ergebnis alexandrinischer Wissenschaft sich der Brauch befestigt habe, den Namen Homer auf Ilias und Odyssee zu beschränken. Volkmann war durch sorgfältige Prüfung der für diese Hypothese angeführten Zeugnisse zu der Überzeugung gekommen (S. 13): „wenn die alexandrinischen Kritiker dem Homer alle anderen Gedichte außer Ilias und Odyssee absprachen, so fixierten sie mit diesem Urteil nur die schon jahrhundertelang unter den gebildeten Griechen herrschende Meinung". Gleichzeitig hatte aber jene Ansicht eine neue und glänzende Vertretung durch Wilamowitz gefunden (Homer. Untersuchungen, Kap. 4 des zweiten Teiles, 1884). Dagegen wendet sich Hiller, um in eingehender Nachprüfung zu zeigen, wie weder aus des Pausanias Nachricht über Kallinos noch aus Pindar noch aus Herodot noch irgend sonst woher sich beweisen lasse, daß „die in Rede stehende Anschauung über Homer jemals die verbreitete und herrschende gewesen" sei. Das Wort des Aschylos, das man ebenfalls dafür geltend gemacht hat, τὰς αὐτοῦ τραγῳδίας τεμάχη εἶναι τῶν Ὁμήρου μεγάλων δείπνων, deutet er ansprechend so, daß die Tragödien als „Bestandteile einer großen Bewirtung, deren Urheber Homer ist", bezeichnet würden (S. 334); keineswegs sei daraus zu schließen, daß Äschylos gemeint habe, der Stoff zu allen seinen Tragödien sei in Homers Dichtungen enthalten. Die Entstehung der ganzen falschen Ansicht erklärt sich Hiller so, daß die Recitatoren

Digitized by Google

der kyklischen Epen diese für Dichtungen Homers ausgegeben hätten, um den Gesängen die sie vortrugen ein höheres Ansehen zu verleihen (S. 358). Dabei habe sicher „niemals ein Rhapsode den Homer für den Dichter dieser sämtlichen Epen ausgegeben; ein Rhapsode, der die Thebaïs vorzutragen und für homerisch auszugeben pflegte", habe „anderen Epen, die von einem Rivalen im Agon vorgetragen wurden, diesen Ruhm gewiß streitig gemacht" (S. 359).

Die erste der beiden Abhandlungen, aus denen die Dissertation von Kjellberg besteht (S. 1—25), enthält eine Kritik der Arbeiten von Volkmann und Hiller und schließt mit dem Satze: „Udalrici de Wilamowitz sententiam me defendisse satis superque glorior." Die Verteidigung ist aber wenig glücklich, im einzelnen wie in der Gesamtanschauung. Der Verf. meint z. B. (p. 22 sq.): wenn die kyklischen Epen nicht allgemein für Werke Homers gehalten worden wären, so sei nicht zu verstehen, wie die Namen ihrer wirklichen Verfasser so fast ganz hätten in Vergessenheit geraten können, in einer Zeit da doch die Dichtungen eines Archilochos, Alkman, Stesichoros mit aller Bestimmtheit als solche anerkannt geblieben wären. Die Antwort liegt nahe genug: weil jene Dichtungen mit Ilias und Odyssee gar keine Ähnlichkeit hatten, während die kyklischen Epen derselben Gattung angehörten und sehr leicht von denen, die sie in Umlauf brachten, dem Homer zugeschoben werden konnten. Aber davon will Kjellberg nichts wissen: „haud veri est simile rhapsodos illos tantam ineptiam admisisse, ut maximo et clarissimo poetae, cuius opera in omnium vigerent animis et memoria, mediocria quaedam poemata attribuerent" (p. 24). In der Abschätzung dieser 'ineptia' und dieser 'verisimilitudo' liegt die letzte Entscheidung der gesamten Frage. — Der schwedische Gelehrte hat übrigens zu Anfang seiner Untersuchung selber die Stelle aus Aristoteles (Poet. p. 1459a, 30) hervorgehoben, aus der man sehe, daß schon dieser die Epen von der Art der Kyprien und der kleinen Ilias dem Homer abgesprochen hat.

3. H. H. Howorth, The Cyclic Poems and the Homeric Question, Part I. Archaeological Journal of the Royal Archaeol. Institute of Great Britain and Ireland 57 (1900) p. 10—39.

Der Verf. führt im Anschluß an Wilamowitz den Nachweis, daß die Zuteilung der einzelnen kyklischen Epen an bestimmte Dichter weder große äußere noch vollends innere Gewähr hat. Er stimmt auch in der Annahme dem deutschen Gelehrten bei, daß im 5. Jhdt. v. Chr. die kleine Ilias, die Thebaïs, die Kyprien u. s. w. von urteilsfähigen Männern einfach für „homerisch", d. h. für Werke Homers, gehalten worden seien. Wenn Wilamowitz von einzelnen Stücken in Ilias und

Digitized by Google

Odyssee glaubt, daß sie jünger seien als gewisse kyklische Dichtungen, so geht Howorth weiter und behauptet, daß unsere beiden großen Epen auch als Ganze jünger seien als das älteste der kyklischen (p. 37). Den Grund findet er darin, daß in ihnen viele Anspielungen und Hindeutungen vorkommen, die bei den Hörern die Bekanntschaft mit der kyklischen Poesie und ihrem Inhalt voraussetzen. — Die ganze These des Verf.s, aus der er „einige wichtige Folgerungen" erst in einem späteren Artikel ziehen will, steht und fällt mit der Ansicht, die er nicht weiter begründet sondern als allgemein zugestanden annimmt (p. 31 f.), daß Ilias und Odyssee ihre eigentliche und ursprüngliche Heimat in Kleinasien haben. Vielmehr muß die epische Poesie schon in hohem Grade ausgebildet gewesen sein, also doch auch schon einen beträchtlichen Inhalt gehabt haben, ehe die Äoler aus Nordgriechenland nach Kleinasien hinüberzogen; und es wäre ja wunderbar, wenn von diesem Inhalte gar nichts in den unserer beiden großen Epen aufgegangen wäre. Eben jetzt sind Untersuchungen im Gange, die diesen alten Resten nachspüren; Bethes Straßburger Vortrag bewegte sich ganz in dieser Richtung. Je mehr sich dabei herausstellen wird, daß innerhalb von Ilias und Odyssee die Erinnerung an altländische Verhältnisse und die Erzählung von Ereignissen, die sich dort zugetragen haben, auf alter, aus der Heimat mit übers Meer genommener Tradition beruht, desto weniger wird es nötig sein solche Bestandteile aus jüngeren litterarischen Quellen, wie den kyklischen Epen, abzuleiten. Vielleicht ist inzwischen der Verf. selbst zu dieser Anschauung gelangt; die Frage, mit der er seinen Aufsatz schließt, läßt es fast vermuten.

4. H. Düntzer, Dieuchidas und Dikaiarchos. Fleckeisens Jahrbb. 141 (1890) S. 553—562.

Düntzer erhebt eine Reihe von Bedenken gegen die Behandlung, welche die bekannten Worte des Diogenes von Laërte über Peisistratos' und Solons Verdienste um Homer bei Wilamowitz (Hom. Unters. 240 ff.) gefunden haben. Namentlich zeigt er, wie das, was Wilamowitz über Zeitalter und litterarische Stellung des Dieuchidas ausgeführt hat, einer festen Begründung entbehrt; es sei sehr wohl möglich, daß Dieuchidas erst ums Jahr 300 geschrieben habe, nachdem Salamis den Athenern durch Kasandros wieder genommen war; demnach brauche auch das Verhältnis zwischen diesem Schriftsteller und Dikäarchos nicht so zu sein, wie Wilamowitz annehme, sondern könne auch umgekehrt sein, so daß Dieuchidas aus Dikäarchos geschöpft habe. Dies letzte ist nun auch nicht mehr als eine Möglichkeit; jener negative Nachweis aber scheint mir gelungen. — Im Zusammenhang hiermit tritt Düntzer aufs neue für die von der jetzt herrschenden Mode bestrittene Glaubwürdigkeit des Berichts über die Sammlung des Peisistratos ein.

Digitized by Google

5. K. Tümpel, Ἀλκίνου ἀπόλογος. Philol. 52 (1893) S. 523—533.

Der Verfasser hat alle Stellen gesammelt, an denen der Ausdruck Ἀλκίνου ἀπόλογος in der alten Litteratur, zum Teil sprichwörtlich, vorkommt. Er weist im einzelnen nach, in welchem Sinne das Wort gebraucht wurde, und macht dabei namentlich auf die wenig beachtete Thatsache aufmerksam, daß die Beziehung auf den Bericht des Odysseus (ι—μ) zwar schon im Altertum überwiegt, aber nicht die allein herrschende ist, daß vielmehr gelegentlich auch die Partie, die von Alkinoos handelt (θ oder ζ—θ) Ἀλκίνου ἀπόλογος genannt wird.

6. W. Peters, Zur Geschichte der Wolfschen Prolegomena zu Homer. Mitteilungen aus ungedruckten Briefen von Friedrich August Wolf an Karl August Böttiger. Progr. Frankfurt a. M. (Kgl. Gymn.) 1890. 48 S. in 4.

Eine wertvolle Publikation, welche in die Gedankenwelt, aus der Wolfs epochemachende Schrift erwachsen ist, einen unmittelbaren Einblick gewährt und zugleich ein lebendiges Bild von der Aufnahme giebt, die sein Werk bei einem so teilnehmenden und zum Urteil berufenen Kreise wie dem der Großen in Weimar fand. Der Herausgeber hat auch die Briefe Böttigers an Wolf benutzt und teilt aus ihnen mit, was den Wolfschen zur Erläuterung dienen kann; ebenso giebt er am Schluß Böttigers Niederschriften über eine Reihe von Gesprächen, die er mit Goethe, Herder, Wieland über Wolfs Ideen gehabt hat. Das Nachwort bringt eine eingehende und gerechte Würdigung des peinlichen Verhältnisses zwischen Wolf und Herder; in der Aufhellung dieses Verhältnisses liegt ein Hauptverdienst der Petersschen Schrift.

7. Ilg, Über die homerische Kritik seit F. A. Wolf. I. Teil: Die Wolf-Lachmannsche Richtung. Progr. des Kgl. Württemb. Gymnasiums in Ravensburg, 1891.

Der Verf. giebt einen Bericht über die Untersuchungen von Wolf und Lachmann und einigen anderen, die sich unmittelbar an die beiden großen Führer angeschlossen haben, und zeigt unschwer, daß dadurch noch keine „objektiven" Resultate erzielt worden sind. Eingehend erörtert er den Begriff des Einzelliedes und sein Verhältnis zum großen Epos. Die Kritik, die er an den Arbeiten der Forscher übt, ist überall nur negativ; es fehlt der Versuch, an Stelle von Theorien, die heutzutage jeder als überwunden kennt, positiv eine bessere Erklärung der beobachteten Thatsachen zu setzen. Vielleicht aber war dies die Absicht für den zweiten Teil, der eine vermittelnde Richtung in der Homerkritik schildern sollte, jedoch bisher nicht erschienen ist.

Digitized by Google

Bericht über die griechischen Philosophen vor Sokrates für die Jahre 1876–1897.

Von

Prof. Dr. Franz Lortzing
in Wilmersdorf bei Berlin.

Fortsetzung und Schluß von Bd. LXXXXVI (1898 I) S. 156—276.

Nachtrag zum ersten Teile.

Im ersten Teile dieses Berichtes S. 232 f. habe ich die Besprechung des unter No. 76 angeführten Buches von Erwin Rhode, Psyche, verschoben, bis ich die im Jahre 1898 erschienene zweite Auflage eingesehen hätte. Ich trage nunmehr den Bericht über die auf die Vorsokratiker bezüglichen Abschnitte des jetzt in 2 Bände zerlegten Werkes nach:

Erwin Rhode, Psyche. Seelenkult und Unsterblichkeitsglaube der Griechen. 2. verb. Aufl. Freiburg i/B. 1898.

Die Änderungen und Zusätze der zweiten Auflage lassen den wesentlichen Inhalt der in der ersten entwickelten Ansichten des Verfassers unberührt und erstrecken sich nur auf Einzelheiten der Untersuchung, die zum Teil jetzt in die beiden Bänden anhangsweise beigefügten umfangreicheren Anmerkungen verwiesen worden sind. Ich werde der folgenden Besprechung die erste Auflage, die mir zur Hand ist, zu grunde legen und auf die wichtigsten Änderungen der neuen Auflage an den betreffenden Stellen hinweisen. — S. 320 ff. wird aus der „absurden Fabel“ von Zamolxis bei Herodot 4, 95 geschlossen, daß die Griechen die pythagoreische Lehre von der Seelenwanderung oder der „Wiederkehr“ der Seelen in Thrakien wiedergefunden haben. Die schwierige Frage nach dem thatsächlichen Ursprung der griechischen Seelenwanderungslehre wird S. 426 ff. dahin beantwortet, daß sie aus Ägypten, wie die neuere Forschung ergiebt, nicht abgeleitet werden darf, wohl aber eine der Vorstellungen gewesen sein kann, die mit dem

Digitized by Google

Dionysoskult die Orphiker aus Thrakien übernommen haben, wenn sie nicht etwa unabhängig von fremder Überlieferung auf griechischem Boden erwachsen ist. Über die sprachlichen Bezeichnungen für Seelenwanderung wird S. 428[1], 2 bemerkt, der älteste und feierlichste Name sei παλιγγενεσία, neben dem auch μετενσωμάτωσις nicht ungewöhnlich sei, während μετεμψύχωσις bei den Griechen am seltensten vorkomme. — S. 397 ff. wird das Verhältnis des Pythagoreertums zu den Orphikern erörtert. Für die Ansicht, daß Pythagoras orphische Gemeinden in Kroton und Metapont bereits vorgefunden habe und in ihren Gedankenkreis eingetreten sei, nicht, wie Herodot es sich vorstellt, die Orphiker ihre Gedanken erst dem Pythagoras und dessen Schülern verdanken, sprechen zwei Umstände: in den Trümmern der orphischen Gedichte findet sich außer geringfügigen Spuren nichts, was den Orphikern aus pythagoreischer Quelle zugeflossen sein müßte, und die beiden Richtungen gemeinsame, ihnen wahrscheinlich gleichermaßen aus dem altthrakischen Dionysoskult zugeflossenen Theologumena stehen in der orphischen Fassung diesem Urquell näher. Daß freilich Herod. 2, 89 die Ὀρφικά und Βακχικά von den Αἰγύπτια und Πυθαγόρεια ableitet, hält R. mit Gomperz im Gegensatze zu Zeller für unzweifelhaft. In der 2. Aufl. wird II 107, 1 die inzwischen von Maaß, Orpheus 1895 S. 165 vorgetragene Erklärung dieser Stelle, wonach die Worte ἐοῦσι δὲ Αἰγυπτίοισι nur mit Βακχικοῖσι, nicht mit Ὀρφικοῖσι zu verbinden wären, zurückgewiesen; Herodot denke nicht daran, die Ὀρφικά und Βακχικά als generisch verschieden hinzustellen, sondern Βακχικά bezeichne das Genus und Ὀρφικά die Species („die Ὀρφικά und überhaupt die Βακχικά"); die Hinzufügung der Πυθαγόρεια solle nur darauf hinweisen, durch wessen Vermittelung das Ägyptische in den Ὀρφικά noch besonders befestigt worden sei; daß Herodot Pythagoras zu den Schülern der Ägypter rechne, habe er 2, 123 verständlich genug angedeutet. — S. 406 ff. Anm. 2 nimmt R. im Anschluß an Gruppe Jahrb. f. Philol. Suppl.-Bd. 17, 689 ff. und im Gegensatze zu Lobeck und O. Kern an, daß das von den Neuplatonikern benutzte Gedicht keinesfalls ein Werk des 6. Jahrhunderts sei und daß Platon in Wahrheit die Rhapsodien nicht gekannt habe. Diese Auffassung hält er II 241 f. auch den inzwischen, besonders von Gomperz Gr. D. I 430 f. erhobenen Einwendungen gegenüber aufrecht. Soweit daher wirklich eine Übereinstimmung in Inhalt oder Form zwischen den Rhapsodien und Pherekydes, Heraklit, Parmenides, Empedokles stattfinde, sei der Dichter der Rhapsodien, der ältere orphische Überlieferung äußerlich zusammenfaßte, der Schuldner, nicht der Gläubiger. Diese Behauptung scheint über das Ziel hinauszuschießen: wenn der orphische Dichter ältere orphische Theologeme zusammenstellt und andererseits, wie R. S. 409[1],

Digitized by Google

2 und 412[1], 3 selbst annimmt, Philosophen wie Anaximander und Heraklit gelegentlich gleichfalls solche Lehren vor Augen gehabt haben, so kann eine Übereinstimmung des Inhalts zwischen Aussprüchen der Philisophen und Versen der Rhapsodien auch aus der ältesten Orphik als gemeinsamer Quelle für beide Teile erklärt werden, und nur wenn die Übereinstimmung sich zugleich auf die Form erstreckt, wird man diese aus jenen ableiten dürfen. Wir kommen auf diese Frage später zurück. — S. 431 ff.: Die ionischen Philosophen verstanden unter Psyche nicht ein Geisterwesen, einen Doppelgänger des Menschen wie die Theologen, sondern die mit allem Dasein verschmolzene Lebenskraft, soweit sie sich in geschlossenen Einzelwesen darstellt, eine zusammenfassende Benennung jener Kräfte des Sinnens, Strebens, Wollens, besonders des θυμός, die nach homerisch-volkstümlicher Anschauung ganz dem Bereiche des sichtbaren Menschen und seines Leibes zufallen (vgl. 433[1], 1). Die Psyche verliert hier ihre unterscheidende Eigentümlichkeit, die sie von allen übrigen Dingen und Wesenheiten der Welt absondert und unvergleichbar macht. Von der Unsterblichkeit der Seele im Sinne der Mystik können daher diese Philosophen nicht geredet haben. Dasselbe gilt von Heraklit (S. 437 ff.). Ihm fällt die „Seele" mit dem bildenden Feuer zusammen; sie ist es, die sich selbst den Körper baut; sie stirbt schon im Leben fortwährend, um immer wieder neu aufzuleben. Wenn die Seele nicht mehr ersetzen kann, was bei der Umwandlung der Stoffe ihr an Lebensfeuer entzogen wird, dann erleidet sie den Tod; vgl. S. 440[1], 1, wo auf Heraklitische Gedanken bei Plutarch de Ei c. 18 und Platon Symp. 207 D. ff. aufmerksam gemacht wird, und II S. 149 Anm. die zusätzliche Bemerkung über die Ähnlichkeit der Lehre Heraklits mit der Jainalehre. Die Frage nach einer individuellen Unsterblichkeit oder auch nur Fortdauer der Einzelseelen, etwa in der Form der Seelenwanderung, hat für Her. kaum einen Sinn: daß er seiner Grundvorstellung zum Trotz die populäre Annahme zugelassen habe, ist nicht glaublich. — S. 442[1] ff. 2 sucht R. gegen Zeller und Pfleiderer nachzuweisen, daß die späteren Berichte Heraklits Lehre fälschen, und daß aus den Fragmenten, auf die man sich gewöhnlich bezieht, auch aus Fr. 37 für die gegnerische Auffassung nichts folgt; vgl. hierzu den Zusatz II 150[2], 2: aus Fr. 67 oder Fr. 44 mit Gomperz eine Lehre vom Aufsteigen einzelner hoher Menschen zu Göttern herauszulesen, sei unthunlich. R. stimmt in diesem Punkte, wie sich später zeigen wird, völlig mit Patin überein, dessen Untersuchungen er auffallenderweise nirgends erwähnt. — S. 447 ff. werden die Eleaten behandelt. Über angebliche physikalische Annahmen Zenons S. 448, 2. Daß dem Parmenides als Physiologen die Seele keine eigene Substanz sondern nur ein Ergebnis materieller Mischung ist, betrachtet R. als

Digitized by Google

feststehend; wenn nach Simplicius ad. phys. 39, 21 D. die weltregierende Gottheit die Seelen „bald aus dem Sichtbaren ins Unsichtbare, bald umgekehrt" sende, so rede hier Parm. offenbar als Anhänger der orphisch-pythagoreischen Theosophie [vgl. Diels Parm. 109 f.], wie denn überhaupt der pythagoreische Einfluß auf Parm. wesentlich ethischer Art gewesen zu sein scheint. Mit der letzteren Behauptung steht nicht recht im Einklange die bald darauf (S. 450[1], 3) folgende Bemerkung: Die Konstruktion des Weltgebäudes nach Pythagoras' Darstellung sei schon dem Parm. bekannt und werde in einzelnen Punkten von ihm nachgeahmt (vgl. Tannery, sc. hell. 255 ff.). — S. 450 ff.: Die Weisheit des Pythagoras hatte vornehmlich in der von den Orphikern übernommenen Seelenlehre ihre Wurzeln. Die Ableitung der Unsterblichkeit und Göttlichkeit der Seele aus ihrer Herkunft von der Weltseele, wie sie mehrfach als pythagoreische Lehre hingestellt wird, zeigt zwar stoische Färbung, kann sich aber ihrem thatsächlichen Gehalte nach doch wohl auf altpythagoreische Lehre zurückleiten (?). Über die pythagoreische Fabel von den Sonnenstäubchen, die „ewig in zitternder Bewegung schwebende Seelen" seien oder solche einschlössen, s. S. 453, 5; über die Vorstellung des Alkmaion, wonach die Seele ἔοικε τοῖς ἀθανάτοις s. S. 452 mit dem Zusatz II 161; über die Erklärung des Ausdrucks ἐν φρουρᾷ bei Platon Phaed. 62 B s. S. 453, 1 und den Zusatz II 161 f., 2 gegen Espinas' Deutung (s. u.). S. 454 ff. wird über die ziemlich frühe Entstehung der Sagen von den Vorgeburten und der Hadesfahrt des Pythag. ausführlich gehandelt und dabei, zum Teil abweichend von der früher (Rhein. Mus. 26, 558) ausgesprochenen Ansicht des Verf. und im Gegensatze zu Diels der Zusammenhang beider Sagen und ihre gleichzeitige Erwähnung bei Herakleides Pont. geleugnet. Vgl. Diels Parm. S. 15 und Rohdes Entgegnung II 420[2], 1. S. 457, 4 wendet sich Verf. gegen Krisches Meinung, der die Vorschriften über Enthaltung von Speisen mit Berufung auf das Zeugnis des Aristoxenos erst den entarteten Pythagoreern nach Zerstörung des Bundes zugestehen will [ähnlich urteilt übrigens Cobet, Collect. crit. 361 ff.]: alles weise darauf hin, daß das Wirksame in dem von Pythag. begründeten Sektenwesen in den religiösen und mystisch-doktrinären Elementen wurzelte, wozu namentlich das gehöre, was als pythagoreische Askese geschildert werde; das Zeugnis des Aristoxenos gelte nur für die pythagoreischen Gelehrten, mit denen er verkehrte, nicht für Pyth. selbst, wie denn auch das, was derselbe von pythagoreischer Moral, meist in völlig rationalistischem Sinne, berichte, kaum geschichtlichen Wert habe. S. 458 ff., 3: Die Vorstellung, daß der Kreis der Geburten nirgends zu durchbrechen sei, kann nicht als pythagoreisch, auch nicht als neupythagoreisch gelten, wie es denn überhaupt eine griechische Seelen-

Digitized by Google

wanderungslehre ohne die Verheißung an die ὅσιοι oder die φιλόσοφοι, daß sie aus dem Kreise der Geburten ausscheiden können, nie gegeben zu haben scheint. S. 459 ff.: Seine Glaubenssätze hat Pyth. nicht aus griechischer Wissenschaft, aber auch nicht aus der Fremde. Seine Seelenlehre giebt im wesentlichen nur die Phantasmen alter volkstümlicher Psychologie wieder, in der umgestaltenden Ausführung, die sie durch Theologen und Reinigungspriester, zuletzt durch die Orphiker erfahren hatte. Die Überlieferung macht ihn daher mit Recht zum Schüler des Pherekydes, der zuerst die Metempsychose gelehrt haben soll. S. 462 ff: Unzweifelhaft (?) hat schon Pyth. den Grund auch zu der pythagoreischen Wissenschaft gelegt, und die Lehre vom Bau des Weltalls, auch wohl die Zahlenlehre mindestens in den ersten Zügen seinen Anhängern vorgezeichnet. Dann bewegten sich die beiden Richtungen, die mystisch-religiöse und die wissenschaftliche, lange nur in loser Fühlung nebeneinander, bis sich nach dem Zusammenbruch des Bundes die letztere zu einem ansehnlichen System auswuchs. Die pythagoreische Wissenschaft zog jetzt die Seele aus der Vereinzelung und der gegensätzlichen Stellung zur Natur, und Philolaos bestimmte sie als die Harmonie der zum Körper vereinigten entgegengesetzten Bestandteile (Simmias konnte die im Phaidon vorgetragene Lehre nur von Philolaos haben). Da eine solche Seele im Tode verschwinden muß, so liegt der Widerspruch zwischen dieser Vorstellung und der altpythagoreischen Lehre auf der Hand. Vielleicht gingen die beiden Vorstellungen von Anfang an neben einander her, wie denn alte und nicht unglaubwürdige Überlieferungen von verschiedenen Klassen der Anhänger des Pyth. reden (Akusmatiker und Mathematiker, Pythagoreer und Pythagoristen). Wenn derselbe Philolaos auch von der Seele als einem selbständigen und unvergänglichen Wesen redet, so ist dies vielleicht so zu erklären, daß er innerhalb der Seele verschiedene Teile unterschied (ein Ansatz dazu in dem Bruchstück Theol. arthm. S. 20 f.), wie ja nach Poseidonios auch schon Pyth. die Teilung der Seele gelehrt haben soll (?) und Alkmaion φρονεῖν und αἰσθάνεσθαι deutlich unterschied. — S. 465 ff.: die parodistische Geschichte vom Sprung des Empedokles in den Krater des Ätna setzt das Vorhandensein einer ernstlich gemeinten Entrückungssage voraus, die gleich nach Empedokles' Tode entstanden sein muß. Der Vorstellung des Empedokles selbst von dem bewußten Weiterleben der vom Leibe befreiten Seele entsprachen solche Sagen wenig. Von den in neuester Zeit gemachten Versuchen, die Theologie des Emp. mit seiner Physik in Einklang zu bringen, hält sich R. fern und scheidet scharf zwischen den nüchternen Bestrebungen des Naturforschers und der irrationalen Spekulation des Theologen. Wenn Emp. sinnliche Wahrnehmung und Denkkraft von einander trennt, so

Digitized by Google

ist ihm doch der „Geist" nur ein die einzelnen Sinnesthätigkeiten zusammenfassendes Vermögen, das wie die Wahrnehmung an die Elemente und den Körper gebunden ist. Nennt man die Summe solcher geistigen Kräfte Seele (E. selbst braucht in den erhaltenen Versen ψυχή nirgends), so muß man die „Seele" in Verfolgung der Gedankengänge des Philosophen für vergänglich halten. Wenn auf der anderen Seite Emp. von Dämonen redet, die zur Strafe ihrer Frevel durch die Gestalten der Menschen, Tiere und selbst Pflanzen wandern müssen, so ist dies nichts als die Psyche des Volksmundes und der Theologen, und Emp. wiederholt nur in deutlicherer Fassung und unter Ausdehnung auf die Pflanzen, was die Anhänger der Metempsychose von den Schicksalen der „Psyche" berichteten. Den unlösbaren Widerspruch, der sich hieraus ergiebt, darf man nicht durch Beiseitesetzung eines Teils der Aussagen des Philosophen noch durch begütigende Auslegung beseitigen. Im Sinne des Emp. besteht kein solcher Widerspruch, da sich die verschiedenen Aussagen auf ganz verschiedene Gegenstände beziehen. Die seelischen Kräfte des Empfindens, Wahrnehmens und Denkens sind ganz an die Elemente, im Menschen an den Leib und dessen Organe gebunden, während der Seelendämon nicht aus den Elementen erzeugt noch ewig an sie gefesselt ist. Allerdings besteht zwischen den Seelendämonen und der Welt der Elemente, wenn auch kein inneres und notwendiges Band, so doch ein gewisser Parallelismus der Bestimmung und des Schicksals. Giebt es indes keine Welt mehr, so wird, bis sich eine solche aufs neue bildet, auch kein Seelendämon mehr an die Einzelorganismen einer Welt gefesselt sein können. Es scheinen daher auch die Götter und Dämonen und demnach auch die in der Welt als „Seelen" eingeschlossenen Geister nach E. kein ewiges Leben zu haben, sondern nur μακραίωνες zu sein. Vgl. S. 480, 1. Es sei noch hingewiesen auf die Anmerkungen S. 471, 1 und 472, 2 über den ἄτης λειμών v. 21 und 16 Mull. und den ἀτερπὴς χῶρος v. 17 f., mit denen Emp. die Erde, nicht den Hades meint (vgl. den Zusatz II 178², 1, wo diese Deutung gegen Maaß Orpheus 113 verteidigt und hinzugefügt wird, Emp. sei der erste, der den irdischen Aufenthalt als eine wahre Hölle und mit den Plagen und Schrecken des alten Hades erfüllt darstelle), und S. 472, 1 über die Schilderung des goldenen Zeitalters, die Emp. wahrscheinlich nicht in den Φυσικά, sondern in den Καθαρμοί gegeben habe. — S. 481 ff. Nach Demokrit ist die Seele das, was den aus eigener Kraft nicht bewegbaren Körpermassen die Bewegung verleiht. Die runden und glatten Feuer- und Seelenatome, zwischen je zwei anderen Atomen eingeschaltet, teilen diesen ihre Bewegung mit. Von diesen gleichmäßig durch den Leib verteilten Seelenatomen geht nicht nur die Bewegung des Körpers, sondern auch, freilich in unfaßbarer Weise, die

Digitized by Google

ebenfalls auf Bewegung beruhende Wahrnehmung und das Denken dieses Körpers aus. Zum ersten Mal in der Geschichte des griechischen Denkens ist hier die Unsterblichkeit der Seele ausdrücklich geleugnet. S. 483, 2: Aus der demokritischen Annahme der Erhaltung eines Lebensrestes für eine kurze Zeit nach dem Tode bildete man später die sicherlich falsche Behauptung, daß überhaupt τὰ νεκρὰ τῶν σωμάτων αἰσθάνεται; vgl. den Einspruch gegen diese Vergröberung der Demokriteer bei Cicero Tusc. I 82. Das Kapitel von den ἀναβιώσεις scheint Dem. in der Schrift περὶ τῶν ἐν Ἅιδου behandelt zu haben. Im Anschluß hieran spricht R. über die Echtheit dieser Schrift und der uns überlieferten ethischen Fragmente Demokrits und wiederholt seine schon früher (s. u.) geäußerte, höchst einseitige Auffassung, nach der diese Fragmente sämtlich, mit verschwindenden Ausnahmen, „gefälschte Fabrikarbeit sehr geringer Art" sind. Hierbei bezeichnet er Wendungen wie μυθοπλαστέοντες Fr. 92 N. als eine spätgriechische Wucherung; vgl. II 191² f. Anm. die nähere, gegen v. Wilamowitz (s. Bericht I No. 125) gerichtete Ausführung. — S. 484 ff.: Anaxagoras setzt als erster entschiedener und bewußter Dualist der unendlichen Menge der „Samen" eine Kraft gegenüber, die er offenbar aus ihnen nicht abzuleiten wußte und sich nach Analogie des menschlichen Denkvermögens vorstellte. Während Demokrit, von der unorganischen Natur ausgehend, auf die Annahme einer mechanischen Gesetzmäßigkeit auch der organischen Natur geführt wurde, faßte Anaxag. gleich anfangs die organische Natur und deren höchste Entwickelung, das Menschentum, ins Auge und übertrug daher den Begriff des bewußten Zweckes (?) auf die gesamte Natur, auch die unorganische (?). Der „Geist" wird von ihm mit solchen Beiwörtern beschrieben, daß man das Bestreben, ihn von allem Materiellen verschieden, selbst materiell und unkörperlich zu denken, nicht verkennen kann. Er ist zugleich Denkvermögen und Willenskraft. Dieser die Welt nicht schaffende, aber planvoll leitende (?) Geist kann nur als eine fast persönlich vorgestellte, außerweltliche Gotteskraft gedacht werden, die von außen — magisch, nicht mechanisch — sie beherrscht. Aber dieser Jenseitige ist zugleich ein völlig (?) Diesseitiger. In der beseelten Welt ist er stets in gleicher Beschaffenheit, aber in verschiedenen Mengen anwesend, ja er bildet wohl das, was man die Seele eines Lebewesens nennt. Wie man sich eine Vereinigung so entgegengesetzter Eigenschaften des Geistes vorzustellen habe, bleibt undeutlich; sicherlich aber konnte bei dieser Auffassung von der Fortdauer für sich bestehender Wesen nicht die Rede sein. — S. 538 f., 1 bekämpft R. Welckers Versuch, die meisten der im Axiochos enthaltenen Betrachtungen über die ἀθανασία τῆς ψυχῆς, den Zug der Seele nach dem αἰθήρ, ja sogar die platonisierende Phantasie über das Los der Abgeschiedenen dem

Digitized by Google

Prodikos zuzuschreiben. Nicht einmal das, was ihm dort ausdrücklich zugeschrieben wird, die Ausführung über die Mühsale auf allen Altersstufen, und der Ausspruch über den Tod 369 B, darf als authentisch betrachtet werden. Dieser Ausspruch ist offenbar einem Kernspruche Epikurs entlehnt, und jene Ausführung deckt sich verdächtigerweise mit Teles p. 38 Hense. — Schließlich sei noch kurz erwähnt, daß R. auch die psychologischen Anschauungen der großen Dichter des 5. Jahrhunderts erörtert, so die des Pindar, bei dem sich zwei entgegengesetzte Vorstellungen von Wesen, Herkunft und Bestimmung der Seele finden, eine volkstümliche und eine theologische, aus orphisch-pythagoreischen Doktrinen geschöpfte, die des Äschylos, Sophokles und Euripides. Auf die ausführlichen und lehrreichen Erörterungen über die philosophischen Bestandteile in den Dramen des letzteren kann hier nicht näher eingegangen werden. R. zeigt, daß sich wohl hier und dort bei Eurip. Anklänge oder Anlehnungen an philosophische Lehren wie die des Anaxagoras und des Diogenes aus Apollonia finden, aber doch fast nirgends an eine einfache Poetisierung ihrer Lehre zu denken ist. Die Unsterblichkeitslehre des Dichters faßt R. dahin zusammen: Im Tode wird, nach der Trennung von den irdischen Elementen, der Geist, das Pneuma (über πνεῦμα als Bezeichnung für ψυχή vgl. S. 550[1], 2 und II, 259[2], 3) des Menschen zwar „nicht leben", in dem Sinne, wie er in dem Sonderdasein des Einzelmenschen gelebt hat, aber er wird „unsterbliches Bewußtsein behalten", indem er in den unsterblichen Äther eingeht, mit dem Alllebendigen und Allvernünftigen sich verschmilzt (vgl. Hel. 1013 ff.). „Keiner der Physiologen, denen die gleiche Vorstellung einer die unpersönliche Unsterblichkeit ausschließenden Unvergänglichkeit des im Menschen lebendigen Allgemeinen vorschwebte, hat seine Meinung so bestimmt ausgesprochen wie dieser philosophische Laie." Auf der Höhe dieser pantheistischen Erhabenheit hat sich Eurip. freilich nicht erhalten: an vielen Stellen redet er so, als ob wir vom Tode nichts wissen könnten; vielleicht sei er ein völliges Versinken in das Nichts. — Alle diese Ausführungen Rohdes beruhen auf völliger Vertrautheit mit den Quellen und der neueren und neusten Litteratur; sie bieten in ihrer Gesamtheit einen höchst wertvollen, an Bedeutung die entsprechenden Abschnitte bei Siebeck (s. Bericht I S. 231 f.) weit überragenden Beitrag zur Entwickelung der Seelenlehre in der ältesten Philosophie und enthalten im einzelnen eine Fülle neuer und treffender Bemerkungen; auch da, wo R. offenbar geirrt hat oder zu unsicheren und zweifelhaften Ergebnissen gelangt ist, sind sie stets interessant und fast durchweg beachtenswert. Ich habe ihnen daher einen verhältnismäßig großen Raum gegönnt, zumal da die sonst erschienen Besprechungen des Buches, auch die der 2. Aufl., von denen ich die von

Digitized by Google

A. Milchhöfer Berl. Ph. Wschr. 1898, 744 ff. und von Stengel Wschr. f. kl. Ph. 1898, 729 ff. nenne, die auf die älteren Philosophen bezüglichen Untersuchungen nur flüchtig streifen. Nur Willmann Archiv VIII S. 290 ff. faßt, aber auch nur ganz knapp, die Hauptergebnisse dieser Untersuchungen zusammen. Im speziellen Teile werde ich öfters Gelegenheit haben, auf einzelne Punkte dieses Berichtes zurückzuweisen.

Außerdem sind zum ersten Teile des Berichtes nachzutragen:

130. E. Zeller, Über die Benutzung der aristotelischen Metaphysik in den Schriften der älteren Pythagoreer. S.-Ber. d. Berl. Akad. 1877. S. 145—167.

Hier ist bereits vor dem Erscheinen der Dielsschen Doxographie der Nachweis geführt worden, daß Theophrast, wie in den metaphysischen Aporien, so auch in den φυσικαὶ δόξαι dem ganzen Gedanken der Schrift nach und auch im einzelnen an Aristoteles' Metaphysik angeknüpft hat.

131. H. Diels, Über das physikalische System des Straton. S.-B. Berl. Ak. 1893. S. 101—127.

D. ergänzt hier S. 2 f. seine Ausführungen in den Doxographi über die Vetusta placita (s. Bericht I 162 f.), indem er sie als posidonianische Ἀρέσκοντα, d. h. als Sammlung eines Posidonianeers bezeichnet. Diesem Stadium der Tradition der philosophischen δόξαι entsprechen auf medizinischer Seite die Ἀρέσκοντα des Alexander Philalethes (s. Ber. I 176). Die nächste Stufe bilden dann unter Trajan die philosophischen Ἀρέσκοντα des Aëtios und auf medizinischer Seite die doxographischen Exzerpte des Soranos. — S. 16, 2 wird die Doxogr. 126 vorgetragene Vermutung, daß Phaidros die gemeinsame Quelle des Cicero und Philodem sei (s. Ber. I 160), durch eine weitere, an Cic. ad Att. XIII 39, 2 anknüpfende Kombination gestützt. Die chronologischen Bedenken, die ich I 164 gegen diese Annahme erhoben habe, werden aber dadurch nicht beseitigt. — Auf die vorsokratische Philosophie bezieht sich die Bemerkung S. 13 f. über die Bedeutung des Magneten für die Porentheorie des Empedokles und Demokrit und für die Lehre des Diogenes Apoll. von der ἕλξις τῆς ἰκμάδος.

132. E. Zeller, Über die richtige Auffassung einiger aristotelischen Citate. S.-B. d. Berl. Ak. 1888. S. 1333—1340.

Aristoteles citierte meist aus dem Gedächtnis und vermischte dabei das Citierte leicht mit seinem eigenen Gedankengange. Daraus haben sich Mißverständnisse ergeben. Zum Beweise dienen u. a. das Citat aus Heraklit (fr. 105 Byw.) Eth. II 2 S. 1105a 7, und der vielbesprochene Bericht über Anaxagoras Metaph. A 3 S. 984a 11, wo nach Z. zu erklären ist: „Anaxag. behauptet von allen gleichteiligen Körpern,

Digitized by Google

was nach Empedokles (?) nur von den Elementen wie Feuer oder Wasser gilt."

*133. Th. Gomperz, Griechische Philosophen vor Platos Zeit. Progr. der volkstümlichen Universitätskurse in Wien Winter 1897/98. 1. Abt.

*134. S. N. Trubetzkoj, Die Lehre vom λόγος in der alten Philosophie in ihrem Zusammenhang mit der Entwickelung des Idealismus. Woprosy filos. i. psichol. 1897 I/III.

135. J. Cohn, Geschichte des Unendlichkeitsproblems im abendländischen Denken bis Kant. Leipzig 1896, Engelmann.

S. 13—17 wird ganz kurz von der Postulierung des Unendlichen in der Naturphilosophie von Anaximander bis Demokrit, dann S. 18—29 etwas ausführlicher von dem Unendlichen als Problem bei den Pythagoreern, Zenon, Platon und Aristoteles gehandelt. Mit der Entdeckung des Irrationalen, die dem Pythagoras zugeschrieben wird, war eine Inkongruenz zwischen Zahl und geometrischer Größe aufgedeckt. Diese Entdeckung widersprach aufs schärfste der pythagoreischen Anschauung, daß die Linie als eine Summe diskontinuierlicher Punkte aufzufassen sei. Sie regte Zenon zu seinen Betrachtungen an, durch die er die Lehre des Parmenides zu stützen suchte. Hierbei wendet sich C. gegen Tannerys Behauptung (s. Ber. I 256), Zenon habe seine Beweise nicht gegen die Vielheit, sondern nur gegen die Zusammensetzung des Stetigen aus diskreten Punkten gerichtet. Quellenmäßige Beweise bringe Tannery nicht vor, und Aristoteles' Darstellung spreche geradezu dagegen. Daß auch Demokrit sich mit dem Problem des Stetigen beschäftigt habe, zeigt der Titel „über irrationale Linien und dichte Dinge (so übersetzt C. ναστῶν!)" und fr. var. arg. 1 Mull. Diese Annahme, mit der sich C. an Cantor (s. Ber. I 246) anschließt, ist eine sehr zweifelhafte Vermutung. Wenn sich Dem. wirklich mit dem Problem beschäftigt hat, so hat er doch schwerlich eine Lösung gefunden; sonst würde Aristoteles, der Demokrits grundlegende Ansichten ziemlich ausführlich wiedergiebt (Verf. leugnet dies unbegreiflicherweise), es sicher erwähnt haben. — In dem Abschnitt S. 29—35 „Zahlenmystik und Unendlichkeit" wird u. a. die Unklarheit und Vieldeutigkeit des ἄπειρον bei den Pythagoreern dargelegt.

136. J. Walter, die Geschichte der Ästhetik im Altertum, ihrer begrifflichen Entstehung nach dargestellt. Leipzig 1893, Reisland.

In dem Abschnitt über die Vorsokratiker (S. 102—119) behandelt W.: 1. die Pythagoreer, die zwar keine spezifisch ästhetischen Begriffe aufgestellt zu haben scheinen, aber mit dem Grundbegriffe ihrer gesamten Weltansicht, der „Harmonie", einen bedeutenden Einfluß auf

Digitized by Google

die Ästhetik ausgeübt haben; 2. Heraklit und Empedokles, die gleichfalls das Ästhetische nicht gesondert betrachtet, aber durch eigentümliche Verwertung der pythagoreischen „Harmonie" (bei Heraklit hat sie eine umfassendere Bedeutung und zerfällt selbst wieder in eine sichtbare und unsichtbare, Emped. setzt die „ernstblickende Harmonie" seiner Liebe gleich) eine tiefere Auffassung des Schönen vorbereitet haben; 3. Demokrit, der zuerst unter den Philosophen eine Abhandlung über ästhetische Gegenstände verfaßt zu haben scheint, in welcher jedoch unter dem Einfluß der sophistischen Unterrichtspraxis (?) das Technische ganz in den Vordergrund trat und schwerlich etwas enthalten war, was nach einer Theorie der Schönheit aussah. — Bei dieser Betrachtung der vorsokratischen Ästhetik kommt nicht viel heraus. Es fehlt an jeder eingehenden Prüfung und Sichtung der Überlieferung, und die Erklärung der Fragmente ist oft willkürlich und verfehlt.

137. K. Sittl, Geschichte der griechischen Litteratur bis auf Alexander den Großen. I. Teil. München 1884. II. Teil. München 1886.

Im ersten Teil werden S. 350—357 die Anfänge der Prosa (Pherekydes, Anaximander, Anaximenes, Heraklit), im zweiten S. 14—32 Protagoras, Prodikos und Hippias, S. 33—35 die älteren Prunkredner (Gorgias, Polos, Alkidamas, Lykophron), S. 271—273 die von den Sophisten zu unterscheidenden ἐριστικοί und ἀντιλογικοί, deren Anfänge bei den Eleaten (Zenon, Melissos) zu suchen sind, endlich S. 475—489 unter dem Titel „Fachlitteratur" (?) Anaxagoras, Archelaos, Diogenes, Leukipp, Demokrit und einige andere behandelt. Diese Abschnitte enthalten neben manchem Brauchbaren eine Anzahl sehr bedenklicher, ja zum Teil unzweifelhaft falscher Behauptungen. S. nimmt vielfach einen sehr subjektiven und unkritischen Standpunkt ein. So wird es S. 352 f. als wahrscheinlich bezeichnet, daß Anaximenes' Schrift der Anaximanders vorausgegangen sei, weil sonst, wenn die Nachrichten der Alten glaubwürdig seien, Anaximenes' Philosophie als ein Rückschritt zu bezeichnen wäre (!). Nach I 355 soll Heraklit, weil er die Poesie und die Redekunst verachtete, auf die Form nicht den geringsten Wert gelegt haben (!). Nach II 26 ff. soll in Prodikos' ὧραι auch der Abschnitt „über die Natur des Menschen" (hat Prodikos wirklich darüber geschrieben?) einbegriffen gewesen sein. Der Einfluß, den Prodikos durch seine Synonymik und überhaupt als Stilist auf die attische Prosalitteratur in der Zeit des peloponnesischen Krieges ausgeübt haben soll, dürfte doch wohl stark überschätzt sein. Über die Echtheit der ethischen Fragmente Demokrits urteilt S., ähnlich wie Rohde (s. u.), in sehr radikalem Sinne. Die acht moralischen Schriften, deren Titel überliefert sind,

Digitized by Google

verwirft er gänzlich mit der Begründung, daß Aristoteles von ihnen nichts wisse. Was müßte man da nicht alles für unecht erklären! Auch das ionische Buch Alkmaions soll eine Fälschung gewesen sein. — Beachtenswert sind die Auseinandersetzungen über die Chronologie des Protagoras.

138. E. Egger bespricht im Journal des Savants 1879 S. 314—324; 400—411; 517—526 die Mullachschen Fragmenta phil. gr. Er bemängelt die prinziplose Anordnung der Bruchstücke bei M., schließt aber doch mit einer Eloge, die man bei der längst erkannten Unzulänglichkeit des Mullachschen Werkes nur insofern gelten lassen kann, als es bisher die einzige Gesamtausgabe der Fragmente geblieben ist. Der zweite Artikel enthält einzelne Proben einer französischen Übersetzung von Fragmenten des Orpheus, Empedokles, Heraklit, Anaxagoras und Demokrit mit einigen meist wertlosen Anmerkungen. Im dritten Artikel werden hauptsächlich die Fragmente des Archytas behandelt, über deren Echtheit E. ein auf der vermittelnden Ansicht Chaignets beruhendes Urteil fällt.

139. P. Couvreur, Quelques additions aux Fragm. phil. gr. de Müllach (so!). Revue de philol. XVII (1893) S. 108.

Einen bei Proklos in Crat. schol. 60 (p. 36 Boiss.) dem Parmenides zugeschriebenen Ausspruch über die höchste Gottheit hält C. für authentisch, wenn auch nicht in der Form. Vielleicht habe Parm. geschrieben: Οὔτε γὰρ οὔνοματ' οὔτ' αὐτοῦ γ' ἐστὶν λόγος οὐδείς. Aber in dem Lehrgedicht des Parm. ist, das darf man mit völliger Sicherheit behaupten, für einen derartigen Gedanken nirgends eine Stelle gewesen. Proklos muß daher die Worte zu Unrecht dem Parm. beigelegt haben. (s. u. zu No. 380.)

Bevor wir zum speziellen Teile übergehen, soll an dieser Stelle noch berichtet werden über:

5. Schriften, die von dem Ursprung der griechischen Philosophie, von ihren Beziehungen zu den Lehren orientalischer Völker sowie zur Orphik handeln.

Hierbei werden auch die Untersuchungen über die orphischen Theogonien und die sich mit den Lehren der ältesten griechischen Philosophie eng berührende Theogonie des Pherekydes zu berücksichtigen sein.

Auf die Meinung der Griechen über den Ursprung ihrer Philosophie bezieht sich:

140. Fr. Schäfer, Quid Graeci de origine philosophiae a barbaris ducenda existimaverint, secundum Laertii Diogenis prooemium exponitur. Diss. inaug. Lipsiae 1877.

Digitized by Google

Diese Abhandlung wendet sich gegen Zellers Ansicht, die Meinung, daß die griechische Philosophie aus dem Orient stamme, habe sich erst seit dem Aufkommen des Neupythagoreismus verbreitet. Zu diesem Zwecke untersucht Verf. das Proömium des Laertios §§ 1—2 und 6—11 auf die daselbst citierten Quellen hin. Das Ergebnis faßt er am Schluß dahin zusammen, daß es eine frühzeitig aufgekommene und bereits unter den alexandrinischen Gelehrten verbreitete Annahme gewesen sei, τὸ τῆς φιλοσοφίας ἀπὸ βαρβάρων ἄρξαι. In Wahrheit ist es ihm in keiner Weise gelungen, Zeller zu widerlegen. Dieser hat nur behauptet, die Herleitung der ganzen griechischen Philosophie aus dem Orient sei jüngeren Datums; er leugnet gar nicht, daß einzelne Lehren auch schon früher auf orientalischen Ursprung zurückgeführt wurden. Vor allem mußte zwischen eigentlich philosophischen Lehrsätzen und rein religiösen Anschauungen unterschieden werden. Daß die Griechen frühzeitig persische und ägyptische Religionslehren und Sitten kennen gelernt haben, beweist gar nichts. Auch hätte die bei Laert. § 3—5 entwickelte gegenteilige Auffassung, nach der die griechische Philosophie einheimischen Ursprungs war, mit in betracht gezogen werden sollen. Auch im einzelnen ließe sich manches gegen die vom Verf. aufgestellten Behauptungen einwenden.

Von größerer Bedeutung ist die Frage, ob und in welchem Umfange in Wirklichkeit die ältesten philosophischen Systeme der Griechen unter der direkten Einwirkung orientalischer Lehren entstanden sind. Diese Frage ist in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts besonders von Röth und Gladisch eingehend erörtert und von beiden in dem Sinne beantwortet worden, daß eine solche Einwirkung und zwar im weitesten Umfange stattgefunden habe. Aber während jener die ältere griechische Spekulation vorwiegend aus ägyptischen Glaubenslehren ableitete, trat Gladisch in einer Reihe von Einzelschriften den Nachweis an, daß sich in fünf der bedeutendsten vorsokratischen Systeme die Weltansicht der fünf orientalischen Hauptvölker wiederholt habe, und zwar im pythagoreischen die chinesische, im eleatischen die indische, im heraklitischen die persische, im empedokleischen die ägyptische, im anaxagoreischen die jüdische. Nachdem Zeller in seiner Ph. der Gr. (s. I^5 19 ff.) die Haltlosigkeit dieser beiden, sich gegenseitig aufhebenden Hypothesen nachgewiesen und den im wesentlichen autochthonen Charakter der griechischen Philosophie betont hatte, verstummten, in Deutschland wenigstens, für längere Zeit die Stimmen solcher, die die Anfänge griechischer Weisheit im Orient suchten, fast gänzlich. Insbesondere kann die Herleitung der pythagoreischen Seelenwanderungslehre aus Ägypten als abgethan gelten, seitdem sich durch das Totenbuch und andere ägyptische Funde das Vorhandensein

Digitized by Google

einer derartigen Lehre bei den Ägyptern als ganz unwahrscheinlich herausgestellt hat (s. Duncker, Gesch. d. Altert. I⁴ S. 64, v. Schröder, Pythagoras und die Inder, Tannery, science hellène 74 f.). Völlig freilich ist dieses Orientgespenst auch in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts nicht zur Ruhe gekommen, wie z. B. Teichmüller u. a. heraklitische Lehren auf ägyptischen oder eranischen Ursprung zurückgeführt haben, und in neuester Zeit scheint es wieder stark zu spuken. Um von der ganz unwissenschaftlichen und rückständigen Auffassung von Willmann (s. Ber. I 222) zu schweigen, hat vor einigen Jahren Mabilleau im Anschluß an ältere französische Gelehrte (vgl. auch v. Eckstein, Über die Grundlagen der indischen Philosophie und deren Zusammenhang mit den Philosophemen der westlichen Völker (Indische Studien II S. 369 ff.) einen ähnlichen Weg betreten (s. Ber. I 212 f.); aber sein Ziel ist ein ganz anderes als das von Röth und Gladisch. Ägypten hat seinen Platz mit Indien vertauscht. Er leitet die vorsokratischen Systeme, besonders das atomistische, das in den Untersuchungen jener beiden keine Stelle gefunden hatte, aus der indischen Philosophie, namentlich der des Kanada, ab; mit welch geringem Erfolg, habe ich a. a. O. angedeutet. Ein Jahrzehnt früher hatte bereits v. Schröder die Lehre des Pythagoras aus indischer Quelle entstehen lassen. Indem ich mich nun zur Besprechung der auf diese Fragen bezüglichen neuerschienenen Schriften wende, bemerke ich im voraus, daß mir bei meiner geringen Bekanntschaft mit ägyptologischer und indologischer Forschung manche Veröffentlichungen auf diesem Gebiete, in denen die griechische Philosophie mit berücksichtigt worden ist, entgangen sein mögen. Den Vortritt lasse ich Gladisch, der nach längerem Schweigen gegen Ende seines Lebens noch in zwei Abhandlungen zur vorsokratischen Philosophie das Wort ergriffen hat. Die erste von diesen ist bereits Ber. I 265 besprochen worden. In der zweiten:

141. A. Gladisch, Die ägyptische Entstellung des Pythagoras. Philol. 39 (1880) S. 113–130

wiederholt er die schon in der Schrift „Empedokles und die Ägypter" Leipzig 1858 von ihm aufgestellte Behauptung, daß sich die Lehre von der Seelenwanderung zuerst bei Empedokles finde, aber bereits bei Herodot II 81 irrtümlicherweise auf Pythagoras übertragen worden sei. Er sucht diese wunderliche Ansicht mit den früher von ihm beigebrachten sowie mit neuen Gründen zu stützen, ohne sie dadurch glaubwürdiger zu machen. Herodot II 123 soll sich überhaupt nicht auf Pythagoras, sondern auf Empedokles beziehen; aber wenn man dies auch für οἱ δὲ ὕστερον zugeben wollte — und wir werden später sehen, daß auch andere hier an Emp. gedacht haben — so bleiben doch noch οἱ

Digitized by Google

μὲν πρότερον übrig, unter denen man niemand anders als Pythag. und vielleicht noch Pherekydes verstehen kann. Aristoteles d .an. I 3 fin. wird als ein Zeugnis dafür angeführt, daß die Metempsychose nicht altpythagoreisch sei, weil Aristoteles dort von Πυθαγορικοὶ μῦθοι rede, während er sonst immer die Form Πυθαγόρειοι gebrauche; nur die Πυθαγόρειοι seien die eigentlichen Pythagoreer, die Πυθαγορικοί und Πυθαγορισταί dagegen die Empedokleer (gab es denn solche?) und zwar jene die Exoteriker, diese die Esoteriker. Das sind Phantastereien. Ganz willkürlich und unmethodisch endlich ist die Art, wie G. das Hauptzeugnis für die Seelenwanderungslehre des Pyth., die bekannten Verse des Xenophanes bei Laert. VIII 36, dadurch beiseite schiebt, daß er diese Verse einfach für unecht erklärt. — Die gleichfalls aus der früheren Schrift herübergenommene Behauptung, daß bei Emp. die philosophische Lehre mit den religiösen Vorstellungen im besten Einklange stehe und alles auf Ägypten weise, während von der unbestritten echten Lehre des Pyth. in Ägypten keine Spur zu finden sei, ist nur in ihrem zweiten Teile richtig und auch nur deshalb, weil die unzweifelhaft pythagoreische Seelenlehre eben in Ägypten kein Analogon findet; in ihrem ersten Teile dagegen ist sie völlig verfehlt. Ebenso gilt dies von der hier gleichfalls von neuem zum besten gegebenen Ableitung des Pythagoreismus aus China, mit dem die Gemeinschaft durch die hyperboreische (!) Überlieferung des apollinischen Kultus vermittelt sein soll.

Von der bei Gladisch wie bei Röth herrschenden Neigung, durch unklare Vermischung religiöser und philosophischer Vorstellungen und durch gewaltsame Umdeutung orientalischer Mythen und griechischer Philosopheme einen Zusammenhang zwischen beiden herzustellen, hält sich

142. L. v. Schröder, Pythagoras und die Inder. Eine Untersuchung über Herkunft und Abstammung der pythagoreischen Lehren. Leipzig 1884

zu seinem Vorteil fern. Er sucht vielmehr durch eine rein empirische, auf jede phantastische Konstruktion verzichtende Vergleichung den indischen Ursprung der Lehre zu erweisen. Hierbei stützt er sich auf eine, wie es scheint, gründliche Kenntnis der altindischen Litteratur und hält sich in bezug auf den samischen Weisen im wesentlichen an die maßgebenden Darstellungen von Zeller und Cantor. Da seine Schlußfolgerungen so auf einer anscheinend soliden Grundlage ruhen und überdies die einzelnen Argumente mit großem Geschick zusammengestellt sind, so fühlt man sich bei der ersten, schnellen Lektüre geneigt, dem Verf. beizustimmen. Sieht man jedoch genauer zu, so wird man gewahr, daß die Beweisführung vielfach von unerwiesenen oder

Digitized by Google

unwahrscheinlichen Voraussetzungen ausgeht. Verf. betrachtet es als feststehend, daß die Lehre von der Seelenwanderung sich weder bei den Ägyptern, die in der That, wie bemerkt, diese nicht gekannt zu haben scheinen, noch bei irgend einem anderen Volke mit einiger Sicherheit nachweisen läßt, außer bei den Indern, bei denen sie sich in der Zeit Buddhas vollständig ausgebildet vorfindet und zwar genau in derselben Form und Bedeutung wie bei Pyth. Da sie sich nun bei den Indern im Zusammenhange mit der Lehre vom Alleinen naturgemäß entwickelt hat, bei den Griechen dagegen als etwas Fremdartiges erscheint, das aus den sonstigen Anschauungen dieses Volkes nicht zu erklären ist, so glaubt sich v. Schr. zu dem Schlusse berechtigt, daß Pyth. diese Lehre von den Indern erhalten haben müsse. In dieser Argumentation ist der eine Satz unbestreitbar, daß die indische Seelenwanderungslehre eine auffallende Ähnlichkeit mit der des Pyth. zeigt. Daß dagegen diese Lehre bei Pyth. als etwas ganz Neues aufgetreten sei, steht keineswegs fest. Die Meinung Zellers, die in der letzten Zeit wieder sehr in Aufnahme gekommen ist, daß die Lehre bereits in dem orphischen Geheimkultus vorbereitet war, ist nicht so unhaltbar, wie Verf. glauben machen will. Aber auch, wenn man ihm dies zugiebt, so ist nicht abzusehen, warum wir einem so hervorragenden und originellen Denker wie Pyth. (v. Schr. hält ihn freilich mit Heraklit für einen bloßen Verarbeiter fremder Weisheit!) nicht zutrauen dürfen, daß er durch tieferes Nachdenken über den Zustand nach dem Tode auf eine Anschauung gekommen sei, die doch auch in Indien als eine Neuerung gegenüber der herrschenden Spekulation der Brahmanen erscheint. Die Möglichkeit läßt sich freilich nicht geradezu leugnen, daß auf irgend einem Wege die Lehre von Indien nach Griechenland gelangt sei; aber bei dem Dunkel, das bislang noch über der Chronologie der Anfänge des Buddhismus schwebt, wäre auch der umgekehrte Weg aus Griechenland nach Indien nicht ausgeschlossen. Immer aber könnte eine solche Übertragung nur mittelbar vor sich gegangen sein; an einen Aufenthalt des Pyth. in Indien, von dem die späteren Griechen fabeln und den auch v. Schr. für möglich hält, darf man nach allem, was wir von den Beziehungen zwischen diesem Lande und Griechenland wissen, nicht denken. Die ganze Hypothese von dem indischen Ursprung der Seelenwanderungslehre des Pyth. hat indessen dadurch einen starken Stoß erlitten, daß die zahlreichen sonstigen Entlehnungen dieses Philosophen aus Indien, die v. Schr. nachgewiesen zu haben glaubt, so besonders auf dem Gebiete der Mathematik (pythagoreischer Lehrsatz), der Zahlenlehre und Zahlensymbolik, der Speiseverbote und sonstiger eigentümlicher Vorschriften, wie z. B. der vielberufenen: πρὸς ζλιον τετραμμένον μὴ ὁμιχεῖν, die jedoch, was v. Schr. übersehen hat, bereits bei Hesiod

Digitized by Google

Opp. 727 steht, nach dem Urteile der besten Kenner der griechischen Philosophie wie der indischen Litteratur bei näherer Betrachtung in nichts zerfließen. So ist es unerweislich, daß eine der pythagoreischen verwandte Zahlenlehre bereits zu Pythagoras' Zeiten in Indien ausgebildet gewesen sei; v. Schr. selbst schließt dies nur aus einer ganz unsicheren Etymologie der Sâmkhyalehre des Kapila. Wenn er andererseits in dem von ihm behaupteten, von A. Weber bestrittenen Vorkommen der Theorie von den 5 Elementen in der Sâmkhyalehre einen Beweis für seine These erblickt, so wird dieser schon durch den Umstand hinfällig, daß eine solche Lehre dem Stifter der pythagoreischen Lehre wahrscheinlich noch gar nicht zugesprochen werden darf. Überhaupt hätte bei der ganzen Untersuchung das Eigentum des Pyth. von dem seiner Nachfolger viel schärfer gesichtet werden müssen, als dies Verf. gethan hat. Vgl. R. Garbe, D. Litt.-Z. 1884, 1371 f., A. W(eber), Litt. C.-Bl. 1884, 1563 ff., H. v. Kleist, Ph. Rsch. 1885, 790 ff., J. Walter, Jahrb. f. Philos. (1886), 273 ff., Lortzing, B. Ph. Wschr. 1885, 981 ff. S. auch O. Gruppe, Die griechischen Kulte I 661 ff. 673 ff.

143. A. Weber, Die Griechen in Indien. S.-B. der Berl. Ak. 1890. II. S. 901—933.

144. R. Garbe, Über den Zusammenhang der indischen Philosophie mit der griechischen. Philos. Mon.-H. 29 (1895) S. 513—530.

*145. Goblet d'Alviella, Ce que l'Inde doit à la Grèce. Des influences classiques dans la civilisation de l'Inde. Paris 1897.

Weber verhält sich im wesentlichen den Schröderschen Ergebnissen gegenüber ablehnend. Gegen die Behauptung, Pyth. habe seinen mathematischen Lehrsatz aus Indien entlehnt, wo er sich bereits in den bis in ein hohes Altertum hinaufreichenden Çulvasutras (Meßschnurregeln) finde, bemerkt er, es sei fraglich, ob die genannte Schrift vor Pyth. zu setzen sei; auch beruhten die dort entdeckten Regeln zwar auf alter praktischer Übung, aber darum brauchten deren Träger nicht im Besitze der Vorstellungen gewesen zu sein, die man später aus ihrer Praxis gezogen und in die Form bestimmter Regeln gebracht habe. Vgl. Zeller 482, 3. Auch die Seelenwanderungslehre des Pyth. aus dem Buddhismus abzuleiten, ist nach W. bedenklich, und zwar aus den oben (zu No. 142) angeführten chronologischen Gründen. Selbst wenn Buddha ein Zeitgenosse des Pyth. war, so waren mindestens mehrere Jahrzehnte nötig, damit die Lehre von Indien aus nach Griechenland dringen konnte. Die Metempsychose liegt dem menschlichen Geiste so nahe, daß sie von verschiedenen Völkern in verschiedenen Teilen der Erde selbständig aufgestellt werden konnte; wir finden sie auch bei den

Digitized by Google

Ägyptern (?) und Kelten. Hervorzuheben ist noch die Bemerkung Webers, wo zwischen der altgriechischen Philosophie und der indischen eine auf Entlehnung hinweisende Übereinstimmung stattfinde, habe man stets an Entlehnung aus Griechenland zu denken. — Auf einem wesentlich anderen Standpunkte steht Garbe. Nachdem er auf Analogien mit der indischen Gedankenwelt bei Thales, Anaximander, Heraklit, Empedokles und Demokrit hingewiesen hat, erklärt er es für zweifelhaft, ob solche Übereinstimmungen auf wirklicher Beeinflussung der Griechen durch die Inder beruhen oder bei beiden Völkern selbständig entstanden seien, neigt sich aber doch der ersteren Annahme zu. Die historische Möglichkeit eines indischen, durch Persien vermittelten Einflusses sei unbedingt zuzugeben, und durch die Nachrichten über Reisen griechischer Philosophen in orientalische Länder [in Wahrheit steht die Wertlosigkeit dieser spätgriechischen Fabeln bei allen kompetenten Forschern fest] werde die Wahrscheinlichkeit (also doch mehr als bloße Möglichkeit?) noch erhöht. Bei Pyth. hält es G. für ganz sicher, daß seine Lehre von Indien abhängig sei. Einzelne Übereinstimmungen würden nichts beweisen, wohl aber die Masse solcher und zwar selbst in geringfügigen und wunderlichen Dingen, wie dies v. Schr. in gründlicher und umfassender Weise nachgewiesen habe. Darauf ist zu erwidern, daß eine noch so große Masse von Argumenten leicht wiegt, wenn jedes einzelne ohne Beweiskraft ist. Wie wenig beweiskräftig aber die einzelnen Schröderschen Argumente sind, ist bereits oben bemerkt worden. Darin hat auch nach Garbes Meinung v. Schr. gefehlt, daß er die pythagoreische Grundanschauung von der Zahl aus einer angeblich älteren Form der Sâmkhyalehre ableite; wir besitzen nicht den mindesten Anhaltspunkt dafür, daß es einmal ein anderes Sâmkhyasystem als das uns vorliegende gegeben habe. Weiterhin werden dann von G. die indischen Elemente im Gnosticismus und Neuplatonismus besprochen und die Vermutung A. Webers (Ind. Studien IX 173 ff.), daß die indische Vorstellung von der vâc (Stimme, Rede, Wort) auf die im Neuplatonismus auftretende und von da in das Johannesevangelium übergegangene Logosidee von Einfluß gewesen sei, dahin erweitert, daß schon 500 Jahre früher Heraklit seinen Logosbegriff aus Indien entlehnt habe. Diese sonderbare Behauptung zu begründen, hat G. keinen Versuch gemacht. — An der Schrift von Goblet, in der auch die Philosophie der Griechen näher besprochen zu sein scheint, lobt F. Justi, B. Ph. Wschr. 1898 S. 912 f. gediegenes Wissen und besonnenes Urteil.

Zu berichten ist an dieser Stelle ferner über zwei Abhandlungen, die gewisse Ähnlichkeiten und Übereinstimmungen zwischen den Anschauungen beider Völker behandeln.

Digitized by Google

146. H. Oldenberg, Die Religion des Veda und der Buddhismus. Eine religionsgeschichtliche Studie. Deutsche Rundschau 22 (1898) S. 193—225.

147. E. Windisch, Über den Sitz der denkenden Seele, besonders bei den Griechen und Indern, und eine Etymologie von griech. πραπίδες. Ber. d. Sächs. Ges. d. W. Ph.-h. Kl. B. 43 (1891) S. 155—203.

In Oldenbergs Studie wird S. 211 ff. dargelegt, daß die beherrschenden Stimmungen und mehr noch die begriffsmäßigen Formulierungen, in denen das Denken und Leben der buddhistischen Mönche sich vollzieht, auf griechischem Boden ihr etwa gleichzeitiges Gegenbild finden. Es erhebt sich in Indien wie in Griechenland eine Welt geistiger Bildungen, die hoch über alles Alte hinausstrebt. Es bildet sich im besonders scharfen Gegensatze zum großen Haufen der Nichterleuchteten der Typus halb religiöser, halb philosophischer Heroen oder Virtuosen. Zu gleicher Zeit nimmt auch der Inhalt des Glaubens und Denkens ein neues Aussehen an. Das Denken richtet sich immer mehr auf das eigentliche Seelenwesen; es bildet sich die Lehre von der Seelenwanderung aus. Das Ziel ist die Lösung von dieser Wanderung, das Eingehen in die Welt des Ewigen, deren nur der Denker teilhaftig wird. In diesen Gedankenkreis gehören die symbolischen Darstellungen der orphischen Dichtung — so bedeutet der von Titanen zerfleischte Dionysos die dem Unheil der Zerstückelung preisgegebene selige Einheit alles Seins —, ferner Anaximanders Lehre vom Dasein aller Dinge als einer Schuld, Heraklits Strom des Werdens und Vergehens, der im Buddhismus wiederkehrt. Das Gespräch eines Heiligen mit dem Griechenfürsten Menandros (Milinda), der gegen 100 v. Chr. im Nordwesten Indiens herrschte, vergleicht ganz charakteristisch das Leben der Persönlichkeit mit einer Flamme. Dem Kreise oder Rade, unter dem sich die Orphiker die Seelenwanderung vorstellen, entspricht bei den Buddhisten das Rad der Existenzen, der Kreislauf der Geburten. Auch die Verknüpfung des Seelenwanderungsglaubens mit den Ideen der moralischen Wiedervergeltung findet sich im Buddhismus wieder, ebenso die Erinnerung besonders erleuchteter Männer an frühere Verkörperungen (Pythagoras, Empedokles) in den Wiedergeburten des Buddha, endlich auch das Ziel der Erlösung vom Elend des Werdens (Orphiker, Platon) im Nirwana. Mit Unrecht hat man, so schließt O. diese Betrachtung, aus den in die Augen fallenden Ähnlichkeiten geradezu auf Übertragung von Indien nach dem Westen geschlossen; die Gleichartigkeit der geschichtlichen Ursachen hüben und drüben genügt, diese

Digitized by Google

Ähnlichkeiten zu erklären. — Einen speziellen Beitrag zur Geschichte der Psychologie bei Griechen und Indern liefert die auch linguistisch wertvolle Abhandlung von Windisch. Wie in den ältesten germanischen Quellen, so ist auch bei den Indern, sowohl bei den vedischen Dichtern wie auch in der brahmanischen Philosophie und in der einheimischen Medizin nicht das Haupt, sondern das Herz der Sitz der denkenden Seele. Dieselbe Anschauung herrschte auch bei den Griechen von Homer an. Auch unter den griechischen Philosophen blieben die meisten dieser Auffassung treu, so Parmenides, Aristoteles, Epikur, dem auch Lukrez folgt, die Stoiker. Daneben wurde jedoch schon frühzeitig die denkende Thätigkeit in den Kopf und das Gehirn verlegt. Dieser Teil des Körpers ist vielleicht auf der ganzen Erde zuerst von griechischen Philosophen und Ärzten in seiner Bedeutung für das Denken und die ganze Führung des Menschen erkannt worden. Von den älteren Philosophen haben Pythagoras (?), Alkmaion und Demokrit diese Ansicht vertreten. Auch dem Hippokrates sowie späteren Medizinern wird bei Aëtios diese Lehre zugeschrieben. Platon weist dem obersten seiner drei Seelenteile den Kopf als Sitz zu. Die Thatsache, daß Aristoteles, dem sich die Stoiker hierin völlig anschlossen, nichts vom Kopf als Sitz der Seele wissen will, spricht dafür, daß bis dahin noch keine durchschlagenden Gründe für diese Ansicht geltend gemacht worden waren, auch von den Ärzten nicht. Galen, der im allgemeinen auf Platons Standpunkt stand, hat von den Gelehrten des späteren Altertums am meisten zur Ausbreitung der Lehre vom Gehirn als Sitz des Denkens im Mittelalter und bei den neueren Völkern beigetragen. Während demnach die bei den Indern ganz allgemein herrschende Anschauung, daß das Gehirn ohne besondere Bedeutung für die geistige Thätigkeit des gesunden Menschen sei, auch in Griechenland überwog, betrachtete man das Gehirn frühzeitig als Sitz gewisser Krankheiten. Das kranke Gehirn wird schon in den Vedas erwähnt. In Hippokrates' Schule wurden die Geisteskrankheiten auf die Störung des normalen Zustandes des Gehirns zurückgeführt. Diese Erkenntnis war, wie aus Stellen des Aristophanes und Plautus (cerebrosus = verrückt) hervorgeht, schon früh bei den Griechen und Römern volkstümlich geworden. — Auf die weiteren lehrreichen Ausführungen über die Auffassung der Seele als Hauch und die daran geknüpften sprachlichen Bemerkungen über Atem, Seele, Geist und ihre Sippen bei den verschiedenen indogermanischen Völkern sowie über die Wandlungen der Lehre vom manas und atman bei den Indern, endlich über die Etymologie und Bedeutung von φρένες und πραπίδες kann hier nur hingewiesen werden.

Als ein später Adept der bei uns durch Röth und Gladisch vertretenen Richtung erweist sich:

Digitized by Google

148. A. Chiappelli, Su alcuni frammenti di Eraclito. Memoria letta all' Accad. di Scienze morali e politiche della Soc. Reale di Napoli. 1887. 39 S.

Er zweifelt nicht daran, daß die ältesten griechischen Philosophen aus den religiösen Anschauungen wie aus den physischen und astronomischen Erkenntnissen der Völker Westasiens und Ägyptens teils unmittelbar, teils mittelbar durch die griechischen Mysterien Nahrung gezogen haben. In bezug auf Heraklit ist er der Meinung, daß sich Teichmüller (s. u.) zu ausschließlich an die Übereinstimmungen mit der ägyptischen Religion hält, und spricht sich dahin aus, daß der Ephesier sich nicht an bestimmte religiöse Lehren gebunden, sondern aus den verschiedenen Religionen das ihm Gemäße ausgelesen habe, wobei er es nicht an einer Kritik der einzelnen religiösen Auffassungen fehlen ließ. Eine solche Kritik übte er namentlich an den Überlieferungen der ägyptischen Priester, die er in Ephesus mit andern religiösen Kulten vergleichen konnte (?), und schloß sich dabei vornehmlich an die religiösen Anschauungen und Gebräuche der Perser an. Dies sucht Ch. aus einer Anzahl heraklitischer Bruchstücke nachzuweisen, die er indes in sehr unkritischer und willkürlicher Weise verwertet. So nimmt er mit Teichmüller an, daß in Fr. 85: νεκύες κοπρίων ἐχβλητότεροι die ägyptische Einbalsamierung und Mumifizierung der Leichen bekämpft werde, sieht aber zugleich darin eine Verurteilung auch des griechischen Totenkultus und vermutet, daß Heraklit dazu durch die religiöse Anschauung Zarathustras und die den Griechen früh bekannt gewordene Bestattungsart der Perser veranlaßt worden sei; es sei sehr wahrscheinlich, daß er diesen von den Magiern festgehaltenen Gebrauch gegen die auch bei den Persern mehr und mehr eindringende ägyptische Sitte verteidigt habe. Zum Beweise hierfür beruft sich Ch. auf den wertlosesten Anekdotenkram bei Diog. Laert., wodurch seine durch kein glaubhaftes Zeugnis bestätigte Vermutung sicher nicht annehmbarer wird. Übrigens würde mit der in diesem Bruchstück unzweifelhaft ausgedrückten Verachtung des Leichnams, die Ch. freilich merkwürdigerweise darin nicht erkennen will, die Lehre von der Auferstehung der Leiber, wenn sie wirklich heraklitisch sein sollte (s. u.), im vollen Widerspruche stehen. Nach Ch. ist dem Ephesier diese Lehre und zwar gleichfalls aus der Religion Zarathustras bekannt gewesen, und er hat sie jedenfalls (?) in dem dunkelen Fr. 123, wenn auch vielleicht nur in einem poetischen und symbolischen Sinne (?), verwendet. Eine Bekämpfung ägyptischen Glaubens und eine Hinneigung zum persischen findet Ch. auch in Fr. 126. Die in seiner ersten Hälfte sich aussprechende offene Feindschaft gegen den Bilderdienst habe ihr Analogon bei den Persern, und die zweite Hälfte richte sich wahrscheinlich gegen

Digitized by Google

die Ägypter, die zwar mit Heraklit den Aufstieg der Seelen und ihre Wandlung in Götter annahmen, aber abweichend von ihm den Abstieg, die Rückwandlung der Götter in Menschen, verwarfen. Auf die angebliche Polemik in Fr. 76 gegen die Ansicht der Ägypter von der Vorzüglichkeit ihres Landes und der Wertlosigkeit des griechischen Bodens brauchen wir um so weniger einzugehen, als jenes Fr. in dieser Fassung (οὐ γῆ) schwerlich heraklitisch ist. Die Willkürlichkeit, mit der in allen diesen Fällen ohne die Spur eines Beweises Beziehungen Heraklits zu den Persern und Ägyptern behauptet werden, liegt für jeden Kundigen zu Tage. Was Ch. aus den Aussprüchen des „Dunklen" herauszulesen vermag, zeigt vielleicht am krassesten die Deutung der Worte οὔτε ἀνθρώπων Fr. 20, mit denen die Heroen oder die jüngeren Götter wie Herakles oder Dionysos gemeint sein sollen (!). Wohleinverstanden dagegen kann man mit der Schlußbemerkung sein, daß Heraklit sich mit Anaximander auseinandersetzt und im schärfsten Widerspruch gegen dessen bekanntes Fragment von der Ungerechtigkeit, deren sich die Dinge durch ihre Aussonderung aus dem ἄπειρον schuldig machen, in dem ewigen Prozesse des Werdens vielmehr Gerechtigkeit und vernünftiges Gesetz erblickt hat.

Nicht übergehen dürfen wir in diesem Zusammenhange:

149. O. Gruppe, Die griechischen Kulte und Mythen in ihren Beziehungen zu den orientalischen Religionen. B. I. Leipzig 1887.

Diese auf den umfassendsten Forschungen aufgebaute und die aufgeworfenen Probleme geistvoll und anregend behandelnde Arbeit beschränkt sich keineswegs, wie man aus dem Titel vermuten könnte, auf die griechische Religion und Mythologie in ihrem Verhältnisse zum Orient, sondern geht auch auf die Frage nach dem Ursprunge der griechischen Philosophie ein und gelangt dabei zu Ergebnissen, die, wie man sich auch zu ihnen stellen mag, doch den unleugbaren Vorzug vor den Hypothesen eines Röth, Gladisch und auch v. Schröders haben, daß es sich nach der Ansicht des Verf. um keine unmittelbare Entstehung griechischer Philosopheme aus orientlischer Urweisheit, sondern nur um eine durch die Übertragung religiöser Anschauungen aus dem Orient nach Griechenland vermittelte Einwirkung dieser Anschauungen auf die Entwickelung der philosophischen Systeme handelt. Nach der Formulierung, die G. seiner Auffassung S. 694 im Anschluß an eine Besprechung der Schröderschen Schrift (s. o. S. 148) giebt, liegt die Erklärung für die mannigfaltige Übereinstimmung zwischen griechischer und orientalischer Weisheit darin, daß die religiösen Ideen des Orients zunächst in ihrer orientalischen Form nach Griechenland verpflanzt wurden, daß aber ihre Entwickelung in Griechenland, weil diese Verpflanzung eine

Digitized by Google

fortlaufende war, nur ein Widerspiel ihrer Entwickelung im Orient ist und folglich den Eindruck eines naturgemäßen organischen Fortschrittes machen muß. Die griechische Philosophie hat die scheinbar kleine, in Wahrheit große Neuerung gemacht, diese Idee von ihrer religiösen Hülle zu befreien. Diels in seiner Besprechung der Schrift (Arch. II 88 ff.) faßt das konkrete Hauptresultat der Untersuchung kurz und treffend dahin zusammen: die Anfänge der griechischen Philosophie sind durch die orphischen Gedichte und diese wiederum durch orientalische Originalgedichte beeinflußt. Damit ist die anscheinend einfache Frage in zwei scharf von einander zu scheidende Fragen aufgelöst, ein Verfahren, das prinzipiell zu billigen und der Lösung des Problems sicherlich förderlicher ist als jene unkritische Vermengung beider Gesichtspunkte bei den Vorgängern Gruppes. Wenn daher Diels a. a. O. von „orientalischen Phantasmagorien" spricht, die das Auge umgaukeln, und „die Schatten von Creuzer, Röth und Gladisch" aus den „wunderlichen Fratzen paradiesischer Urweisheit" ihrem jungen Adepten freundlich zuwinken sieht (vgl. auch Diels Arch. II 658 f. gegen Gruppes Verteidigung seines Standpunktes in einer Beilage zu den N. Jahrb. f. Phil. 137 (1888) S. 1 f.), so kann man einen solchen Eindruck doch allenfalls nur aus den freilich den Hauptbestandteil des Buches bildenden Untersuchungen über das Verhältnis der religiösen Ideen der Griechen zu denen des Orients empfangen; in den hier allein in betracht kommenden Erörterungen dagegen über das Verhältnis der ältesten Philosophie der Griechen zu der religiösen, insbesondere der theogonischen Dichtung ihres eigenen Volkes haben nach dem soeben bezeichneten Standpunkte des Verfassers „orientalische Phantasmagorien" überhaupt keinen Platz. In der That verfährt denn auch G. auf diesem Gebiete durchaus nicht unwissenschaftlich, und was er z. B. über die verschiedenen orphischen Theogonien in ihrer Beziehung zur Philosophie hier (und in einer speziellen, später zu besprechenden Abhandlung) ausführt, läßt weder wissenschaftliche Methode noch gründliche Gelehrsamkeit vermissen. Ob freilich seine Auffassung das Richtige trifft, darüber werden die Ansichten in einer so schwierigen und von verschiedenen Seiten sehr verschieden beantworteten Frage auseinandergehen. Ich gestehe offen, daß ich diese Materie zu wenig beherrsche, um ein entscheidendes Urteil zu fällen, und beschränke mich daher darauf, über das Wichtige kurz zu berichten. In Kap. II § 45 ff. bespricht G. eingehend die religiöse Litteratur der Griechen, zunächst die Hymnenpoesie, dann die Theogonie Hesiods, die er aus einer Fülle theogonischer und genealogischer Gedichte etwa in der Zeit Perianders hergestellt sein läßt, und schließlich die orphischen Theogonien. In der homerischen Διὸς ἀπάτη sieht er eine Travestie einer alten orphischen

Digitized by Google

Theogonie, die er mit der von Platon und Aristoteles benutzten gleichsetzt, und für eine Übersetzung einer phönikischen Urtheogonie hält. (Gegen diese Rekonstruktions- und Ableitungsversuche erklärt sich Diels a. a. O.) Von den drei jüngeren orphischen Theogonien, die Damaskios beschreibt, der von Eudemos gelesenen, der rhapsodischen und der Theologie nach Hieronymos und Hellanikos ist die dritte mit der des Athenagoras, die zweite mit der von den Neuplatonikern citierten identisch. Der Grundgedanke der rhapsodischen Theogonie ist wie der der Theogonie des Musaios (Laert. prooem. 3): ἐξ ἑνὸς τὰ πάντα γίνεσθαι καὶ εἰς ταὐτὸν ἀναλύεσθαι. Von der intelligiblen Welt der Neuplatoniker weiß sie noch nichts, dagegen kommt sie in der Verwertung der Götternamen für die philosophische Terminologie mit Heraklit und Demokrit überein. Auch sonst glaubt G. vielfache Übereinstimmungen zwischen der orphischen Theogonie und den älteren Philosophen, besonders Heraklit, zu sehen. So haben die orphischen Darstellungen von der Emanation der Welt aus Phanes, von der Entstehung der Sonne, die die Orphiker Dionysos nannten, weil sie sich die von Feuer erfüllte Flüssigkeit als einen „feurigen Weintrank" vorstellten (?), von der Geburt des Zagreus aus der Kore und seiner Zerreißung durch die Titanen, vom „Rauschtrank der Seelen" (Macrob. Somn. Scip. I 12) in der Lehre des Ephesiers ihr Gegenstück. Diese Parallelen sind nicht so zu erklären, daß man die Orphiker zu Schülern Heraklits macht; sie sind vielmehr seine Vorgänger. In dem Fortschritt des menschlichen Denkens vom Mythos zum Logos bezeichnen sie die frühere, Heraklit die spätere Stufe. Die Ideen der Orphiker führen konsequent zu der Erkenntnis der Anfangslosigkeit der Welt; aber diese Konsequenz hat erst Heraklit gezogen. Ebenso waren auch Empedokles und Pythagoras von der orphischen Lehre abhängig, deren Existenz im 6. Jahrhundert auch durch das System des Pherekydes bewiesen wird. Die Nichterwähnung dieser Litteratur bei Platon ist kein Gegenbeweis und ebensowenig ihre angebliche Beeinflussung durch den Stoicismus, die G. leugnet, Hauptbeweis aber die Übereinstimmung der orphischen Lehre mit der phönizischen Theogonie, sowie mit der ägyptischen Religion. Auch die Lehre von der Seelenwanderung und vom Eingehen in das Alleine (Dionysos = Hades, σῶμα σῆμα), sowie die Zurückführung der Weltschöpfung auf die Liebe und den Haß bei Heraklit (?) und Empedokles finden sich in den orientalischen Religionen wieder. Das Ergebnis aus alle dem ist, daß die Vorstellungen der Orphiker im 6. Jahrhundert in der gesamten kultivierten Welt verbreitet waren. — Der wichtigste Teil dieser Erörterungen ist das, was G. über die Beschaffenheit und die Beziehungen der rhapsodischen Theogonie ausführt. Er entwickelt hier zwei fruchtbare Gedanken, in denen, wie wir

Digitized by Google

sehen werden, O. Kern trotz der sonstigen Verschiedenheit der beiden Standpunkte mit ihm zusammentrifft, und die er selbst in der bereits erwähnten besonderen Schrift (s. u.) noch näher dargelegt und ergänzt hat: 1. Die Urform der rhapsodischen Theogonie gehört dem 6. Jahrhundert an; 2. die älteren griechischen Denker haben von dieser früheren orphischen Litteratur bedeutsame Einwirkungen erfahren. Die erste dieser Annahmen hält auch Diels a. a. O. für wahrscheinlich, während er die zweite nur in sehr beschränktem Maße gelten lassen will: es sei möglich, daß Heraklit und andere gleichzeitige Philosophen durch einzelne Wendungen und Gedanken orphischer Gedichte angeregt worden seien, aber der Quellpunkt heraklitischer Spekulation sei nicht darin zu finden; was G. als heraklitisch bei den Orphikern ansehe, liege der ganzen hylozoistischen Anschauung der Zeit zu grunde und nähere sich teilweise mehr dem Pantheismus des Xenophanes. Jedenfalls sei große Vorsicht bei Benutzung der Orphik nötig, da die Möglichkeit späterer Interpolationen sehr nahe liege. Dieser Beurteilung wird man im großen und ganzen zustimmen können. — Auf die sehr bedenkliche Erklärung des Heraklitfragments 127 bei G. werde ich in anderem Zusammenhange eingehen.

*150. P. Jenson, die Kosmologie der Babylonier. Straßburg 1890.

*151. P. d'Ercole, L'origine indiana del Pitagorismo secondo L. v. Schröder. Riv. ital. di filosofia. Nov.—Dez. 1891.

In No. 150 wird nach dem Berichte von E. Wellmann Arch. V (1891) S. 93 f. die Ähnlichkeit der babylonischen Kosmologie mit griechischen Vorstellungen erörtert. No. 151 bringt nach A. Chiapelli Arch. VII (1894) S. 554 f. neue Argumente gegen die Schrödersche Hypothese.

Die aus dem späteren Altertum stammende, in Italien seit dem Anfange des 18. Jahrhunderts immer von neuem wiederholte Behauptung, Pythagoras' Philosophie sei italischen, insonderheit etruskischen Ursprungs, ist neuerdings beleuchtet worden von:

152. L. Ferri, Sguardo retrospettivo alle opinioni degl' Italiani intorno alle origini del Pitagorismo. Atti della R. Acc. dei Lincei 1890, ser. IV. Rendiconti vol. VI. 1° semestre S. 532—547.

Nach einer wohl erschöpfenden Aufzählung der italienischen Litteratur über diesen Gegenstand wird dargethan, daß die älteren Zeugnisse von einer italischen Herkunft der pythogoreischen Lehre nichts wissen, und der hellenische Charakter dieser Lehre betont; doch seien orientalische Einflüsse nicht ganz zu leugnen. Zuerst scheint Aristoxenos den tyrrhenischen Ursprung des Pythagoras behauptet zu haben (?); in den vier ersten Jahrhunderten n. Chr. wucherte dann die Legende

Digitized by Google

weiter. Das Ergebnis ist: Pyth. ist kein Italiker, sondern ein Grieche, wenn auch seine Familie vielleicht tyrrhenischen (?) Ursprungs ist. In Deutschland ist diese Streitfrage längst erledigt, und zwar, wenn man von dem einschränkenden Zusatz über die Vorfahren absieht, im Sinne Ferris (s. Zeller 485 ff., 3). Nachdem sich um die gleiche Zeit wie dieser auch Ferrari, La scuola e la filosofia pitagorische (s. u.) auf denselben Standpunkt gestellt hat, ist sie hoffentlich auch in Italien, wo sie an einem eingewurzelten patriotischen Vorurteile immer neue Nahrung gefunden hat, endlich zur Ruhe gekommen. Vgl. Chiappelli Arch. VII (1894) S. 552 ff. — Daß der Name des Pyth. frühzeitig bei den Römern bekannt wurde und sie seine Schule und Lehre in Ehren hielten, sucht, wie ich aus Ferris Schrift ersehe, A. Chiappelli, Sopra alcuni frammenti delle XII tavole nelle loro relationi con Eraclito e Pitagora (Archivio Giuridico 1885, Heft 1 u. 2) darzulegen. Aus einer anderweitigen Mitteilung über den Inhalt dieser Abhandlung ergiebt sich, daß Ch. in bezug auf Heraklit der Meinung ist, die in Fr. 85 ausgesprochene Anschauung sei durch Hermodors Vermittelung in die Decemviralgesetzgebung eingedrungen.

Wir schließen hieran eine Besprechung der auf die orphische Litteratur, insbesondere das Verhältnis der älteren griechischen Philosophen zur Orphik bezüglichen Schriften.

153. O. Kern, De Orphei Epimenidis Pherecydis theogoniis quaestiones criticae. Berolini 1888.

154. O. Kern, Empedokles und die Orphiker. Arch. f. G. d. Philos. I (1888) S. 498—508.

155. O. Kern, Zu Parmenides. Ebd. III (1890) S. 173—176.

156. F. Susemihl, De Theogoniae Orphicae forma antiquissima. Ind. schol. aest. Greifswald 1890.

157. O. Gruppe, die rhapsodische Theogonie und ihre Bedeutung innerhalb der orphischen Litteratur. N. Jahrb. f. Ph. 17 (1890), Suppl.-Bd. S. 687—747.

158. A. Dieterich, Nekyia. Beiträge zur Erklärung der neutestamentlichen Petrusapokalypse. Leipzig 1893.

159. F. Dümmler, Zur orphischen Kosmologie. Arch. f. G. d. Philos. VII (1894) S. 148—153.

160. E. Maaß, Orpheus. Untersuchungen zur griechischen, römischen, altchristlichen Jenseitsdichtung und Religion. München 1893.

Aus dem reichen Inhalte der Untersuchungen Kerns (No. 153) können wir hier nur die wichtigsten Punkte anführen. Im 1. Kap. sucht K. die Ansicht Lobecks, daß die sogen. rhapsodische Theogonie

Digitized by Google

bereits im 6. Jahrhundert bekannt war, gegen P. Schuster, de veteris Orphicae theogoniae indole atque origine, Leipzig 1869, zu verteidigen, wobei er vornehmlich den Eingang des Gedichtes in betracht zieht. Als charakteristische Gestalten dieser Theogonie erkennen wir: 1. Chronos, Äther und Chaos als gleichzeitige Prinzipien der Dinge; 2. das von Chronos gebildete Weltei, zu dessen Erklärung wir, da das Ei noch in vier griechischen Fabeln vorkommt, nicht zu den Indern oder Ägyptern unsere Zuflucht zu nehmen brauchen; 3. den aus dem Ei entspringenden Phanes Πρωτογόνος, den die meisten Gelehrten für eine jüngere Erfindung gehalten haben, weil sie seinen Namen Ἠριχαπαῖος nur aus der ägyptischen oder einer semitischen Sprache ableiten zu können glaubten und die Erzählung von seiner Verschluckung ihnen jüngeren Ursprungs zu sein schien. Diels hat, wie K. mitteilt, in seinen Vorlesungen den Namen davon abgeleitet, daß er von Zeus in der Frühe verschluckt worden sei. Von besonderer Bedeutung ist, daß Phanes mit seiner Tochter, der Nacht, die ganze Welt erzeugt hat. Einen so hervorragenden Platz hat die Nacht zuerst bei den Orphikern erhalten. — Des weitern legt K. dar, daß die Theogonie des Hieronymos nicht, wie Schuster glaubte, älter als die orphische, sondern erst nach der Mitte des 2. Jahrhunderts v. Chr. entstanden ist. Daraus folgt, daß es die Gestalt des Phanes und mit ihr zugleich Rhapsodien schon vorher gegeben hat. Aber auch Platon hat sie bereits gekannt, wie aus mehreren, zum Teil schon von Lobeck benutzten Stellen hervorgeht. Auch bei Aristophanes Vögel 692 ff. findet sich Orphisches, und bei Pindar sowie bei den Pythagoreern hat Lübbert*) deutliche Spuren orphischer Weisheit entdeckt. Auch bei Xenophanes, Heraklit, Anoxagoras zeigen sich solche Anklänge. Das Ergebnis ist: die orphische Rhapsodie existierte im Ausgange des 6. Jahrhunderts und war überall in Griechenland verbreitet. Dagegen steht die Annahme Schusters von zwei anderen orphischen Theogonien, der angeblich Eudemischen und einer bei Apollonius Argonaut. I 494 ff. benutzten, die viel älter sein sollen als die rhapsodische, auf schwachen Füßen. — Dieser „gelehrten, scharfsinnigen und originellen Beweisführung“ (Diels) haben die meisten Beurteiler zugestimmt. Vgl. Gomperz D. L.-Z. 1888, 974, Ludwich B. Ph. Wschr. 1889, 557, Crusius L. C.-Bl. 1889, 615, Diels Arch. II 656 ff. Ablehnend dagegen hat sich Zeller S. 89 f. verhalten, der seine frühere Ansicht, daß Platon

*) Commentatio de Pindaro dogmatis de migratione animarum cultore. Ind. schol. hib. Bonn 1887. Da ich die wertvolle Schrift leider nicht habe erhalten können, verweise ich auf Diels Arch. II (1887) S. 93 f., nach dem L. die Eschatologie der Pythagoreer und Orphiker anziehend und überzeugend dargestellt hat.

Digitized by Google

und Aristoteles die rhapsodische Theogonie nicht gekannt haben und diese unter stoischen Einflüssen nicht vor Anfang des 3. Jahrhunderts v. Chr. entstanden sei, durch K. nicht widerlegt glaubt. Ich maße mir kein Urteil über diese schwierige Frage an, deren Erörterung auch nach Kern von Gruppe (s. u.) wieder aufgenommen worden ist. Eine Schwäche der Beweisführung Kerns scheint mir darin zu liegen, daß er alle Hinweisungen auf orphische Gedichte und Entlehnungen aus solchen, die sich bei Platon und anderen älteren Philosophen finden, auch wenn sie keine spezifisch der rhapsodischen Theogonie angehörenden Lehren betreffen, für das hohe Alter geltend macht. Es kann im 6. Jahrhundert sehr wohl ein orphisches Gedicht gegeben haben, und dieses kann von älteren Philosophen benutzt worden sein, ohne daß es mit der rhapsodischen Theogonie identisch zu sein braucht. Was aber diese Benutzung selbst betrifft, so ist es doch sehr fraglich, ob sie in dem Umfange angenommen werden darf, wie dies K. in der vorliegenden Abhandlung und weiterhin in No. 154 und 155 zu erweisen gesucht hat. Diels hat die Mahnung zur Vorsicht bei der Auffindung solcher Entlehnungen, die er, wie erwähnt, in der Besprechung der Schrift No. 149 ausgesprochen hatte, auch Kern gegenüber (Parmenides 11 und sonst) wiederholt; vgl. auch, was oben zu Rohdes von Kern völlig abweichenden Auffassung (Psyche[1] 397 f.) bemerkt worden ist. — Über das 2. Kap.: de Epimenides theogoniis beschränke ich mich auf folgende kurze Angabe. K. hält es für wahrscheinlich, daß Epim. von seinen beiden Prinzipien die Luft aus dem Buche des Anaximenes und die Nacht ebenso wie das Ei aus der orphischen Theogonie nahm. Danach kann Epim. nicht Zeitgenosse Solons gewesen sein, sondern muß kurz vor den Perserkriegen gelebt haben, was ja auch Platon in der bekannten Stelle der Gesetze berichtet. Dieser ganzen Argumentation liegt die Überzeugung von der Echtheit der im Altertum dem Epimenides zugeschriebenen Theogonie zu grunde. Inzwischen hat nun aber Diels, Über Epimenides von Kreta (S.-B. d. Berl. Ak. d. W. XXI [1891], Ph.-H. Kl. S. 388 ff.) scharf zwischen dem historischen und dem „litterarischen" Epimenides geschieden und nachgewiesen, daß Platons Zeitbestimmung sich aus den Angaben der Orakel gebildet hat, die unter Epimenides' Namen umliefen und wahrscheinlich, wenigstens teilweise, auf die von Onomakritos gebildete „litterarische Kommission" der Peisistratiden zurückzuführen sind. Diesem Ergebnis wird man mit Zeller S. 87 f. (vgl. auch Rohde Psyche 380[1] ff.) zustimmen müssen. Es verliert damit die Epimenideische Theogonie jede Bedeutung für die Entwickelung der wissenschaftlichen Kosmogonie. — Den Inhalt von c. III: De Pherecydis pentemycho werden wir in anderem Zusammenhange berücksichtigen.

Digitized by Google

Eine Ergänzung zu Kerns Untersuchungen über die orphische Theogonie bilden, wie gesagt, dessen Abhandlungen No. 154 und 155. In der ersten wird zunächst als Zweck des empedokleischen Lehrgedichtes eine Vermittelung zwischen Parmenides und Heraklit bezeichnet. Von pythagoreischem Einflusse dagegen findet sich keine Spur bei Emp., abgesehen von der unerheblichen Lehre über die glasartigen Körper der Sonne und des Mondes und von der Metempsychose, die man aber gar nicht auf Pythagoras zurückzuführen braucht, da die Pythagoreer die Anregung dazu erst aus den orphischen Gedichten und Mysterien hatten und der Ausspruch des Emp. v. 383 ff. Stein im Inhalt genau mit Orpheus 222 f. Abel übereinstimmt, während uns kein Zeugnis vorliegt, daß die Wanderung der Menschen durch Tierleiber altpythagoreische Lehre sei; denn die bekannten Verse des Xenophanes werden doch nur auf die Autorität des Laertios hin [vielmehr seiner Quelle!] auf Pythagoras bezogen. Ebenso findet, was wir von dem Fortleben der Frommen und der Sünder bei Emp. v. 153 und 227 f. lesen, sein Analogon in der orphischen Lehre. Auch in anderen Teilen des empedokleischen Systems lassen sich Spuren dieser Lehre nachweisen, so z. B. in der eigentümlichen Auseinandersetzung v. 224 ff. über die Entstehung der Menschen (auch in der Beseelung der Pflanzen scheint nach Aristot. d. an. 410b 27 Orpheus dem Emp. vorangegangen zu sein), in der Vergleichung der Welt mit einem Ei, in dem ἀνάγκης ῥῆμα (so Bernays statt χρῆμα) v. 369. Auch in der Elementenlehre hat dem Emp. (v. 78) vermutlich Orpheus 123, 10 vorgeschwebt. Wenn auch der Orphiker kein Element im Sinne des Emp. kannte, so ist es doch bedeutsam, daß dieselben Urstoffe, aus denen sich die empedokleische Welt zusammensetzt, im Körper des allumfassenden Zeus als erste Gruppe der in ihm befindlichen Dinge vorhanden sind. Die phanteistische Weltanschauung v. 344 ff. endlich, die fast im Widerspruche mit dem System des Emp. steht, hat er schwerlich aus Xenophanes, sondern unmittelbar aus dem Zeushymnos genommen (?) K. zieht aus alle dem den Schluß, daß auf Emp. außer der sophistischen Rhetorik nichts so eingehend gewirkt hat wie die kosmogonische Dichtung seiner Zeit, und daß außer den Stoikern kein Philosoph so viel Anregung aus der rhapsodischen Theogonie empfangen hat wie er. Aber auch viele andere, wie Xenophanes und Heraklit, haben aus dieser Quelle geschöpft. Für Parmenides sucht K. dies in No. 155 zu erweisen. Nachdem er schon in der Schrift de theog. S. 52 nach einer Hinweisung von Diels bemerkt hatte, daß die Δίκη πολύποινος bei Parm. 1, 14 Diels aus einem orphischen Werke (125 Ab.) entlehnt sei, fügt er hier noch andere Beispiele für die Abhängigkeit desselben Philosophen von der Orphik hinzu. Die δώματα νυκτός 1, 9 stammen aus Orph. 109 f. Auch der Vater der Nacht, Eros, 13, 1 geht auf Orph. 71 zurück.

Digitized by Google

Wie der orphische Phanes, so ist auch der Eros des Parm. als mannweibliche Gottheit vorzustellen: aus der Mischung des Lichtes und des Dunkels d. i. des männlichen und des weiblichen Elementes, die durch die δαίμων ἡ πάντα κυβερνῆ (12, 3) hergestellt wird, geht Eros hervor, wie in der orphischen Theogonie Chronos das Chaos und den Äther mischt. Wenn in Parmenides' Δόξα Licht und Dunkel dem Seienden, das begrenzt ist, und dem Nichtseienden der Ἀλήθεια entsprechen, so bietet die Orphik auch hier Parallelen. — Diels Parmenides S. 11 hält den sicheren Ertrag solcher Vergleichungen zwischen Parm. und der Orphik für gering, da wir nur weniges aus der alten Orphik besitzen und dieses wenige nicht sehr zuverlässig ist. Von der δίκη πολύποινος giebt er zu, daß sie aus der Orphik stammen möge; dagegen bestreitet er es von den δώματα Νυκτός, deren Vorbild er vielmehr bei Hesiod Theog. 744 findet. Auch die weiteren Ausführungen Kerns scheinen ihm nicht beweisend. Parm. habe sicherlich noch von manchen Seiten, so z. B. vom Pythagoreismus, Einfluß erfahren. Der Einfluß der orphischen Litteratur sei nur der für uns faßbarste. — Von demselben Gesichtspunkte aus wird man auch den von Kern entdeckten empedokleischen Entlehnungen aus der Orphik einiges Mißtrauen entgegenbringen müssen; doch ist hier die Zahl der Parallelstellen so groß und die Fassung bei Emp. oft bis in Einzelheiten der orphischen so ähnlich, daß eine direkte Beziehung zwischen beiden hier viel wahrscheinlicher ist als bei Parm. Nur fragt sich in jedem einzelnen Falle, ob das uns als orphisch Überlieferte wirklich alt ist und ob nicht umgekehrt manches aus Emp. in die orphische Theogonie übergegangen sein könnte.

Einen Beitrag zu diesen Fragen liefert auch Susemihl. Er ist mit Kern der Ansicht, daß die orphischen Dichtungen ins 6. Jahrhundert zu setzen seien, weicht aber in der Bestimmung des Inhalts der ältesten orphischen Theogonie teilweise von jenem ab, vor allem darin, daß er annimmt, am Anfange aller Dinge habe hier die Nacht gestanden: sie habe aus sich das Weltei erzeugt, aus dem dann Himmel, Erde und Phanes hervorbrachen. Diese alte, vielleicht mit dem ἱερὸς λόγος des Pythagoreers Kerkops zusammenfallende Dichtung hätten Platon, Aristoteles und Eudemos vor Augen, wenn sie von Orpheus redeten; sie sei später für die rhapsodische Theogonie benutzt worden. Dem Verfasser der Theologie nach Hieronymos hätten sowohl die ältere wie die rhapsodische Theogonie vorgelegen. Was die Entlehnungen der Vorsokratiker aus der ursprünglichen Dichtung betrifft, so bestreitet S. eine solche Entlehnung für Xenophanes Fr. 1 K. und für Heraklit Fr. 127. Unsicher sei es auch, ob Parmenides 1, 14 Orph. 125 nachgeahmt habe; vielleicht sei es umgekehrt, vielleicht bestände auch, da die ganze Ähnlichkeit auf das Attribut πολύποινος beschränkt sei, keinerlei Ab-

Digitized by Google

hängigkeitsverhältnis zwischen beiden Stellen. Daß Empedokles vieles Orphische aufgenommen habe, giebt er Kern zu, zweifelt aber, ob alles aus der orphischen Theogonie und nicht manches, z. B. das auf die Seelenwanderung Bezügliche, aus andern orphischen Schriften stamme.

Nach Gruppes Darlegung (No. 157), die der Auffassung Kerns in mehreren wesentlichen Punkten entgegentritt, findet sich bei Platon nicht nur keine Spur von Benutzung der Rhapsodien, sondern im Gegenteil war die orphische Litteratur, die Platon vorlag, im einzelnen wie im ganzen von der in dem neuplatonischen Kreise kursierenden verschieden. Selbst die Mythen der rhapsodischen Theogonie und der jüngeren orphischen Litteratur überhaupt sind, soweit sie nicht frühzeitig Gemeingut wurden, Platon unbekannt. Kerns Versuch, die verschiedenen anderen Rhapsodien sowie die orphischen Hymnen als gefälscht oder als interpoliert zu erweisen und so die rhapsodische Theogonie als das einzige orphische Werk der älteren Zeit hinzustellen, wird zurückgewiesen; sie war vielmehr nur eine von vielen Erscheinungen orphischer Weisheit, eine Zusammenstellung von Mythen aller Schichten der altorphischen Dichtung, die keine nachweislichen Spuren jüngeren Ursprungs trägt, aber auch von keinem der großen philosophischen Systeme einen nennenswerten Einfluß erfahren hat. Ihre Entstehungszeit ist nicht näher zu bestimmen. Die eudemische Theogonie ist keine Erfindung des Eudemos, auch nicht ein verstümmeltes Exemplar der rhapsodischen; die nach Hieronymus genannte steht, weit entfernt, eine alexandrinische Fälschung zu sein, vielmehr ungefähr auf derselben Stufe der Mythenbildung wie die rhapsodische. — Über Parmenides und Heraklit bemerkt Gr.: Die von Parm. verwertete mythologische Vorstellung von der Δίκη ist vielleicht mit der von Platon Ges. 765 E benutzten identisch, dagegen von der in den Rhapsodien vorgetragenen ganz verschieden. Bei Parm. scheint wie bei Platon die Dike den Helios geleitet zu haben (?). Die Vorlage des Parm. war mutmaßlich ein dem älteren orphischen Kreise angehöriges Werk. Auch Heraklit scheint den älteren Mythos von der Dike des Helios gekannt zu haben; aber bei ihm (Fr. 29) erscheint sie nicht mehr als Dienerin, sondern als Richterin des Helios. — Dem Hauptergebnisse der Abhandlung stimmt rückhaltlos zu Sittl B. Ph. Wschr. 1891, 911 ff. Vgl. auch Häberlin, Wsch. f. kl. Ph. 1891, 567 ff. Dagegen urteilt Zeller S. 100, 1: Gr. habe zwar den späteren Ursprung der rhapsodischen Theogonie und Platons Unbekanntschaft mit ihr überzeugend nachgewiesen; aber die Meinung, daß die darin enthaltenen Lehren und Mythen alle noch aus der Zeit vor dem Ende des 6. Jahrhunderts stammen, entbehre nicht nur jeder haltbaren Begründung, sondern würde uns auch zu der höchst unwahrscheinlichen Annahme nötigen, daß in der orphischen Überlieferung neben der Lehre

Digitized by Google

die allgemein als orphisch anerkannt und in orphischen Gedichten niedergelegt war, eine zweite, mit ihr unvereinbare hergegangen sei, von der weder Platon noch Aristoteles etwas gewußt oder erwähnt hätten. In der That scheint damit ein schwacher Punkt der Gruppischen Beweisführung bezeichnet zu sein.

Dieterich giebt zunächst Text und Überlieferung der neuen Apokalypse von Akhmim und weist nach, daß der Text zur Petrusapokalypse gehört. Dann behandelt er in 5 Abschnitten: 1. den griechischen Volksglauben vom Totenreich; 2. die Mysterienlehre über Seligkeit und Unseligkeit, insbesondere die altorphische Kultur und ihre eschatologischen Lehren; 3. den Inhalt orphisch-pythagoreischer Hadesbücher, wobei u. a. über eschatologische Lehren und Mythen bei Empedokles, Pindar und Platon gehandelt wird; 4. Sünden und Strafen im Hades; 5. die jüdische Apokalyptik. Wie schon diese Inhaltsangabe erkennen läßt, beschäftigt sich das Buch vielfach auch mit der vorsokratischen Philosophie. S. 74, 5 behauptet D., daß vor dem 6. Jahrhundert keine orphische Litteratur nachzuweisen sei. Auch sei die Einwirkung einer solchen auf die alten Philosophen ganz problematisch. Die Erwähnung des Orpheus bei Heraklit sei nichts als eine Konjektur Cobets. Bei der Art unserer Zeugnisse sei Entlehnung der Orphiker aus Heraklit viel wahrscheinlicher. — S. 84 ff.: Der pythagoreische Bund bezweckte ursprünglich in der Hauptsache nur Rettung der Seelen, Befreiung aus diesem Leibe und Bewahrung vor den Strafen des Jenseits. Dies ergiebt sich aus den drei in den Gräbern zu Thurioi gefundenen Goldtäfelchen, die offenbar einen pythagoreisch-orphischen Hymnos enthalten (vgl. Dieterich de hymnis Orphicis, Marburg 1891, S. 30 ff.). Hier steht die Seelenwanderungslehre im Mittelpunkte. S. 108 f. weist Verf. auf die Übereinstimmung der hauptsächlichsten Lehren dieser Täfelchen mit Empedokles hin, dessen Zusammenhang mit der orphisch-pythagoreischen Mysterienlehre nicht bezweifelt werden kann. S. 109 ff. wird dargelegt, daß die wenigen, uns erhaltenen eschatologischen Stellen bei Empedokles und Pindar zu Platons Angaben bis ins kleinste stimmen; ὧραι z. B. bezeichnet bei Emp. die Jahreszeiten, deren es in vorattischer Zeit stets nur drei gab; 30 000 Horen sind also bei ihm gleich 10 000 Jahren wie bei Platon. — S. 125 ff.: Wie Platon, so müssen auch Emped. und Pindar ein Buch über eine Hadesfahrt vor Augen gehabt haben; auch die Verse der unteritalischen Täfelchen sind Trümmer eines solchen. Neben der Hadesfahrt des Orpheus gab es früher eine Hadesfahrt des Pythagoras, die Herakleides Pont. und Hieronymos von Rhodos benutzt haben. Herakleides' Buch περὶ τῶν καθ' Ἅιδου enthielt vermutlich ebenso wie ähnliche Schriften des Protagoras, Demokrit und Antisthenes eine Bekämpfung oder Ver-

Digitized by Google

spottung der Hadesmythologie (?). Eine Hadesfahrt Epicharms hat Ennius übersetzt. Auch Vergil hat direkt aus einer orphisch-pythagoreischen Katabasis geschöpft. — S. 207: Gegen die brutalen Vergeltungslehren der Pythagoreer protestiert Protagoras in Platons Prot. 324 B.

Dümmler nimmt mit O. Kern an, daß Empedokles seine vier Elemente bereits in der orphischen Theogonie vorgefunden habe. Da diese vier Elemente nur eine einfache Summierung der einzelnen ἀρχαί der Monisten waren, so lag dieser Schritt, wie D. meint, für den Orphiker, der nicht Monist war, sehr nahe. Dagegen ist einzuwenden, daß die ältesten Philosophen nur Wasser, Luft oder Feuer als Prinzipien setzten, die Erde dagegen nirgends eine solche Verwendung gefunden hat; von einer einfachen Summierung kann also keine Rede sein. In dem orphischen Fr. 123 Ab., in dem die vier Elemente vorkommen, erblickt D. auch sonst noch unzweifelhafte Kriterien der Altertümlichkeit. Die Schilderung des Zeus nach Verschlingung des Phanes ist die Beschreibung eines der anaximandrischen Rückkehr ins ἄπειρον oder (?) dem heraklitischen Weltbrand oder (?) dem Sphairos des Empedokles entsprechenden Weltzustandes, nur in mythologischer Umhüllung: die Teile der sichtbaren Welt sind Glieder des vielgestaltigen Zeus. Eine so phantastische Konzeption ist in hellenistischer Zeit unbegreiflich; sie gehört vielmehr der Entstehungszeit des philosophischen Pantheismus an, der sich bei den Milesiern vorbereitet und bei Heraklit vollzieht; sie bildet eine Reaktion gegen diese Denkweise, ein Kompromiß zwischen Hylozoismus und Volksreligion. Direkt gegen diese Darstellung des Zeus richtet sich, wie das nachdrückliche anaphorische οὗλος zeigt, Xenophanes fr. 2 K. Während bei den Orphikern die einzelnen Sinne und Seelenvermögen auf verschiedene Glieder verteilt waren, ist der Gott des Xenoph. der runde Kosmos ohne menschliche Glieder, überall gleich göttlich. Doch bleibt Xenoph. noch in den Banden seines Vorgängers befangen, indem er seinem unpersönlichen Gotte menschliche Sinne, wenn auch ohne die dazu gehörigen Organe, läßt. In der Polemik gegen den anthropomorphen Kosmos schließt sich dem Xenoph. Empedokles v. 344 ff. an; aber er thut einen beträchtlichen Schritt über jenen hinaus: sein Gott hat keine Sinne mehr; er ist eine ἱερὰ φρήν, die mit schnellen Gedanken die ganze Welt durcheilt. In diesen Versen liegt, mag sie auch Emp. von einem bestimmten Gotte wie Apollon gesagt haben, doch eine entschiedene Verwerfung der anthropopathischen wie der polytheistischen (?) Vorstellungen. Emp. spricht hier sowohl monotheistisch nach Art des Xenophanes als pantheistisch nach Art Heraklits. [Aber Xenophanes' Weltanschauung war nicht minder pantheistisch als die Heraklits.] So vollzieht sich ein allmähliches Fortschreiten

Digitized by Google

in der Entmenschlichung und Entstofflichung des Gottesbegriffes. Jene ist bei Heraklit bereits vollzogen, diese geht langsamer vor sich. Die ἱερὰ φρήν des Emp., die D. mit der Φιλότης gleichsetzt (?), ist in der Periode des Sphairos in schwer auszudeutender Weise mit dem Stoffgemenge verbunden. Anaxagoras macht endlich den vom Stoff getrennten Νοῦς zum Weltordner, aber nicht ohne Unklarheit zu vermeiden. Daß der Νοῦς den Dingen beigemischt ist, erinnert an die Φιλότης des Emp., seine weltordnende Thätigkeit an den orphischen Demiurgos. Der orphische Versuch, zwischen Pantheismus und Volksglauben zu vermitteln, fällt hiernach spätestens ins 6. Jahrhundert. — Diese Konstruktion Dümmlers hat wie viele Hypothesen dieses scharfsinnigen und geistvollen Gelehrten (vgl. Ber. I 273 f.) auf den ersten Blick etwas sehr Bestechendes; geht man aber der Sache auf den Grund, so zerfließt sie zu einem Luftgebilde. Die Deutung der ἱερὰ φρήν des Emp. ist haltlos; sie geht von der willkürlichen Voraussetzung aus, daß Empedokles' Theologie im engen Zusammenhange mit seiner Physik stand (s. Zeller 875 ff. und das oben zu Rhodes Psyche Bemerkte). Vor allem aber leidet seine ganze Argumentation an der petitio principii, daß die orphischen Fragmente in ihrer überlieferten Fassung durchweg älteren Ursprungs seien.

In dem Werke von Maaß werden die in unsern Bericht fallenden Fragen an mehreren Stellen erörtert. Die gegen Rohdes Psyche 471, 2 gerichtete Deutung des ἄτης λειμών bei Emp. haben wir bereits oben erwähnt. S. 162 ff. sucht M. nachzuweisen, daß in der ursprünglichen Fassung der orphischen Lehre Dionysos keinen Platz hatte, daß vielmehr orphische und dionysische Religion im scharfen Gegensatze standen. Zur Begründung seiner Ansicht giebt er dem gegen sie sprechenden Zeugnis Herodots (II 81) eine eigentümliche Deutung, die Rohde Psyche II² 107, 1 (s. o.) mit triftigen Gründen zurückgewiesen hat. Damit verliert m. E. diese Auffassung ihre wichtigste Stütze; zugleich aber auch das, was M. im Anschluß daran über die Stellung der Pythagoreer und Heraklits zu jenen beiden Kulten bemerkt. Für die Annahme, daß die Pythagoreer, deren Zusammenhang mit der alten Orphik ja so ziemlich feststeht (vgl. O. Kern „die böotischen Kabiren" Hermes 29 S. 8), die Dienste des Dionysos und der großen Göttermutter verabscheuten, bleibt jetzt nur noch das späte Zeugnis des Phintis bei Stob. III 61a H. Man kann ja zugeben, daß die bei ihnen vorherrschenden Begriffe der Harmonie und des Maßes mit dem orgiastischen Dionysoskult in Widerspruch stehen; aber die Verehrung des Dionysos hatte an manchen Stätten in Griechenland, so besonders in Eleusis, auch reinere und mildere Züge, und Dionysos hat doch auch in der orphischen Theogonie eine bedeutsame Rolle gespielt. Orphisches und Bakchisches sind eben

Digitized by Google

frühzeitig mit einander verschmolzen. Jedenfalls fehlt jede Beglaubigung dafür, daß die Pythagoreer nur das eine aufgenommen, das andere aber bekämpft hätten. Daß auf der andern Seite Heraklit ein Verächter des Dionysoskultes war, ist nicht zu bezweifeln; wenn aber M. hinzufügt, er habe Orphisches nicht verschmäht, so ist er dafür den Beweis schuldig geblieben. Wir werden vielmehr in ihm im Gegensatze zu Pythagoras einen entschiedenen Gegner gleichermaßen der orphischen wie der dionysischen Religionsgebräuche sehen dürfen. Damit ist nicht ausgeschlossen, daß er an gewisse einen mehr philosophischen Charakter tragende Vorstellungen der orphischen Gedichte, soweit ihm solche vorlagen, angeknüpft hat, wie dies M. mit andern für Fr. 29 annimmt. Vgl. auch O. Kern Hermes 29 S. 5 ff., wo der Gedanke, den König der Götter ein spielendes Kind zu nennen (Herakl. fr. 79), auf orphischen Ursprung zurückgeführt wird. Aber an eine tiefere Einwirkung der Orphik auf Heraklit ist schon deshalb nicht zu denken, weil ihm die Metempsychose völlig fremd ist. Dagegen ist eine nähere Beziehung des Emped. zur orphischen Litteratur wahrscheinlich, und M. hat vielleicht nicht unrecht, wenn er die „Katharmen" geradezu als ein orphisches Gedicht bezeichnet. — S. 217 ff., 1 findet M. das älteste Zeugnis für die Verbreitung der Orphiker über das ionische Kulturgebiet bei Xenophanes fr. 27 K. (= 10 Hiller), wo die Beziehung auf die dionysischen Mysterien durch den Ausdruck βάκχοι gesichert sei. Diese Bemerkung steht im Widerspruche zu der scharfen Unterscheidung des Verf. zwischen orphischem und dionysischem Kultus. Ebendort wird erwähnt, daß Freudenthal im Jahresber. des jüdisch-theologischen Seminars, Breslau 1886 S. 1 ff. (die Schrift ist mir nicht zugänglich gewesen) über Beziehungen zwischen der Theologie des Xenophanes und der orphischen Religion auf grund von Platon Soph. 242 D eine sonderbare Vermutung aufgestellt hat, die M. wohl mit Recht zurückweist.

*161. Lenormant, La cosmogonie de Phérécyde de Syros. Acad. des Inscr. 24 mars 1880. S. Revue crit. 1880 S. 284.

162. H. Diels, Zu Pherekydes von Syros. Arch. f. G. d. Ph. I (1887) S. 11—15.

163. Chiappelli, Sulla Teogonia di Ferecide di Syros. Rendiconti della R. Accad. dei Lincei, ser. IV, vol. V, 1. sem. Roma 1889 S. 130—242.

*164. Σπηλιωτόπουλος, Περὶ Φερεκύδου τοῦ Συρίου καὶ τῆς θεογονίας αὐτοῦ. Ἐν Ἀθήναις 1890. 73 S. 8. Auch deutsch erschienen unter dem Titel: Spiliotapulos, Über Pherekydes den Syrer und seine Theogonie. Dissert. Erlangen 1891.

Digitized by Google

165. H. Diels, Zur Pentemychos des Pherekydes. S.-B. d. Berl. Ak. d. W. XI (1897) S. 144—156.

166. H. Weil, Un nouveau fragment de Phérécyde de Syros. Rev. des études grecques X (1897) S. 1—9.

In No. 162 bespricht Diels eine bei Laert. I 119 aufbewahrte Stelle aus der Πεντέμυχος und verbessert den Wortlaut der Vulgata nach der Überlieferung der besten Handschriften so: Χθονίη δὲ ὄνομα ἐγένετο Γῆ, ἐπειδὴ αὐτῇ Ζὰς (vulgo Ζεὺς) <γῆν>γέρας διδοῖ. Wir haben hier keine phantastische Namenspielerei, wie man früher geglaubt hat, sondern eine nüchterne physikalische Spekulation in mythischer Einkleidung, die sich auf die alte, bereits bei Homer O 187 ff. ausgebildete Vorstellung von der Verteilung der Welt unter die obersten Gottheiten stützt. Daß Ph. unter dem Einflusse der gleichzeitigen Physik stand, beweist der bei Laert. vorhergehende Satz: Ζὰς μὲν καὶ Χρόνος ἦσαν ἀεὶ καὶ Χθονίη (so verbessert D. im Anschluß an H. Weil).*) Hierbei hat man aber nicht an Thales, sondern an Anaximander zu denken. Auf diesen weist, abgesehen von den immerhin unsicheren Ansätzen der Chronographen (die Akme des Ph. um 540), die Vergleichung der Erde mit einem geflügelten Baum, über dem Zeus sein buntes, mit dem Lande und dem Meere besticktes Gewand ausbreitet; denn A. hat die Erde zuerst freischwebend in den Mittelpunkt des Sphärensystems gesetzt und ihr die Gestalt einer cylinderförmigen Säule [richtiger: einer Trommel] gegeben. Durch Anaximanders Vorgang ist Ph. vermutlich auch bewogen worden, seine kosmologischen Gedanken nicht in der hergebrachten poetischen Form, sondern in Prosa vorzutragen. Vgl. meine Besprechung B. Ph. Wschr. 1888, 755 f., in der ich die Herstellung und Erklärung der Diogenesstelle als sicher, die Vermutung der Abhängigkeit des Ph. von A. dagegen als nicht ganz zweifellos bezeichnet habe.

O. Kern hat im 3. Kap. seines unter No. 153 besprochenen Buches zunächst die Fragmente des Ph., 12 an Zahl, gesammelt. In der darauf folgenden Erörterung pflichtet er der Ansicht von Diels bei, daß Pherekydes' Πεντέμυχος (so lautete der Titel, nicht ἑπτάμυχος wie bei Suidas) nach Anaximanders Schrift περὶ φύσεως verfaßt worden sei: Zeus bedeute bei Ph. den Äther, nicht die Sonne. Zeus als Eros und als welterzeugende, alles bildende Kraft hat sein Gegenstück bei Hesiod theog. 120 ff. und in der Lehre der Orphiker. Zu dem φᾶρος bei Ph. vergleicht K. das Gewebe der Proserpina bei den Orphikern und den

*) D. bezieht sich hier wahrscheinlich auf einen kurzen Beitrag zu Ph., den Weil in der Rev. de philol II (1878) S. 84 veröffentlicht hat und den ich auch bei Kern citiert gefunden habe.

Digitized by Google

Titel eines orphischen Gedichtes Πέπλος; zu dem Χρόνος (nicht Κρόνος), der alle Elemente aus dem Samen des Zeus (in dem Berichte des Damaskios ist nach K. statt ἐκ τοῦ γόνου ἑαυτοῦ zu lesen: αὐτοῦ scil. Διός) erzeugt, Orph. 53 Ab. Der Kampf des Chronos mit Ophioneus kann nicht auf einen Kampf des Zeus mit den Titanen gedeutet werden, da es Götter vor Zeus bei Ph. nicht gab. Mit der Χθονίη, die sich bei Empedokles v. 393 und bei Musaios wiederfindet, ist Demeter gemeint. Die Darstellung des Ph. wird S. 102 kurz so zusammengefaßt: Zeus, Chronos und Chthonie sind die Prinzipien aller Dinge. Aus dem Samen des in Eros verwandelten Zeus bildet Chronos Feuer, Wind und Wasser; nach Besiegung des Ophioneus wird Chronos von Zeus mit einem Kranze geschmückt, der Chthonie aber giebt Zeus die Erde, weshalb sie selbst Erde (Γῆ) genannt wird. Für die schwierige Deutung der fünf Schlüfte ist nach K. teilweise Aischylos' Prometheus zu benutzen, wenn auch Bergk Littgesch. II 426 zu weit geht, der den Hauptinhalt der Theologie des Ph. bei jenem wiederfindet. Bei dem fünften μυχός, der die Luft (πνεῦμα = ἀέρα) umfaßt zu haben scheint, hat vielleicht die Lehre des Anaximenes auf Ph. eingewirkt (?).

Einen anderen Standpunkt nimmt Chiappelli ein. Er hält die Ansicht von Diels, daß sich Ph. an Anaximander angeschlossen habe, für wenig wahrscheinlich. Indem er die Berührungspunkte zwischen der Kosmologie des Ph. und der orphischen und hesiodischen Theogonie untersucht, bestimmt er auf diesem Wege die einzelnen Momente des kosmologischen Prozesses bei Ph. sowie seine Beziehungen zu der Weltauffassung des Thales und zu gewissen Annahmen der älteren Pythagoreer. Vgl. die Selbstanzeige Arch. V, 452 f. Auf die einzelnen Aufstellungen kann ich hier nicht eingehen; sie sind meist hübsch ersonnen, aber sehr zweifelhaft.

Die Abhandlung von Spiliotopulos fördert nach Wellmann (Arch. V S. 93) nichts Neues von Bedeutung zu Tage.

Die zweite Abhandlung von Diels ist ebenso wie die von Weil durch folgende Publikation veranlaßt worden: Greek Papyri. Ser. II. New classical fragments and other greek and latin Papyri ed. by R. Grenfell and A. Hunt. Oxford 1897, in der unter anderen wertvollen Funden auch ein in einem handgroßen Stücke des 3. oder 4. Jahrhunderts gefundes Bruchstück der Pentemychos mitgeteilt wird. Diels stellt den von ihm ergänzten Text voran. Die Echtheit des Bruchstückes wird nicht nur durch Fr. 4 Kern festgestellt, sondern auch durch den in ihm herrschenden Märchenton der alten Novelle und den ursprünglichen Hauch ältester ionischer Prosa, den wir hier verspüren, sicher verbürgt. Offenbar wird uns ein ἱερὸς γάμος geschildert; aber wer sind die Hauptpersonen? Diels weist nach, daß man nicht mit Grenfell, der

Digitized by Google

fälschlich den in Wahrheit aus der Theogonie des Atheners Pherekydes stammenden Bericht des Eratosthenes zum Ausgangspunkt nimmt, an den argivischen γάμος des Zeus und der Hera denken darf. Die Erde, die nach Fr. 1 K. Ζᾶς (so accentuiert jetzt D. im Anschluß an Kretschmer bei Kern de theog. 93) der Χθονίη als γέρας verehrt, ist identisch mit dem die Erde darstellenden φᾶρος, das in dem neuen Bruchstück Zeus der Χθονίη (so ist ohne Zweifel der ausgefallene Name der νύμφη zu ergänzen) überreicht. Auch über dieses Pharos erhalten wir nun die richtige Aufklärung. Während man früher annehmen mußte, Zas schaffe mit dem Gewand auch sofort die darauf dargestellte Γῆ, und die Eiche bilde das Erdgerüste, über das die bunte Oberfläche der Erde wie ein Gewand gezogen sei, haben wir jetzt statt eines grotesken Schöpfungsaktes eine zierliche Hochzeitsfeier, die nur andeutend auf die Kosmologie hinweist. Man hat bei dem Pharos an den der Athene bei den Panathenäen dargebrachten, am Maste des heiligen Schiffes aufgespannten Peplos zu denken. Für die Beflügelung der Eiche (ὑπόπτερος δρῦς) weiß D. auch jetzt noch keine andere Erklärung, als daß die Erde damit nach Anaximanders Vorgange als im Weltenraum frei schwebend aufgefaßt werden soll. Der das Geschenk überreichende Gatte aber ist Zeus, der das Gewand mit dem Erdbilde der jungen Gattin als Morgengabe darbringt, nicht Χρόνος und noch weniger Κρόνος, wie Zeller bei Ph. statt Χρόνος liest. In dem Berichte des Damaskios, Chronos habe aus dem Samen des Zeus (D. liest mit Kern αὐτοῦ, s. o.) Feuer, Luft und Wasser erzeugt, steckt ein ungewöhnlicher Zeugungsakt, keine regelrechte Geburt. Die fünf Schlünde beziehen sich auf die fünf elementaren Urprinzipien; Zas und Chthonie stellen ihre beiden Pole, Äther und Erde, dar; zwischen ihnen stehen die drei aus dem γόνος hervorgegangenen Elemente. Zas und Chthonie sind ewige Potenzen, die drei anderen fallen in die Sphäre des Chronos, d. i. der zeitlichen Entstehung. Mit der geheimnisvollen Zeugung der ephemeren Elemente aus dem Samen des Zeus vergleicht D. Anaximanders ἔκκρισις des θερμόν und ψυχρόν aus dem ἄπειρον, die dieser nach Dox. 579, 13 auch als γόνος (vgl. den Ausdruck γόνιμον) aufgefaßt zu haben scheint. Auch die Rolle, die der die Erde umfließende Okeanos bei Ph. spielt, erinnert an das πρῶτον ὑγρόν bei A. Ph. muß sich über die Bedeutung des Urwassers, vielleicht mit deutlicher Polemik gegen Thales, ausgelassen haben; nur so erklärt sich, weshalb ihn Aristoteles bei Laert. II 46 einen Nebenbuhler des Thales nennt. Da der ἱερὸς γάμος in späteren Kapiteln erzählt wird, so kann er sich nicht auf die elementaren Vorgänge der Weltschöpfung beziehen; das heilige Beilager kann keinen anderen Sinn haben als die Schöpfung von Berg und Thal, Wald und Flur und die Bevölkerung der Erde mit Geschöpfen aus der

Digitized by Google

Vereinigung des Himmels und der Erde. Schließlich bemerkt D., daß das Bruchstück nicht in die Anfänge der ionischen Prosa gesetzt werden dürfe; man müsse es in die zweite Hälfte des 6. Jahrhunderts rücken und es, wie D. schon früher annahm, als einen Versuch auffassen, den modernen Inhalt der ionischen Physik und die moderne Form der ionischen Prosa mit dem mythischen Inhalte und der poetischen Form der bisherigen kosmologischen Dichtung zu vereinigen.

Zu einem wesentlich anderen Ergebnisse wird Weil, dessen Abhandlung, abgesehen von einer Nachschrift, ohne Kenntnis der Dielsschen geschrieben ist, durch die Betrachtung des Grenfellschen Fundes geführt. Er sieht mit Grenfell in der Erzählung des Bruchstückes die Hochzeit des Zeus und der Hera und erklärt auch in der Nachschrift, er sei durch Diels nicht überzeugt worden, daß es sich um Zeus und Chthonie handele. Daß sich unter den Stickereien auf dem Pharos auch, wie wir bei Clem. Al. lesen und wie Diels in unserem Bruchstücke ergänzt, τὰ Ὠγῆνοῦ (= Ὠκεανοῦ) δώματα befunden haben, hält er für unwahrscheinlich; er möchte bei Clem. δάσματα (= διαμερίσματα nach Hesychios) verbessern und versteht darunter den Acheloos und die anderen aus dem Okeanos entspringenden Flüsse (?). Dagegen trifft er darin mit Diels zusammen, daß er bei dem Gewande an den Peplos der Athene denkt. — Für den unbefangenen Beurteiler kann es keinem Zweifel unterliegen, daß in den strittigen Punkten Diels, nicht Weil das Richtige getroffen hat. Auch für den Zusammenhang zwischen Ph. und Anaximander hat D. jetzt auf grund des Grenfellschen Fundes neue, sehr beachtenswerte Argumente beigebracht. Doch scheint mir J. Bidez in der Rezension der Dielsschen Abhandlung Rev. crit. 43 (1897), 501 ff. doch zu weit zu gehen, wenn er auch in diesem Punkte D. unbedingt zustimmt. Eine solche Gewißheit ist in so schwierigen Fragen, wie die nach den gegenseitigen inneren Beziehungen der ältesten Denker ist, bei der Dürftigkeit des uns zu Gebote stehenden Materials und damit der Vergleichungspunkte denn doch nicht zu erreichen.

II. Besonderer Teil.

Die einzelnen Schulen und Philosophen.

A. Die milesische Schule.

1. Thales.

167. H. Diels, Thales ein Semite? Arch. f. G. d. Ph. II (1889) S. 165—170.

168. O. Immisch, Zu Thales' Abkunft. Arch. II (1889) S. 515.

Digitized by Google

169. Ed. Meyer, Herodot über die Ionier. Philol. 48 (1889) S. 268 ff.

*170. P. Tannery, Thalès de Milet, ce qu'il a emprunté de l'Égypte. (Extr. de la Rev. philos. Mars 1880.) 20 S. gr. 8.

171. A. Döring, Thales. Zschr. f. Philos. 109 (1896) S. 179—195.

172. H. Diels, Seneca und Lucan. Abh. d. Berl. Ak. d. W. 1885. Berlin 1886.

173. E. Thomas, Über Bruchstücke der griechischen Philosophie bei dem Philosophen L. Annaeus Seneca. Arch. IV (1891) S. 557—573.

Diels (No. 167) widerlegt die Ansicht P. Schusters, der in den Acta soc. phil. Lips. IV (1875) S. 328 ff. in dem bei Laertios stehenden Namen des Vaters des Thales Ἐξαμυούλου eine phönikische, an Samuel anklingende Form erblickt hatte, durch den Hinweis auf die gute handschriftliche Überlieferung Ἐξαμίου und zeigt, daß dies eine karische Bildung ist. Da somit Thales' Vater einen karischen Namen hatte, die Karier aber durch die neuere Sprachforschung als ein arischer Stamm erkannt sind und überdies die karische Kultur früh und vollständig in der griechischen untergegangen ist, so kann von einer semitischen Abkunft des Thales trotz Herodot I 170 keine Rede mehr sein. Herodot mochte diese Genealogie für wahrscheinlich halten, weil das Geschlecht des Thales, die Theliden, seit alter Zeit mit den Kadmeern in Verbindung gesetzt wurden, die Herodot selbst (I 146) in Ionien einwandern läßt. Auch schien den Zeitgenossen die übernatürliche Weisheit des Thales nur aus dem Orient stammen zu können. Eine Herabsetzung des Thales beabsichtigte Herodot mit seiner Notiz sicher nicht. — Zur weiteren Bekräftigung dieser Argumentation dient eine von Immisch (No. 168) angeführte Stelle des Athenäus 174 f.: εἰ μὴ ἄρα καὶ ἡ Καρία Φοινίκη ἐκαλεῖτο, ὡς παρὰ Κορίννῃ καὶ Βακχυλίδῃ ἔστιν εὑρεῖν, aus der sich schließen läßt, daß die aus Böotien kommenden Ansiedler in Karien ihre heimischen kadmeischen Erinnerungen an den neugewonnenen karischen Boden anknüpften. — Auch E. Meyer stimmt Diels im wesentlichen bei; nur sucht ihm dieser in Herodots Angabe zu viel, wenn er meint, Herodot und seine Zeitgenossen hätten in Thales' Lehren orientalische Einflüsse erkannt und deshalb um so eher an seine phönikische Abstammung geglaubt. Die Angabe bei Laert. I 22: ἐπολιτογραφήθη δὲ ἐν Μιλήτῳ, ὅτε ἦλθε σὺν Νείλεῳ ἐκπεσόντι Φοινίκης muß in der Quelle des Laert. so gelautet haben: „Thales' Geschlecht stammt von einem Ahnherrn, der mit Kadmos Phönizien verlassen hatte; ein Nachkomme desselben nahm mit Neilus an der ionischen Wanderung teil und gewann das milesische Bürgerrecht." Ähnlich auch Immisch.

Digitized by Google

Die Abhandlung von Tannery habe ich nicht gelesen; ebensowenig wie seine weiterhin anzuführenden anderen Monographien über die Mehrzahl der vorsokratischen Philosophen, die Tannery in derselben Zeitschrift veröffentlicht hat. Ich durfte mir diese Mühe ersparen, da der hauptsächliche Inhalt aller dieser Abhandlungen in das zusammenfassende Werk Tannerys „Pour l'histoire de la science hellène" (vgl. Ber. I S. 254 ff.) aufgenommen worden ist. Der Vollständigkeit halber aber führe ich wenigstens ihre Titel an. In dem auf Thales bezüglichen Abschnitte des größeren Werkes wird Thales seiner philosophischen Bedeutung so gut wie völlig beraubt; wie er sich seine geometrischen und astronomischen Kenntnisse aus Ägypten geholt hat, so steht er auch mit seiner Kosmologie auf dem Boden der damals in Ägypten herrschenden Anschauungen. Das ist im Grunde nichts als eine neue, aber kaum verbesserte Auflage der alten Methode der Röth und Gladisch. Daß das so gewonnene Weltbild des Thales mit dem, was uns über diesen als glaubhaft überliefert wird, durchaus nicht in Einklang zu bringen ist, hat Zeller 195, 3 gezeigt.

Aus diesen Höhen luftiger Hypothesen führt uns Döring auf den festen Boden nüchterner und besonnener Prüfung der Tradition zurück. Er will nachweisen, daß Th. kein krasser Materialist, sondern Hylozoist oder besser Hylopsychist ist, indem er nicht das Wasser schlechthin zum Prinzip gemacht, sondern es als beseelt, als Träger aller Kräfte des Werdens in der unorganischen wie in der organischen Welt aufgefaßt hat. Die Quelle für die materialistische Deutung dieses Prinzips sucht D. in der Schrift des Hippon, der unzweifelhaft Materialist war, da er die Seele geradezu für Wasser erklärte. Hippon hat wahrscheinlich den Schein zu erwecken gesucht, als ob seine Lehrsätze und Argumente bereits von Th. selbst aufgestellt worden seien, und es ist ihm dies auch bei Theophrast gelungen, der Th. und Hippon als gleichwertig zusammenstellt und ihnen beiden vier Beweise beilegt. Da drei dieser Beweise von Aristoteles, wenn auch nur mit einem ἴσως und λέγεται, auf Th. zurückgeführt werden und einer von ihnen, der vom Samen, nach demselben Aristoteles auf Hippon zurückgeht, so hat vermutlich auch Aristoteles diese drei dem Hippon entlehnt, der sie als von Th. stammend angeführt hatte. Nur war Aristoteles kritischer als Theophrast. Daß die Angabe Theophrasts nicht aus Aristoteles, sondern direkt aus Hippon geschöpft war, beweist der Umstand, daß bei Theophr. auch der vierte von Aristoteles nicht angeführte Beweis vom Absterben des Austrocknenden, der auch in Menons Iatrica dem Hippon beigelegt wird (s. Ber. I 177), hinzugefügt ist. Es finden sich aber bei Aristoteles auch Spuren einer andern, mit der materialistischen Auffassung der Lehre im Widerspruch stehenden Überlieferung; s. de an. I 5, 411a 7

Digitized by Google

(πάντα πλήρη θεῶν) und ebd. 2, 405a 19 (Beseeltheit des Magneten). Vgl. zu der zweiten Stelle die ausführlichere, von Aristoteles unabhängige Mitteilung bei Laert. I 24, wo aus der Äußerung des Th. nicht, wie bei Aristoteles, die bewegende Kraft der Seele, sondern die Beseeltheit des Unbeseelten gefolgert wird. Für das Vorhandensein einer hylopsychischen Auffassung spricht auch, daß für Thales' Nachfolger eine dem Stoffe selbst innewohnende Bewegungs- und Umwandlungstendenz hinreichend bezeugt ist. [Aber das beweist doch nicht notwendig, daß auch ihr Vorgänger Thales schon diese Auffassung gehabt hat.] Die Zeugnisse der Späteren teilt D. in vier Gruppen und erörtert das Verhältnis jeder einzelnen zu Aristoteles und Theophrast. Am wichtigsten sind die Nachrichten des Aëtios. Die Fassung der Gründe für das Wasser als Urstoff, die wir bei ihm (I 3, 1, Doxogr. 276) finden, besonders das sogenannte Wasserziehen der Sonne, stammt wahrscheinlich aus Hippon, aber nicht durch Theophrasts Vermittelung; dadurch wird eine neue Quelle für die Lehre Hippons eröffnet. Neue Spuren der hylopsychistischen Überlieferung bieten auch die Angaben des Aëtios über die Beseeltheit der Pflanzen und die Erwähnung des Bernsteins bei Laertios. — Der hauptsächliche Wert dieser Arbeit besteht darin, daß die Zeugnisse schärfer als bisher geschieden und für die Lehre Hippons neue Anhaltspunkte gewonnen werden, während über die Lehre des Thales kaum etwas Neues zu Tage gefördert wird. Ein Irrtum ist es, wenn D. den hypothetischen Charakter der Mitteilung über den Magneten in der zweiten der beiden Stellen aus Aristot. d. an. bestreitet, da ἔοικε sich dort nicht auf den Ausspruch des Th. selbst, sondern auf die Deutung dieses Ausspruches beziehe. Er hat dabei die Wendungen ἐξ ὧν ἀπομνημονεύουσι und εἴπερ — ἔρῃ übersehen. Eine wichtige Frage hat D. nicht berührt: Woher mag wohl Aristoteles die psychologischen Aussprüche des Th. haben? etwa auch aus Hippon?

Die beiden Abhandlungen No. 172 und 173 gehören insofern hierher, als sie sich auf die bei Seneca nat. quaest. IV 2, 17 ff. mitgeteilten Ansichten des Thales, der die Frage zuerst unter den Griechen erörtert hat, sowie des Diogenes und Anaxagoras über die Ursache der Steigungen des Nils beziehen. Diels macht es S. 8 f. wahrscheinlich, daß Seneca hier wie in großen Teilen seiner Quaestiones (s. Doxogr. 19 u. 225 ff. sowie unsern Ber. I 163) aus Poseidonios und zwar vermutlich durch Vermittelung des Asklepiodot geschöpft hat. Der Hauptzweck der Dielsschen Untersuchung ist der Nachweis, daß Lucan in der Episode über die Geheimnisse des Nils die nat. qu. seines Oheims vor Augen gehabt hat. Am Schluß werden auf grund neuer Kollationen von Handschriften der Text von Pharsal. X 294—331 und der von Seneca nat. qu. IV 1, 2 herausgegeben. — Thomas knüpft im

Digitized by Google

ersten Abschnitt seiner Abhandlung an eine Bemerkung bei Diels S. 12, 2 über Seneca IV 2, 22 an, wo die Ansicht des Th. wiedergegeben wird. Er zeigt, daß das von D beanstandete inconcessus zwar kühn, aber nicht unlateinisch ist, wenn man es im Sinne von is cui non conceditur oder concessum est auffaßt. So gewinnt er eine sehr annehmbare Erklärung der Stelle.

2. Anaximander.

174. Fr. Lütze, Über das ἄπειρον Anaximanders. Ein Beitrag zur richtigen Auffassung desselben als materialen Prinzipes. Diss. Leipzig 1878.

*175. P. Tannery, Anaximandri: l'infini, l'évolution et l'entropie. Rev. philos. Mai 1882. Vgl. Sc. hell. c. 4.

176. J. Neuhäuser, Anaximander Milesius sive vetustissima quaedam rerum universitatis conceptio restituta. Bonnae 1883.

177. P. Natorp, Über das Prinzip der Kosmologie Anaximanders. Mit Bezug auf J. Neuhäuser, Anaximander Milesius etc. Phil. Mon.-H. 70 (1884) S. 367—398.

178. G. Spicker, De dicto quodam Anaximandri philosophi disputatio. Ind. lect. Münster W. 1883/84. 6 S.

179. C. Bäumker, Vermeintliche aristotelische Zeugnisse über Anaximanders ἄπειρον. N. Jahrb. f. kl. Ph. 131 (1885) S. 827—832.

180. Th. Ziegler, Ein Wort von Anaximander. Arch. f. G. d. Ph. I (1887) S. 16—27.

*181. M. Karinski, Die Unendlichkeit bei Anaximander (russisch). Journ. d. russ. Minist. d. Volksaufkl. 1890. April S. 314—378. Mai S. 74—119. Juni S. 223—263.

*182. N. M. Butler, Anaximander on the Prolongation of Infancy in Men. A note on the history of the theory of Evolution. Class. Studies in honour of H. Drisler. New York und London 1894. S. 8—10.

183. P. Tannery, Une nouvelle hypothèse sur Anaximandre. Arch. f. G. d. Ph. VIII (1895) S. 443—448.

184. H. Diels, Über Anaximanders Kosmos. Arch. f. G. d. Ph. X (1897) S. 228—237.

Die tiefsinnige Welterklärung Anaximanders ist in der Berichtszeit Gegenstand lebhafter Erörterungen gewesen, durch die manche Einzelheiten seines Weltbildes näher bestimmt und gegenüber früheren falschen Auffassungen richtig gestellt worden sind, die Erkenntnis seines metaphysischen Prinzips aber über das, was Schleiermacher und Zeller

Digitized by Google

als wahrscheinliche Ansicht des A. hingestellt hatten, hinaus kaum gefördert worden ist.

Zunächst ist zu erwähnen, daß G. Teichmüller zu seinen 1874 erschienenen „Studien zur Geschichte der Begriffe", in denen er S. 1—70 und S. 545—588 über A. gehandelt hatte (s. Susemihl, Jahresber. II III, 1 S. 273 ff.), im 2. Hefte seiner „Neuen Studien zur Geschichte der Begriffe" 1878 (wir werden dies Werk unter Heraklit näher besprechen) im § 2 noch einige Erläuterungen hinzugefügt hat, die sich besonders auf zwei einzelne Punkte seiner früheren Ausführungen beziehen, und zwar: 1. auf seine, wie wir sehen werden, im wesentlichen das Richtige treffende Erklärung der Gestirnräder des A. und die Auffassung der ἁψίς als des mit Feuer gefüllten Radkranzes, die er gegen Angriffe von Walter und Mohr verteidigt; 2. auf seine verfehlte Konjektur ἐχίνῳ λιτῷ für κίονι λίθῳ bei Hippolyt. Dox. 559, 24, die er aufrecht erhält und noch verkehrter als früher deutet.

In der Mehrzahl der angeführten Werke über A. handelt es sich in erster Linie um die Auffassung des ἄπειρον. Die verschiedenen Ansichten, die über diese Frage aufgestellt worden sind, lassen sich mit Burnet (s. Bericht I N. 106 S. 52 ff.) auf folgende drei Hauptthesen zurückführen (eine vierte, die kaum noch irgendwelche Vertreter finden dürfte, übergehe ich). Das ἄπειρον ist: 1. eine Mischung aller Dinge (Ritter); 2. etwas zwar nicht Unkörperliches wie Aristoteles' Materie, aber Qualitätsloses oder genauer seiner Qualität nach Unbestimmtes (Schleiermacher, Zeller); 3. ein Mittleres zwischen den Elementen oder zwischen zweien der Elemente (so fast alle Kommentatoren des Aristot., von Neueren Lütze und Neuhäuser). Mit dieser Frage ist neuerdings eine zweite verknüpft worden, die nämlich, ob das ἄπειρον nach der hergebrachten Annahme als etwas seiner räumlichen Ausdehnung nach Unendliches oder mit Teichmüller und Tannery als etwas nach außen hin Begrenztes, aber in sich selbst Unbegrenztes oder, da das eine das andere nicht ausschließt, zugleich als beides aufzufassen sei.

Lütze giebt im Eingange seiner Abhandlung eine die einschlägige Litteratur fast vollständig umfassende Übersicht der historischen Entwickelung der Streitfrage von den Kommentatoren des Aristot. an bis in die neueste Zeit und geht dann zur Prüfung der in betracht kommenden Aristotelesstellen über, zunächst der Metaphysikstelle 1069^{b} 15—23. Wäre diese in ihrer überlieferten Fassung authentisch, so müßte sich A., was nach Lütze Meinung Büsgen, „Über das ἄπειρον Anaximanders", Wiesbaden 1867, nachgewiesen hat, Zeller dagegen bestreitet, den Urstoff als ein eigentliches μῖγμα vorgestellt haben. Um diese Konsequenz zu vermeiden und zugleich Aristot. von vermeintlichen Widersprüchen zu befreien, nimmt er 1069^{b} 20 eine Vertauschung der beiden Namen

Digitized by Google

Ἀναξαγόρου und Ἀναξιμάνδρου an und hält folgende Fassung für die ursprüngliche: καὶ τοῦτ' ἔστι τὸ Ἀναξιμάνδρου ἓν καὶ Ἐμπεδοκλέους μῖγμα καὶ Ἀναξαγόρου; dadurch sieht er sich genötigt, die Worte βέλτιον γὰρ ἢ ὁμοῦ πάντα als Randglosse aus dem Texte zu entfernen. Diese gewaltsame Änderung, der Natorp (No. 177) S. 371, 1 zustimmt, nur daß er die gestrichenen Worte stehen läßt und auf seltsame Weise erklärt, hat Zeller 205, 1 mit Recht unter Berufung auf Aristot. phys. I 4, 187ª 20 zurückgewiesen. Ebenso unannehmbar wie diese Textänderung ist die Erklärung der Physikstelle 187ª 12 ff. (s. Zeller 203, 2) und geradezu unbegreiflich die grammatisch völlig unmögliche Deutung der Theophraststelle (Dox. 479, 2 ff.), wo ἐκεῖνος auf Theophr. selbst, statt auf Anaxagoras oder, was grammatisch zulässig wäre, aber sachlich zu den größten Unklarheiten und Widersprüchen führen würde, auf Anaximander bezogen wird (s. Zeller 206, 2). Wenn Verf. endlich versucht, andere Stellen des Aristot. auf A. zu beziehen und so bereits dem Stagiriten die Ansicht der Kommentatoren (die zuerst von Schleiermacher hervorgehobenen Widersprüche in der Auffassung des Simplikios bemüht er sich vergebens zu beseitigen) aufzubürden, das ἄπειρον sei ein konkreter Stoff neben oder zwischen den bekannten Elementen, so ist auch dieser Versuch in der Hauptsache als mißglückt zu bezeichnen (s. Zeller 210 ff.). Allerdings muß man zugeben, daß an einzelnen dieser Stellen unzweifelhaft, an anderen und gerade an solchen, wo auch von einem μεταξύ oder μέσον die Rede ist, z. B. de gen. c. 5 in., wahrscheinlich zugleich auf A. hingedeutet wird; aber an keiner dieser Stellen ist man gezwungen, eben jene Lehre von μεταξύ auf diesen Philosophen zu beziehen und so Aristot. mit sich selbst und mit Theophrast in offenbaren Widerspruch zu setzen (s. Zeller I 213 ff.) oder gar, was uns L. zumutet, zu glauben, Aristot. habe das ἄπειρον bald als ein zwischen Luft und Feuer, bald als ein zwischen Wasser und Luft, bald als ein zwischen Wasser und Feuer in der Mitte Stehendes bezeichnet. Bei einer so verkehrten Behandlung der Zeugnisse muß man von vornherein das Endergebnis der Untersuchung mit dem größten Mißtrauen betrachten. L. faßt es am Schlusse dahin zusammen: das ἄπειρον des A. ist ein reales, materiales Eins, das sich ihm in formaler Hinsicht als eine unendliche einförmige Masse darstellte und das er in materieller Hinsicht als eine Art Mittleres zwischen Wasser und Luft sich vorgestellt haben mag (?), aus welchem das Wasser selbst, sei es durch Verdichtung (?) oder Ausscheidung, entstanden ist. Sonderlich klar und bestimmt ist das nicht ausgedrückt. Auch befindet sich Verf. im Irrtum, wenn er es für möglich hält, daß A. die Gegensätze aus seinem Prinzip durch Verdichtung und Verdünnung habe hervorgehen lassen; denn nichts ist durch Aristot. sicherer

Digitized by Google

bezeugt, als daß nach A. dies nur auf dem Wege der Ausscheidung geschah. — Vgl. die Rezension von Diels Jen. L.-Z. 1878, 406 ff.

Die Arbeit von Neuhäuser kommt ungefähr auf dasselbe Ergebnis hinaus, wie die Lützes, ist aber dadurch wertvoller, daß sie die sämtlichen Zeugnisse des Aristot. und seiner Ausleger und zwar viel gründlicher und scharfsinniger behandelt. Schade nur, daß seine Gründlichkeit in „scholastischen Formalismus und ermüdende Weitschweifigkeit der Darstellung" (Zeller), sein Scharfsinn oft in Haarspalterei ausartet. Im merkwürdigen Gegensatz zu seiner sonstigen Genauigkeit steht, wie schon Zeller in seiner Besprechung D. L.-Z. IV 1499 ff. bemerkt hat, daß er mehrere wichtige Schriften Neuerer nicht berücksichtigt und von Zellers großem Werke nur die dritte Auflage, nicht die damals längst erschienene vierte, benutzt hat. Noch auffälliger ist, daß er weder die Doxographi von Diels noch den 1. Teil von dessen Ausgabe des Simplic. ad phys. nennt, während er doch an verschiedenen Stellen eine Bekanntschaft mit beiden Werken deutlich verrät, ja S. 363 ff. Diels' ingeniöse Erklärung des αὐλὸς πρηστῆρος (s. Ber. I 164 f.) als eigene Erfindung vorträgt. — Daß Neuhäusers Ausführungen über das ἄπειρον verfehlt sind, hat Zeller a. a. O. und an mehreren Stellen seiner Phil. d. Gr. überzeugend nachgewiesen. Gleich im Anfange seiner Untersuchung bemüht er sich vergeblich zu bestreiten, daß nach Simplikios A. sein ἄπειρον ἀρχή genannt habe, und ihm den doch wahrscheinlich erst von Aristot. gebrauchten Ausdruck ὑποκείμενο unterzuschieben, wie er denn auch dem A. eine dialektische Gewandtheit zutraut, die wir bei einem so altertümlichen Philosophen noc nicht suchen dürfen. Er bestimmt dann das ἄπειρον als ein räumlich Unbegrenztes und als einen einfachen Körper, der also keine Mischung darstellt. So weit steht er durchaus im Einklange mit Schleiermacher und Zeller, die außer den genannten Eigenschaften dem ἄπειρον keine bestimmte zuschreiben. Im weiteren Verlaufe der Untersuchung aber stellt er sich ganz auf die Seite Lützes, indem er wie dieser dem Aristot. die unerweisliche Ansicht beilegt, daß das ἄπειρον ein von den Elementen Verschiedenes, neben oder zwischen ihnen Stehendes sei (als Hauptbeweis dient ihm die Stelle Aristot. Phys. 187a 12, die er sich mit einem großen Aufwand von Scharfsinn zurechtlegt); ja er geht noch einen Schritt weiter und führt eben diese Ansicht in der Form, wie sie uns bei Simpl. und Philoponos entgegentritt, auf Theophrast zurück, von dem doch ganz sicher die Bestimmung des ἄπειρον als einer ἀόριστος φύσις überliefert ist. Daß das Prinzip des A. seine besonderen und zwar sinnlich wahrnehmbaren Eigenschaften besessen habe, folgert er auch aus gewissen bei Aristot. von ihm gebrauchten Ausdrücken wie σῶμα αἰσθητόν und χωριστόν, die in ihrer Allgemeinheit gar nichts be-

Digitized by Google

weisen. Näher bezeichnet er es dann als ein Mittleres zwischen den zwei Elementen des A., die sich zu den vier Elementen des Aristot. so verhalten, daß sie ebensogut mit der Luft und dem Feuer wie mit der Luft und dem Wasser verglichen werden können. Er setzt somit die beiden Gegensätze des Warmen und Kalten, die sich nach A. durch Ausscheidung aus dem ἄπειρον erst bilden, als bereits in jenem vorhandene, sinnlich wahrnehmbare Bestandteile und glaubt der Wahrheit nahe zu kommen, wenn er das Prinzip definiert als eine körperliche Substanz, die überall von mildem und sanftem Lichte durchströmt ist, eine mäßige und milde Temperatur und einen mittleren Grad von Dichtigkeit (?) habe. Aber noch mehr, A. soll seine körperliche Substanz zugleich auch als Seele und Geist aufgefaßt haben. Alle diese Eigenschaften sind aus unseren Quellen durchaus nicht zu belegen; man müßte denn für die letztgenannte die ganz vereinzelte Notiz bei Theodoret (Dox. 387 zu Aët. IV 3,2), A. habe die Seele luftartig genannt, als Beweis gelten lassen. Hier hat der sonst so nüchterne Verfasser einmal seiner Phantasie die Zügel schießen lassen. — In der Beschreibung des Prozesses der Ausscheidung und weiterhin der Weltbildung hat sich N. enger an die Überlieferung angeschlossen, die er großenteils auch richtig auslegt. Insbesondere ist ihm darin beizustimmen, daß er eine wunderliche Hypothese Teichmüllers, die sich Tannery sc. hell. 88 ff. angeeignet hat, entschieden zurückweist. Teichmüller hatte die ewige und ursprüngliche Bewegung des ἄπειρον als Kreisbewegung bezeichnet, und das ἄπειρον selbst war ihm als eine unermeßliche gasartige Kugel erschienen, die von aller Ewigkeit her sich um ihre Achse dreht. N. wendet dagegen mit Recht ein, daß Teichmüllers Argumente sich auf kein Zeugnis der Alten stützen; die natürliche Bewegung sei nach der Ansicht des Altertums auch gar nicht die Kreisbewegung, sondern die gerade Bewegung der Körper nach unten. Dagegen kann ich den Nachweis für die im Gegensatze zu Teichmüller und Zeller (S. 234 ff.) verfochtene Ansicht, daß A. unzählige Welten nicht nur nach einander, sondern auch neben einander angenommen habe, nicht für erbracht halten. Wenig zutreffend erscheint auch Neuhäusers Darstellung der Kosmologie des Parmenides.

Gegen Neuhäusers Annahme eines μεταξύ erklärt sich auch Natorp. Maßgebend kann für uns, wie er ausführt, von den Aristotelesstellen nur die Phys. I 4 sein, die einzige, wo Aristot. den A. ausdrücklich nennt. Diesem deutlichen Zeugnisse und dem mit ihm übereinstimmenden des Theophrast gegenüber kommen die Kommentatoren nicht in betracht, zumal da sie sich, auch Simpl. u. Philop., auf die sich Neuhäuser besonders stützt, der gröblichsten Inkonsequenzen schuldig machen. Von einer älteren, auf Theophrast zurückgehenden Tradition,

Digitized by Google

aus der die Späteren ihre Annahme eines μεταξύ geschöpft hätten, ist keine Spur zu entdecken; vielmehr haben sich alle dem Alexander Aphr. angeschlossen. Daneben findet sich allerdings noch eine abweichende Ansicht, die der um mehrere Jahrhunderte ältere Nikolaos sowie Porphyrios vertraten (s. besonders Simpl. phys. 149, 11 ff.), welche das μεταξύ (fälschlich) auf Diogenes Apoll. bezogen und von A. meinten, er habe das ἄπειρον unbestimmt gelassen. Derselben Überlieferung folgen Laert. II 1 und Aët. I 3, 3. Sie weicht nur insofern von Theophrast ab, als nach ihr A. die Qualität des Urstoffes überhaupt nicht bestimmt, nach Theophrast dagegen als eine unbestimmte bezeichnet hat. Dem Buchstaben nach mag jene Tradition recht haben, aber den Gedanken des A. wird wohl Theophrast besser begriffen haben, wenn er sein Prinzip, freilich in aristotelischer Formel, als φύσιν ἀόριστον κατ' εἶδος καὶ κατὰ μέγεθος kennzeichnet. Vgl. Zeller S. 216.

Auf demselben Standpunkt steht in betreff des μεταξύ auch Bäumker, der gleichfalls besonders auf Aristot. Phys. I 4 hinweist, wo A. deutlich der Klasse von Physikern, die ein bestimmtes Element oder ein Mittelding als Prinzip setzen, gegenübergestellt wird. B. wirft dann weiter die Frage auf, wer wohl der Vertreter der Annahme eines Mitteldings gewesen sein möge. Nach Simpl 151, 31 D. und nach Aristot. d. gen. 332a 3 könnte man vielleicht an Diogenes denken, wie dies schon Schleichermacher gethan hat; aber Aristot. Metaph. 984a 5, wo Diogenes ausdrücklich mit Anaximenes gleichgestellt wird, spricht entschieden dagegen. Diogenes hat eben noch nicht die Konsequenz seines Gedankens gezogen; dies konnte aber leicht einer der zahlreichen jüngeren naturphilosophischen Dilettanten thun. Auch hat vielleicht Aristot. nur das entwickelt, was aus den Voraussetzungen eines seiner Vorgänger unausgesprochen folgte; daher auch sein Schwanken bald zwischen Wasser und Luft, bald zwischen Luft und Feuer. — Der negative Teil dieser Beweisführung ist unanfechtbar, und die Ansicht, die dem A. das Mittelding zuschreibt, kann nunmehr als endgültig beseitigt betrachtet werden. Das positive Ergebnis dagegen ist gering. Die Frage nach dem Urheber des μεταξύ wird sich mit den uns zu Gebote stehenden Mitteln schwerlich beantworten lassen. Aristot. schwankt nicht nur in seinen Angaben, sondern er scheint sich auch zu widersprechen, wenn er Phys. III 5, 204a 26 ff. das Mittlere zwischen Luft und Feuer geradezu ausschließt, während er Phys. I 4, 187a 13 ff. dieses allein nennt, ohne das zwischen Wasser und Luft überhaupt zu erwähnen.

Mit der Deutung des bekannten Bruchstückes Anaximanders, des einzigen, das wir von ihm besitzen, beschäftigen sich die Abhandlungen No. 178 und 180. Hierbei ist zu bemerken, daß in dem Text des

Digitized by Google

Simpl. ad phys., der das Fragment aus Theophrast anführt, das in der Aldina ausgelassene ἀλλήλοις nach der handschriftlichen Überlieferung von Diels in seiner Ausgabe (S. 24, 20) und schon früher in den Doxogr. 476, 10 eingesetzt worden ist. Der authentische Wortlaut ist nunmehr folgender: διδόναι γὰρ αὐτὰ δίκην καὶ τίσιν ἀλλήλοις τῆς ἀδικίας κατὰ τὴν τοῦ χρόνου τάξιν. Damit sind alle früheren Erörterungen über diesen Ausspruch, soweit ihnen der verstümmelte Text der Aldina zu grunde lag, hinfällig geworden. Die Dinge büßen nicht für eine Schuld, die sie durch ihre Sonderexistenz an dem ἄπειρον begangen haben, sondern für das Unrecht, das sie bei ihrem Heraustreten aus dem Unendlichen sich gegenseitig zufügen, indem eines das andere verdrängt oder zu verdrängen sucht. — Spicker, der das ἀλλήλοις noch unberücksichtigt läßt, wendet sich gegen die Auffassung von Schwegler und Zeller, wie sie von letzterem in den früheren Auflagen formuliert war. Er selbst versteht unter der ἀδικία nicht die Ungerechtigkeit im eigentlichen, sondern Ungleichmäßigkeit (inaequabilitas) im übertragenen Sinn. Im ἄπειρον selbst ist alles im Gleichgewicht; mit dem Entstehen der Einzeldinge wird dieses gestört, indem dem Unbegrenzten das Begrenzte, wie das Kalte und Warme, entgegengesetzt wird. Dadurch nun, daß die einander entgegengesetzten Dinge aufgehoben werden und in das Unendliche zurückkehren, wird auch die Ungleichmäßigkeit aufgehoben und ἄπειρον und πέρας sind wieder dasselbe. Abgesehen davon, daß ἀδικία nicht Ungleichmäßigkeit heißen kann und daß der tiefsinnige Ausspruch auf diese Weise seiner sittlichen Bedeutung, auf die die ganze Fassung des Fragmentes deutlich hinweist, völlig entkleidet wird, ist Spickers Erklärung schon deshalb abzuweisen, weil wir dann dem ἄπειρον aequabilitas und inaequabilitas zugleich zuschreiben müßten — denn es ist ja die Ursache der Ungleichmäßigkeit der Dinge — und damit uns eben der Verletzung des principium contradictionis schuldig machen würden, die Sp. in der gegnerischen Auffassung des Wesens der ἀδικία entdeckt haben will.

Ziegler wiederlegt zunächst die Erklärung Neuhäusers S. 355 ff., der das echt scholastische Kunststück fertig kriegt, ἀλλήλοις im Texte zwar zu acceptieren, aber es nicht, was allein möglich ist, auf das Verhältnis der Einzeldinge zu einander, sondern auf das zwischen ihnen und dem ἄπειρον zu beziehen. Z. selbst dagegen wirft das Wort in ganz unmethodischer Weise wieder aus dem Text hinaus und setzt dann an die Stelle der gangbaren „tief spekulativen" Auffassung des Gedankens, die als gnostisch-romantisch und durchaus ungriechisch verworfen wird, eine ethisch-religiöse Deutung, nach der A. gelehrt haben soll, daß die Welt um der menschlichen Ungerechtigkeit willen untergehen müsse. Diese Vorstellung habe A. nicht etwa aus der jüdisch-babylonischen

Digitized by Google

Flutsage, sondern aus Il. Π 384 ff. geschöpft. Diese Erklärung ist nicht nur sprachlich unzulässig (es würde bei ἀδικίας ein unentbehrlicher Zusatz wie τῶν ἀνθρώπων fehlen), sondern auch sachlich verfehlt. Sie würde, wie Zeller 229, 2 bemerkt, den schiefen Sinn ergeben, daß die Dinge nicht etwa, wie in den Flutsagen, als Mittel zur Bestrafung der Menschheit dienen, sondern daß sie selbst für die Ungerechtigkeit der Menschen, also für eine fremde Schuld bestraft werden sollen. Auch widerspricht eine solche theologisch-ethische Auffassung physischer Vorgänge allem, was wir sonst von der Anschauungsweise der ältesten Naturphilosophen wissen. Es verliert ferner der Ausspruch dadurch seine Bedeutung für das System des A., da, wie Z. selbst zugiebt, nach dem Vorbilde Homers nur an eine Zerstörung der sublunarischen Welt durch Wasser, nicht aber an ein Aufgehen in das ἄπειρον gedacht werden kann. Als mißglückt muß auch der Vorschlag bezeichnet werden, das ganz untadlige κατὰ τὸ χρεών in καταχεχρημένα (= verbraucht, abgenutzt) zu verwandeln und dieses mit dem folgenden Satze zu verbinden; der Gedanke des A. würde dadurch mit einem inneren Widerspruche behaftet werden, wie ich in meiner Besprechung der Abhandlung (Arch. I S. 756 f.) dargelegt habe.

Tannery (No. 183), geht von der Behauptung Burnets „Early greek philosophy" S. 78 (vgl. S. 240) aus, A., wie die ältesten Philosophen überhaupt, habe das Wort ἀήρ im homerischen Sinne (= Nebel, Dunst) gebraucht, und erst Empedokles habe entdeckt, daß das, was wir Luft nennen, körperlich und nicht identisch mit dem leeren Raume sei, dessen Existenz er rundweg leugnete; diese das scheinbar Leere erfüllende Luft habe er αἰθήρ, nie ἀήρ genannt, das bei ihm nur einmal und zwar als dicke Luft oder Nebel vorkomme. T. giebt zu, daß zur Zeit des Emped. die landläufige Bedeutung von ἀήρ noch dieselbe gewesen sein möge wie bei Homer, glaubt aber bereits bei Anaximenes eine Erweiterung dieser Bedeutung zu erkennen. Er schließt aus Hippolyt. 7, 2 (Dox. 560, 16), daß Anaximenes zwar in erster Linie unter ἀήρ die dunkle Luft verstand, aber zugleich die Existenz einer gleichartigen und gleichnamigen Substanz im scheinbar Leeren anerkannte. Aët. I 3, 4 scheint ihm ferner zu beweisen (?), daß die Anwendung des Wortes ἀήρ für die unsichtbare Luft zur Zeit des Anaximenes noch neu war, sowie daß dieser als Synonym für ἀήρ den Ausdruck πνεῦμα gebraucht habe, wenn nicht überhaupt für das echte πνεῦμα bei Anaximenes überall die Doxographen ἀήρ eingesetzt haben. Diese unsichtbare Luft des Anaximenes ist nun nach T. nichts anderes als das ἄπειρον des Anaximander, der es nicht gewagt hatte, dieses als ἀήρ zu bezeichnen, weil dies Wort zu seiner Zeit nur die dunkle Luft bezeichnete. Diese Vermutung stützt sich zwar, wie T. zugiebt,

Digitized by Google

auf keine bestimmte Textstelle; aber mit ihrer Hülfe läßt sich das Ganze der Lehre des A. ohne Schwierigkeit (?) erklären und ein unerwarteter Zusammenhang zwischen Anaximander, Anaximenes und den ersten Pythagoreern herstellen. Weil dem A. das ἄπειρον etwas durch die Sinne nicht Erfaßbares war, so konnte es ihm unter keiner der bekannten Formen erscheinen. Die Durchsichtigkeit der die feurigen Gestirnringe umhüllenden Luft ist nur relativ, da man ja die himmlischen Feuer nicht außerhalb der Öffnungen sehen kann. Von hier zur weiteren Spezifizierung des ἄπειρον selbst als Luft war für Anaximenes nur ein Schritt. So konnte sich Anaximander als Prinzip eine vollkommen konkrete Substanz vorstellen, ohne ihr irgend eine bestimmte Form zu geben. Diese Hypothese über das ἄπειρον ist wohl vereinbar mit der Eigenschaft der räumlichen Unbegrenztheit, obwohl kein hinreichender Grund zu der Annahme vorliegt, daß A. diese Eigenschaft besonders betont habe. Die ihm zugeschriebene Begründung für die Unendlichkeit seines Prinzips: ἵνα μὴ ἐπιλείπῃ ἡ γένεσις würde jedenfalls eine besondere Geistesschwäche beweisen (?). Er konnte seine Substanz ἄπειρον nennen, entweder weil, wenn sie Grenzen hatte, diese Grenzen nicht erkannt werden konnten, oder weil er ihr Volumen für unbestimmt und für fähig sich zu verdichten oder zu verdünnen hielt, um die Erzeugung zu ermöglichen (?). Die zweite Auffassung scheint Anaximenes entwickelt zu haben, während die Pythagoreer vielleicht zur ersten neigten. Beide aber haben die bei A. herrschende Verwirrung des Leeren und des ἄπειρον nicht zu beseitigen vermocht. Dies geschah erst durch die Eleaten. — Diese ganze Deduktion beruht auf einer Reihe von geistvollen und ansprechenden Vermutungen, die aber größtenteils in der Überlieferung keine Stütze finden, ja die von T. vorgetragene Auffassung des ἄπειρον bei A. steht geradezu in Widerspruch mit den zuverlässigsten Zeugnissen, was nach unseren früheren Ausführungen keines Beweises mehr bedarf.

Diels entwickelt im Eingange die zuerst von Teichmüller erkannte und seitdem durch seine eigene Erklärung des αὐλὸς πρηστῆρος noch genauer bestimmte und berichtigte Ansicht des A. über die Beschaffenheit der Gestirne. Danach wird die konstante Kreisbewegung der Sonne durch einen großen rotierenden Radkranz begrenzt, der aus krystallisierter, durchsichtiger Luft oder Duft (ἀήρ) gebildet ist. An der inneren Seite wird durch ein Loch des Randes wie durch ein Mundstück eines Blasebalges (αὐλός) Feuerluft (πρηστήρ) hinausgetrieben, die durch die vom Meere aufsteigenden Schwaden unterhalten wird. Ähnlich ist der tiefer befindliche Mondkranz beschaffen. Durch gänzliche oder teilweise Verstopfung der Radöffnungen entstehen die Sonnen- und Mondfinsternisse sowie die Mondphasen. Der niedrigste Kreis ist

Digitized by Google

der der Fixsterne (und Planeten, soweit A. von diesen überhaupt gesprochen hat), die aber nach Aët. II 15, 5 nicht jeder seinen Ring, sondern zusammen ihre σφαῖρα hatten, die als unteres festes, aber durchsichtiges Gewölbe Himmel und Erde schied. Daß A. zu dieser Anschauung, aus der sich dann die geozentrische Sphärentheorie herausgebildet hat, durch seine mathematischen Studien gekommen sei, ist wahrscheinlich; aber die Distanzenzahlen seiner Himmelsringe lassen sich auf diese Weise nicht erklären. D. bestimmt nun im Anschluß an Neuhäuser S. 396 ff., Tannery S. 91 ff. und Burnet S. 70 diese Abstände, wie sie sich aus der Vergleichung von Aët. II 20, 1; 21, 1 und 25, 1 ergeben, folgendermaßen (zur Veranschaulichung ist am Schluß eine Zeichnung beigefügt): Der Durchmesser des inneren Sonnenreifes ist gleich 27, der des äußeren gleich 28 Erddurchmessern; der des inneren Mondreifes gleich 18, der des äußeren gleich 19 Erddurchmessern; für die Sphäre der Fixsterne (und Planeten?) ist diesen Zahlen entsprechend ein harmonischer Abstand von 9 Erddurchmessern anzunehmen. Die Breite jedes dieser Ringe ist also gleich einem Erdradius. Die Angabe bei Hippolyt. Dox. 560, 4, der Durchmesser des Sonnenringes sei 27 mal größer als der des Mondes, hält D. für irrtümlich. [Ich bemerke hier beiläufig, daß Zeller S. 224, 1 auf grund dieser Stelle herausrechnet, daß der Sonnenring 513 mal so groß als die Erde sei. Der Berechnung Zellers liegt der Fehler zu grunde, daß er die Zahlen des A. auf den Umfang der Gestirnringe statt auf ihre Durchmesser bezieht.] Diese ganze Zahlenspekulation ist nun, wie D. ausführt, eine dichterische Veranschaulichung, deren Ursprung in der voranaximandrischen Kosmologie liegt (vgl. Il. Θ 16 und Hesiod Theog. 722). Hier spielt die Neunzahl, eine Verstärkung der uralten heiligen Dreizahl, eine große Rolle. Die Verehrung dieser Zahl findet sich bei allen Ariern; Finnen und Tataren haben sie diesen entnommen. Vgl. das finnische Epos und die Himmel- und Höllenfahrt der Schamanen bei Radloff „Aus Sibirien" II 3 ff., wo der Kosmos in 3×9 Schichten geteilt erscheint. Daraus darf man aber nicht etwa auf uralte Beziehungen zwischen A. und den Zauberern am Altai schließen. In dem Jahrhundert der Mystik, dem 6. v. Ch., konnten solche kosmologischen Phantasien auch bei den Griechen selbständig ausgebildet werden. Anaximanders Himmelskarte ist genau so aus Wahrheit und Dichtung zusammengesetzt wie seine Erdkarte (s. Berger, Gesch. d. Erdkunde I 85). Auch sein ἄπειρον ist ein urpoetischer Gedanke. — Diese Herleitung der Distanzentheorie aus mystischer Zahlenweisheit ist ein sehr beachtenswerter Versuch, den rätselhaften Ursprung der Zahlen des A. aufzuklären. Es könnte ja freilich befremdlich erscheinen, einen Forscher, der einen so tiefen Blick in das Wesen der Dinge gethan und sich über

Digitized by Google

die vulgären Anschauungen so hoch erhoben hat wie A., hier auf dem Pfade eines geheimnisvollen Zahlenkultus zu finden; aber wenn man bedenkt, welchen Einfluß die Zahlenmystik nicht nur auf die Pythagoreer, sondern auch auf viele andere Philosophen, selbst der neueren Zeit gehabt hat (vgl. Gomperz, Gr. D. 87 f., wo gleichfalls die Heiligkeit der Dreizahl betont wird,*) so wird man die Hypothese von D. nicht für so unwahrscheinlich halten.

Zum Text der Fragmente. Über die Ergänzung ἀλλήλοις in dem einzigen zusammenhängenden Fragmente des A. ist oben berichtet worden. Von einzelnen Ausdrücken, die bei den Doxographen erhalten sind, hat Diels Dox. 218 bei Hippolyt. 613 (Dox. 559, 24): τὸ δὲ σχῆμα αὐτῆς (sc. τῆς γῆς) ὑγρὸν στρογγύλον, κίονι λίθῳ παραπλήσιον nach Röpers Emendation γυρόν für ὑγρόν in den Text gesetzt und dazu bemerkt, στρογγύλον bezeichne den runden Umfang, γυρόν die gekrümmte Oberfläche. Für die Worte κίονι λίθῳ, die, wie die Parallelstelle bei Aët. III 10, 2 (λίθῳ κίονι) beweist, eine alte Verunstaltung des Textes darstellt, hat nach mehreren Heilungsversuchen von Röper, Teichmüller und Diels (Dox. 219) Zeller S. 226, 4 κυλίνδρῳ vorgeschlagen (vgl. κυλινδροειδῆ bei Plut. Strom. Dox. 579, 12) und damit wohl das Richtige getroffen.

3. Anaximenes.

*185. P. Tannery, Anaximène et l'unité de substance. Rev. philos. 1883 No. 6. Vgl. sc. hell. c. 6.

186. P. Tannery, Un fragment d'Anaximène dans Olympiodore le chimiste. Arch. f. G. d. Ph. I (1888) S. 314—321.

187. A. Chiappelli, Zu Pythagoras und Anaximenes. Arch. f. G. d. Ph. I (1888) S. 582—594.

Tannery (No. 186) glaubt in dem von Berthelot und Ruelle (Collection des anciens Alchimistes grecs, Paris 1888 S. 81 ff.) veröffentlichten alchymistischen Traktat des Olympiodor ein neues Fragment des A. entdeckt zu haben. Dieser Olympiodor, den T. für den alexandrinischen Neuplatoniker aus dem 6. Jahrhundert hält, giebt dort eine Doxographie über die verschiedenen Arten, wie sich die ältesten Philosophen die ἀρχή vorgestellt haben. Hier heißt es von A.: λέγει γὰρ οὕτως· ἐγγύς ἐστιν ὁ ἀὴρ τοῦ ἀσωμάτου· καὶ ὅτι κατ' ἔκροιαν τούτου γινόμεθα, ἀνάγκη αὐτὸν καὶ ἄπειρον εἶναι καὶ πλούσιον διὰ τὸ μηδέποτε ἐκλείπειν. Nur die beiden gesperrt gedruckten Sätze, so nimmt

*) Ich verweise hier auch auf die mir nicht bekannt gewordene Programmabhandlung von Th. Neidhardt, Über die Zahlensymbolik der Griechen und Römer 1. Fürth 1895.

Digitized by Google

T. an, will Olympiodor dem A. zuweisen; das übrige ist sein eigenes Raisonnement, wobei er das von Anaximander Überlieferte auf A. überträgt. Der erste Satz erscheint seiner Grundlage nach authentisch, der Form nach verdächtig (ἀσώματος vielleicht nur als Synonym für ψυχή gebraucht), der zweite umgekehrt mehr seinem Inhalte als dem Ausdrucke nach bedenklich (ἔχροια nicht im neuplatonischen Sinne als Emanation zu fassen, sondern metaphorisch: „nous naissons suivant le flux de l'air"). Hiergegen erklären sich sowohl Chiappelli (No. 187) S. 594. 44, wie auch Zeller 241, 2 aus sprachlichen wie inhaltlichen Gründen. In der That kann der erste Satz wegen des ἀσώματον weder dem A. noch irgend einem Philosophen vor Anaxagoras und Demokrit beigelegt werden, und im zweiten scheint ebenso wie in der hinzugefügten Folgerung A. mit Anaximander, dessen Lehre freilich sehr entstellt wiedergegeben wird (Chiappelli vermutet ἔκκρισιν statt ἔχροιαν), verwechselt zu werden.

Chiappelli (No. 187) sucht zu erweisen, daß, wie ohne Zweifel Pythagoras von Anaximander beeinflußt worden ist, so umgekehrt, der Pythagoreismus auf Anaximenes eingewirkt hat. Dem außerweltlichen ἄπειρον πνεῦμα, dessen Ausatmung in den Kosmos die Pythagoreer und wahrscheinlich schon Pythagoras selbst gelehrt haben, entspricht das περιέχον des A., das er nach dem authentischen (?) Fragment bei Aët. I 3, 4 nicht nur ἀήρ, sondern auch πνεῦμα genannt hat. Die Verwandtschaft wird noch größer, wenn wir bei A. nicht mit Teichmüller und Tannery sc. hell. 147 eine ursprüngliche Drehung, sondern nach Analogie der atmosphärischen Luft ein Hin- und Herwogen des Urstoffes annehmen. Auch zeigt das angeführte Fragment, daß die Anschauung des A. aus demselben anthropomorphischen Motive (der Makrokosmos Nachahmung des Mikrokosmos) hervorgeht wie die pythagoreische Lehre. Ebenso scheint A. auch die Annahme, daß der Mond durch die Erde beleuchtet werde, und die Zurückführung der großen Zahl von Mondfinsternissen auf unsichtbare Weltkörper zwischen Mond und Sonne den Pythagoreern entnommen zu haben. Zu beachten ist endlich auch, daß A. in jenem Fragment dasselbe Wort κόσμος gebraucht, das nach einer nicht ganz unglaubwürdigen Überlieferung Pythagoras zuerst auf das Weltgebäude angewendet haben soll. Daß A. die Ausatmungslehre des Pyth. annahm, wird um so begreiflicher, wenn wir diese Lehre schon in die jüngeren Jahre des Samiers verlegen (?). Nur durch eine solche Einwirkung des Pyth. auf A. ist die Kluft, die diesen von Anaximander trennt, zu erklären. — Die Haltlosigkeit dieser ganzen Beweisführung hat Zeller 248, 1 und 253, 2 dargethan. Vor allem schwebt die Hypothese, daß A. sein περιέχον dem Pyth. entlehnt habe, völlig in der Luft, da sich gerade die für den Pythagoreismus bezeichnende Lehre

Digitized by Google

vom Atmen der Welt bei ihm nicht findet. Auch die Lehre von der Beleuchtung des Mondes durch die Sonne kann er nicht bei den Pythagoreern gefunden haben, da er nach dem zuverlässigen Zeugnis des Eudemos (Fr. 94) diese Entdeckung zuerst gemacht hat; also müssen sie die Pythagoreer umgekehrt von ihm übernommen haben. Dasselbe ist auch in den andern Fällen, wo A. wirklich mit den Pythagoreern übereinstimmt, wahrscheinlich, zumal da die chronologischen Verhältnisse eine Abhängigkeit des A. von Pyth. oder gar seinen Nachfolgern als unmöglich erscheinen lassen. Ch. freilich scheut sich nicht, die auf die beste Überlieferung sich stützende Datierung des A. über den Haufen zu werfen und diesen beträchtlich später anzusetzen (vgl. Ber. I 199). Ein schwacher Punkt in der Argumentation des Verf. ist es auch, daß er alles, was von den Pythagoreern überliefert wird, auf den Stifter der Schule überträgt und ebensowenig zwischen älteren und neueren Pythagoreern unterscheidet. Die Einatmungslehre mag ja vielleicht auf Pyth. selbst zurückgehen, aber bewiesen wird das weder durch das Zeugnis des Aristot., der ja stets nur von den Pythagoreern, nicht von Pyth. redet, noch durch Laert. IX 19 (angebliche Polemik des Xenophanes gegen Pyth.) noch vollends durch die Bestreitung des Leeren bei Parmenides. Auch die Spuren einer Kritik der pythagoreischen Lehre bei Heraklit (Fr. 52 und 99) sind äußerst unsicher. Unbegreiflich ist, wie Ch. aus den Versen des Hermesianax bei Athenaios herauslesen kann, daß dort dem Pyth. die sphärische Form des Alls und der umschließenden Luft beigelegt wird.

Zu verweisen ist hier auch auf Zellers Beurteilung gewisser Annahmen Teichmüllers, der in seinen „Studien zur Geschichte der Begriffe" S. 71 ff. über A. gehandelt hat, und Tannerys. So wendet sich Zeller S. 240, 3 gegen die Behauptung des letzteren, daß A. der Luft ebenso wie Anaximander keine unbegrenzte Ausdehnung gegeben habe, eine Behauptung, die sich auf eine Stelle der pseudoplutarchischen Stromateis (Dox. 579, 22) stützt, wo indes Z. das verkehrte γένει längst durch μεγέθει ersetzt hat; ferner S. 242, 4 gegen die ewige Wirbelbewegung, die jene beiden für A. wie für Anaximander annehmen, und S. 248, 4 gegen die Teichmüllersche Ansicht von der Bewegung der Gestirne um die Erde bei A.; doch scheint mir hier die Deutung Zellers zu gekünstelt und die Teichmüllers, die die anschauliche Vergleichung der um unsern Kopf sich drehenden Mütze bei Hippolyt. 1, 7 für sich hat, wahrscheinlicher zu sein.

Zum Text der Fragmente. Im Wortlaut scheint uns kein Fragment des A. überliefert zu sein. Das einzige, das man als ein solches ansehen könnte, steht bei Aët. I 3, 4, wo Bernardakis die betreffenden Worte mit Anführungszeichen versehen hat: οἷον „ἡ ψυχή"

Digitized by Google

φησίν „ἡ ἡμετέρα ἀήρ οὖσα συγκρατεῖ ἡμᾶς", καὶ ὅλον τὸν κόσμον πνεῦμα καὶ ἀὴρ περιέχει. Doch ist es zweifelhaft, ob wir hier wirklich die eigenen Worte des A. vor uns haben. Der Schluß kann sicherlich nicht als wörtliches Citat gelten, und Chiappelli (s. o. zu No. 188) durfte sich für den Gebrauch von κόσμος bei A. nicht auf diese Stelle berufen.

C. Die Pythagoreer.

1. Zur Kritik der Quellen.

188. E. Zeller, Über die ältesten Zeugnisse zur Geschichte des Pythagoras. Sitz.-Ber. d. Berl. Akad. d. Wiss. Phil.-hist. Kl. 14. Nov. 1889. S. 983—996.

189. H. Diels, Ein gefälschtes Pythagorasbuch. Arch. f. G. d. Ph. III (1890) S. 451—472.

190. J. R. W. Anton, De origine libelli „Περὶ ψυχᾶς κόσμω καὶ φύσιος" inscripto qui vulgo Timaeo Locro tribuitur. P. I fasc. I et II. (I Erfurt 1883, Villaret, II Naumburg 1891, Schirmer). VI, 659 S. gr. 8.

191. H. Jülg, Neupythagoreische Studien. Wien 1892, Konegen. 30 S. 8.

192. K. Prächter, Metopos, Theages und Archytas bei Stobaeus flor. I, 64, 67 ff. Philol. 50 (1891) S. 49—57.

193. K. Prächter, Krantor und Ps.-Archytas. Arch. f. G. d. Phil. X (1887) S. 186—190.

194. Th. Gärtner, Neopythagoreorum de beata vita et virtute doctrina eiusque fontes. Diss. Lipsiensis. Zittau 1877. 30 S. 8.

195. A. Matthaei, De dialecto Pythagoreorum. Diss. Göttingen 1878. 48 S. 8.

196. C. G. Cobet, Collectanea critica: Lugd. Bat. 1878. Darin enthalten:

a) Observationes criticae et palaeographicae ad Iamblichi vitam Pythagorae. S. 305—449. [Vgl. Mnemosyne V (1877) S. 337—384.] Dazu: Spicilegium lectionum codicis Florentini. S. 476—482.

b) Diogenis Laertii vita Pythagorae. S. 449—460.

c) Pseudopythagorae τὰ χρυσᾶ ἔπη. S. 460—469.

Digitized by Google

197. Iamblichi de vita Pythagorica liber ad fidem codicis Florentini rec. A. Nauck. Accedit epimetrum de Pythagorae aureo carmine. Petropoli et Lipsiae 1884, Eggers und Voss. LXXXV, 367 S. gr. 8.

198. Porphyrii philosophi Platonici opuscula selecta. Iterum recognovit A. Nauck. Lipsiae 1886, Teubner.

Zeller stellt an die Spitze seiner Untersuchung das älteste Zeugnis über Pythagoras, das seines Zeitgenossen Xenophanes bei Laert. VIII 36. Die Echtheit dieses Zeugnisses darf nicht mit O. Kern (s. zu No. 154) angezweifelt werden, da Laert. auch den Anfang der Elegie des Xenophanes mitteilt und diese daher seinem Gewährsmann in ihrem Zusammenhange vorgelegen haben muß, so daß er erkennen konnte, von wem Xenoph. redet. Die erste ausdrückliche Erwähnung des P. findet sich bei Heraklit Fr. 16 und 17. Das zweite dieser Fragmente erklärt Z. abweichend von Gomperz (s. u.) so: „P. hat mehr als irgend ein anderer Erkundigungen (ἱστορίη hier = Nachfrage bei anderen im Gegensatze zu dem Selbsterdachten, ἑωυτοῦ σοφίην) eingezogen und das, was ihm so zugekommen ist, für eigene Weisheit ausgegeben, die aber in Wahrheit nichts ist als Vielwisserei und schlechte Künste." Der letztere Ausdruck geht entweder auf die unehrliche Aneignung fremder Gedanken oder auf die mystischen Geheimdienste der Pythagoreer, deren dogmatische Grundlage die Lehre von der Metempsychose war. Heraklit als leidenschaftlicher Gegner des Mysterienwesens sah darin nur „schlechte Künste" (vgl. Fr. 124) und verkannte den ethischen Wert jener pythagoreischen Lehre. In der Streichung der Worte ἐκλεξάμενος ταύτας τὰς συγγραφάς stimmt Z. mit Schleiermacher und Gomperz überein; wenn nicht etwa ἐκλεξάμενος ταῦτα zu schreiben sei. Bergk Gr. Littg. I 399 and II 437 meint fälschlicherweise, Heraklit habe sogar eine ganz bestimmte Schrift als von P. benutzt bezeichnet, indem er Laert. VIII 6 ein Fragment Heraklits annimmt; im handschriftlichen Text des Laert. steht Ἡρακλείδης, wofür Cobet Ἡράκλειτος gesetzt hat; diese Änderung ist aber zu verwerfen und vielmehr statt φυσικός zu schreiben: Ποντικός. — Wenn Timaios die Verse des Empedokles bei Laert. VIII 54 auf P. bezog — andere deuteten sie auf Parmenides — so verdient dies Zeugnis wenig Glauben; sie gehörten vielleicht jener Schilderung des goldenen Zeitalters an, die Emp. in den καθαρμοί gab; hier mochte er einen Propheten eingeführt haben, der das mit der Verletzung des Tierlebens eintretende Verderben vieler Generationen vorher ankündigte. — Das an Telauges gerichtete Gedicht des Empedokles (Laert. VIII 43) war gewiß ebenso unecht wie der Brief des Telauges an Emp. (ib. 55 und 74). Zuverlässiger ist das Zeugnis des Ion bei Laert. I 120 und das

Digitized by Google

aus den Τριαγμοί desselben überlieferte bei Laert. VIII 8 (s. Zeller Ph. d. Gr. I 760, 1). Wenn jedoch Ion in dem letzteren P. beschuldigt, dem Orpheus Schriften untergeschoben zu haben, so ist er schwerlich einer glaubwürdigen Überlieferung gefolgt. Der Seelenwanderung wird hier so wenig wie bei Herodot IV 93 ff. ausdrücklich gedacht. Letztere Stelle beweist nur neben den Äußerungen Heraklits und Ions, daß der Ruhm des P. vor der Mitte und um die Mitte des 5. Jahrhunderts auch unter den kleinasiatischen Griechen verbreitet war, besonders durch seine Lehre von einem seligen Fortleben der Guten nach dem Tode. Dagegen ist Herodot II 123, wo von der Metempsychose die Rede ist, unzweifelhaft auf P. zu beziehen. Wenn aber auch Herod. diesen Glauben von den Ägyptern zu den Griechen gelangen läßt, so ist doch aus dieser Stelle nicht zu schließen, daß dem Pythagoras diese Lehre aus Ägypten zugekommen sei. Auch aus Herod. II 81 folgt für eine Verbindung des P. mit Ägypten nichts. Diese Stelle ist nicht so zu erklären, daß die Orphiker Ägypter und Pythagoreer seien, sondern es ist zu konstruieren: „mit den sogenannten Orphikern und Bakchikern, die aber in Wahrheit Ägypter sind, und mit den Pythagoreern"; höchstens könnte man das „und" im Sinne der Unterscheidung fassen: „die Orphiker sind ein Gemisch aus Ägyptern und Pythagoreern", oder, wie Z. Ph. d. Gr. I 305, 1 dies klarer ausdrückt: „Ihre Lehren und Gebräuche stammen teils aus Ägypten, teils (in ihren jüngeren Bestandteilen) aus dem Pythagoreismus." Daraus würde aber für den Zusammenhang des P. mit Ägypten nichts folgen. [S. jedoch die oben angeführte Auffassung der Stelle bei Rohde Psyche 397 ff.] Die Orphiker, deren Religion Herodot II 49 selbst auf Melampus zurückführt, waren viel älter als P., und die Metempsychose haben nicht sie von P., sondern dieser von ihnen entlehnt (vgl. Ph. d. Gr. I 58 ff. und 449 ff.). Herodot kennt die Lehre des P. von der Unsterblichkeit und den Wanderungen der Seele; er weiß, daß die Pythagoreer eine den Orphikern verwandte Kultgemeinschaft bildeten und in einem Gebrauche bei der Beerdigung mit diesen und mit den Ägyptern übereinkamen; aber von einer ägyptischen Reise des P. schweigt er, vermutlich, weil er nichts davon weiß. Vgl. Ph. d. Gr. I 305 ff. — Philolaos war für Platon und Aristoteles eine Hauptquelle, für Aristot. vielleicht die Hauptquelle. Über diesen Punkt urteilen andere, z. B. Tannery, wie wir sehen werden, anders.

Diels vermutet, daß in dem soeben besprochenen Fragment Heraklits bei Laert. VIII 6 ταύτας τὰς συγγραφάς aus ταῦτα, das er mit Zeller für das Ursprüngliche hält,*) erweitert worden sei, um ein altes

*) In seiner jüngst erschienenen Ausgabe der Heraklitischen Frag-

Digitized by Google

Zeugnis für die Schriftstellerei des P. herauszuschlagen. Der Ausdruck μόνον οὐχὶ κέκραγε καί φησι bei Laert. rührt von einem im aufgeregten Tone die Echtheit der Schriften des P. verfechtenden Fanatiker her, der diese Schriften auch gleich verzeichnet hat: „παιδευτικόν, πολιτικόν, φυσικόν" und den Anfang des φυσικόν, auf welchen sich jenes Fragment Heraklits beziehen soll, als Probe giebt. Von diesem Verfahren, aus den Schmähungen Heraklits echte Schriften des P. zu rekonstruieren, finden sich auch sonst Spuren; so in der Rhetorik Philodems: κατὰ τὸν Ἡράκλειτον κοπίδων ἐστὶν ἀρχηγός, „er ist ein Anführer der Rabulistik". Diese Worte bezogen einige auf P. selbst, und Timaios Schol. Eur. 134 (= Fr. 138 B.) nahm P. dagegen in Schutz, indem er Gorgias als den ersten bezeichnete, der wirklich κοπίδες d. i. rhetorische Handbücher (das Wort bedeutet eigentlich Hackmesser, dann Kniffe, mit denen der gelehrte Rhetor den harmlosen Gegner niederschlägt) verfaßt habe. Die späteren Schriftsteller griffen nun, um diesen Vorwurf von P. abzuschütteln, zu dem Mittel der apologetischen Fälschung und stellten die wahren κοπίδες des P. in einer gewiß von Tugend und Harmlosigkeit triefenden Schrift zur Schau. Titel und Anfang dieser Schrift sind bei Laert. VIII 8 erhalten, wo zu schreiben ist: καὶ τὰς Κοπίδας (st. Σκοπιάδας), οὗ ἡ ἀρχή· μὴ ἀναδίδευ (st. ἀναείδευ, ein „scheußlicher Hyperionismus", wie D. bemerkt) μηδενί, „teile niemand mit", etwa συμβουλίην, d. h. „treibe keine Advokatenpraxis" [eine, wie mir scheint, sehr unsichere Ergänzung]. Die Fälschung der Κοπίδες ist jedenfalls nach Timaios, aber wohl noch in die alexandrinische Zeit zu setzen. Auch den drei Pythagorasbüchern liegt ein apologetischer Zweck zu grunde, der nämlich, die von Heraklit verunglimpfte Polymathie des P. im Lichte erhabenster Tugendlehre strahlen zu lassen und außerdem eine künstliche Beziehung zwischen einem polemischen Worte Heraklits und einer ad hoc gefälschten Pythagorasschrift herzustellen. Letzteres ist freilich ungeschickt genug ausgeführt. In thörichter Nachahmung des berühmten Eides im Anfange des älteren pythagoreischen Gedichtes auf die Zahl (wahrscheinlich ist dies der Ἱερὸς λόγος oder Περὶ θεῶν), der auch von dem „sehr späten" Fälscher der χρυσᾶ ἔπη aufgenommen worden ist, glaubte der Fälscher mit einem feierlichen Schwur beginnen zu müssen, wobei er aber nach einer bekannten pythagoreischen Vorschrift die Götternamen vermeidet. v. Wilamowitz „Eurip. Herakles" I 28 (s. Bericht I 274 f.) sieht mit Unrecht in unserem Pythagorasbuche ein in altpythagoreischen Kreisen verfaßtes „Evangelium", das bereits dem Euripides vorgelegen habe;

---

mente, die im nächsten Jahresbericht zu besprechen sein wird, neigt er sich mehr der Annahme zu, daß das ganze Fr. gefälscht sei.

Digitized by Google

Poseidonios, der die betreffenden Verse (Fr. 642 N.) erhalten hat, führte nicht P., sondern Anaxagoras als Gewährsmann an. Die Pythagoreersprüche des Aristoxenos, die nach Wilamowitz schon Euripides gekannt haben soll, gehen schwerlich auf das Urevangelium zurück. Wenn Wilamowitz ferner den ionischen Dialekt der Reste bei Laert., der schon zur Zeit des Archytas undenkbar gewesen wäre, für seine Ansicht anführt, so hat er nicht bedacht, daß man gerade, wenn man echte Schriften des P. produzieren wollte, sich des ionischen Dialektes bedienen mußte, da Philolaos und Archytas die ersten Pythagoreer waren, die im dorischen Dialekte schrieben. Der Fälscher hat seine drei Teile wohl absichtlich den drei Büchern des Philolaos, nur in anderer Reihenfolge, gegenüber gestellt. — Bei Laert. finden sich außerdem noch umfangreiche doxographische Exzerpte, vornehmlich aus Alexander Polyhistor, die ausdrücklich auf die Pythagorasbücher zurückgeführt werden, so VIII 9 und 10 zwei wörtliche Citate aus dem παιδευτικόν. In dem zweiten Citat geht die Vergleichung der vier Lebensalter mit den Jahreszeiten, die auch noch bei einer Anzahl anderer Schriftsteller vorkommt, auf den alten Ἱερὸς λόγος zurück. Diese Anregung des Ἱερὸς λόγος ist in dem Kreise des Xenophilos weitergeführt, von Aristoxenos in den Ἀποφάσεις systematisch verarbeitet und so einerseits dem Okelos (so, nicht Okellos, schreibt Diels), Varro und Ovid, andererseits dem Alexander Polyhistor übermittelt worden, aus dem Diodor, Lukian und Laertios direkt oder indirekt schöpfen. Auch bei Laert. VIII 14 findet sich ein ungeschickt eingestreutes Citat aus dem Pythagorasbuche, aus dem sich ergiebt, daß der Fälscher auch Herakleides Περὶ τῶν ἐν Ἅιδου benutzt hat, wo P. selbstredend eingeführt war, und der Inhalt von §§ 22—24 scheint gänzlich diesem Buche entlehnt zu sein. Wenn sich nachweisen ließe, daß auch §§ 25—33 (aus Alexander Polyh.) auf das Pythagorasbuch zurückgehen, so würde die Fälschung etwa im Anfange des 1. Jahrhunderts v. Chr. aus den Kreisen jener jüdischen Fälscherbande hervorgegangen sein, die bei Alexander so viele Spuren hinterlassen hat; aber da sich dies nicht nachweisen läßt, so ergiebt sich mit Sicherheit nur, daß der Fälscher im 3. oder 2. Jahrhundert lebte.

An der Unechtheit der unter dem Namen des Pythagoreers Timaios überlieferten Schrift „über die Weltseele" und an ihrer Abhängigkeit von Platons Timaios herrscht, seitdem schon Tennemann vor mehr als 100 Jahren dies klar erwiesen hat, kein Zweifel mehr. Es bedurfte daher kaum noch einer so breit angelegten und mühseligen Untersuchung über diesen Gegenstand, wie sie Anton angestellt hat. Doch hat die höchst fleißige, gelehrte und gründliche Arbeit immerhin den Gewinn gebracht, daß nunmehr die Unechtheit nach allen Richtungen hin, aus äußeren wie inneren Gründen bis zur vollen Evidenz

Digitized by Google

feststeht. Das Werk kann nicht vor dem 1. oder 2. Jahrhundert n. Chr. erschienen sein. Es geht überall nach Inhalt und Sprache auf den platonischen Timaios zurück. Die inhaltlichen Abweichungen von Platon sind nie aus der vorplatonischen, speziell der pythagoreischen Philosophie, sondern stets aus späteren Systemen wie denen der Peripatetiker, Stoiker, des Philon u. a. zu erklären. Dazu kommen eine Menge Worte und Wendungen, die sich bei Platon und überhaupt in der älteren attischen Prosa nicht finden, dagegen in der späteren Grăcität nachweisen lassen. — Von Einzelheiten der Beweisführung sind hier einige anzuführen, die sich auf die Vergleichung der Lehren des Ps.-Timaios mit den Anschauungen älterer Philosophen beziehen. — S. 81: die Bezeichnung δημιουργός für die Gottheit stammt nicht von Platon, sondern entweder von Sokrates (s. Xenophon Mem. I 4, 7) oder von Euripides (Stob. flor. III 39, 1 Mein.) beziehentlich dessen Lehrmeister Anaxagoras (?). — S. 115 f.: Wenn die Lehre von der Weltseele wirklich, wie Böckh annahm und Rohr de Philolai Pythagorei fragm. π. ψυχῆς Lips. 1874 gegen Zeller bewiesen zu haben glaubt, den Pythagoreern, insbesondere dem Philolaos zuzuschreiben sein sollte, so hat doch jedenfalls die Weltseele des Philolaos ihren Ausgang vom Centralfeuer, nicht, wie die Platons und des Ps.-Timaios aus der Mitte der Erde genommen. — S. 265 f.: Wenn die Fragmente der Schrift des Demokrit Περὶ ἀνθρώπου φύσιος, wie ten Brink und Zeller annehmen, echt sind, so ist Demokrit, nicht Platon der Urheber der Dreiteilung der Seele und der Verteilung der Seelenkräfte auf Gehirn, Herz und Leber; pythagoreisch ist sie trotz der Nachrichten Späterer sicher nicht. — Weniger sicher als das Hauptergebnis erscheinen die übrigens bedenklich zwischen verschiedenen Möglichkeiten schwankenden Vermutungen des Verfassers über Zeit und Ort der Entstehung des Buches sowie über die Sekte, der der Verfasser angehört: er hält ihn für einen eklektisch philosophierenden Arzt aus der Schule der Pneumatiker. Kühn ist es, aus dem mehrmaligen Vorkommen des auch sonst in den pythagoreischen Schriften häufig gebrauchten Wortes σκᾶνος für „Leib", weil dieses sich zuerst bei dem seinem Geschlechte nach aus Teos stammenden Demokrit und auch später vorwiegend bei solchen findet, die in Kleinasien geboren waren, auf asiatische Abkunft des Verfassers zu schließen. Übrigens bemerke ich, daß σκῆνος in der Bedeutung von σκηνή auch in der teischen Inschrift No. 3071, 4 v. 2 p. 668 Boeckh vorkommt.

In No. 191 wird die schon längst erkannte Thatsache (s. Zeller 291) bestätigt, daß die Schrift des angeblichen Okellos eine Fälschung ist, die den Schein erregen wollte, ein echtes Werk des Pythagoreers dieses Namens zu sein. Jülg, der eine Ausgabe der Schrift vorbereitet, zeigt,

Digitized by Google

daß der richtige Titel der Schrift wahrscheinlich nicht Περὶ τῆς τοῦ παντὸς φύσεως, sondern Π. τ. τ. π. γενεσέως lautet. Die Absicht des Fälschers war offenbar, den platonischen Timaios mit seiner Schrift in künstlichen Zusammenhang zu bringen. Okellos sollte für die pythagoreische Quelle Platons gelten. Die Schrift diente also, wie J. hinzufügt, demselben Zwecke wie die des Philolaos (?) und des Lokrers Timaios. Das Lob, das dem Ps.-Okellos Mullach und bis zu einem gewissen Grade auch Zeller erteilen, ist unverdient; es gebührt nur seinen Quellen. Zu diesen gehören außer Platons Timaios eleatische Philosophen, besonders Melissos, Aristot. d. gen. und Aristoxenos' Ἱστ. ἀποφάσεις. Okellos hat mit Ps.-Philolaos und Ps.-Philon π. ἀφθαρσίας κόσμου eine gemeinsame Quelle benutzt.

Die beiden Abhandlungen von Prächter sind deshalb hier zu erwähnen, weil sie zu dem allgemein anerkannten neupythagoreischen Ursprung der dorischen Pythagoreerfragmente bei Stob. — nur die unter Philolaos' und Archytas' Namen erhaltenen bilden teilweise eine Ausnahme — neue Beweise liefern. In No. 192 stützt P. die Annahme, daß jene Fragmente im 1. oder 2. nachchristlichen Jahrhundert entstanden sind, in bezug auf die in der Überschrift genannten Bruchstücke durch den Nachweis, daß wir es, wie in den übrigen Pythagoreerfragmenten, so auch hier vorwiegend mit peripatetischer Lehre zu thun haben, wenn es auch nicht an Spuren platonischer und stoischer Doktrin fehlt, und daß die fraglichen Fragmente auffallende Übereinstimmungen mit Areios Didymos' Abriß der peripatetischen Ethik zeigen. — In No. 193 wird aus einer Vergleichung des Ps.-Archytas bei Stob. flor. 1, 106 Hense mit Plutarch cons. ad Apollon. c. 3 und Cicero Tusc. III 12 nachgewiesen, daß die Lehre von der μετριοπάθεια bei Archytas wie bei Plutarch auf Krantor περὶ πένθους zurückgeht, aber durch Vermittelung einer späteren peripatetischen Darstellung.

Gärtner legt dar, daß die Ansichten der Neupythagoreer über die Glückseligkeit und die Tugend wesentlich aus Aristot. und Platon geschöpft sind. Wenn er S. 14 einfach feststellt, daß Hipparch π. εὐθυμίας bei Stob. flor. 108, 81 Mein. in seiner Auffassung der Glückseligkeit bedeutend von den übrigen Neupythagoreern abweicht, so ist dazu zu bemerken, daß Hipparch eben andere Quellen als die übrigen benutzt hat, darunter auch Demokrit, wie ich in meiner Abhandlung „Über die ethischen Fragmente Demokrits" S. 29 nachgewiesen habe.

Matthaei, der seiner Untersuchung Ps.-Timaios π. ψυχᾶς κόσμω, die καθολικοὶ λόγοι des Archytas, die anonymen ἠθικαὶ διαλέξεις (auf letztere werden wir später näher eingehen), sowie die bei Porphyrios, Stobaios und Simplikios aufbewahrten Fragmente zu grunde legt, sucht

Digitized by Google

zunächst gegen K. F. Hermann nachzuweisen, daß die Unsicherheit und die Widersprüche im Gebrauche der Doris, die diese Schriften erkennen lassen, nicht aus der Unkenntnis und Willkür der Verfasser zu erklären sind, sondern auf Rechnung der Abschreiber kommen. Er gelangt zu dem Ergebnis, daß jene Schriftsteller die strenge Doris, wie wir sie bei Pythagoras (?) und seinen Schülern voraussetzen müssen, erstrebt, wenn auch nicht immer erreicht haben, und daß die aus anderen Gründen angenommene Unechtheit der meisten pythagoreischen Schriften durch den Dialekt bestätigt wird. Gegen O. F. Gruppe, „Über die Fragmente des Archytas und der älteren Pythagoreer", Berlin 1840, der die meisten pythagoreischen Schriften auf einen Autor zurückführen will, bemerkt Verf., daß diese Meinung schon deshalb unwahrscheinlich ist, weil viele Formen, die sich bei einigen Pythagoreern des Stob. finden, bei anderen desselben Sammlers nicht vorkommen. Die ἠθικαὶ διαλέξεις, die Gruppe mit den anderen Schriften zusammenwirft, unterscheiden sich von ihnen dadurch, das sie keine Äolismen, wohl aber viele Ionismen enthalten. Verdächtig sind die Fragmente des Philolaos und besonders der erste Teil des Abschnittes π. ψυχῆς bei Stob. ecl. I 20, 2 (vgl. Zeller 371, 3). In den musischen Bruchstücken des Archytas begegnen nur wenige anstößige Formen; wenn wir diese den Abschreibern auf die Rechnung setzen, so hat niemand eine reinere und ältere Doris geschrieben als Archytas (s. über die Echtheit dieser Fragmente des Archytas auch Zeller III b, 106, 1).

Die Vitae des Pythagoras von Iamblichos, Porphyrios und Laertios sind als Zeugnisse für den echten Pythagoreismus im ganzen nur von geringem Werte und jedenfalls nur mit großer Vorsicht zu gebrauchen. Da aber manches in ihnen auf ältere und bessere Quellen zurückgeht, so müssen wir hier über die auf jene Quellen bezüglichen Schriften von Cobet und Nauck berichten.

Aus Cobets Abhandlung No. 196a lasse ich hier die für unsere Zwecke weniger in betracht kommenden handschriftlichen Mitteilungen aus dem cod. Florent. des Iamblichos, die übrigens durch Nauck vielfach berichtigt worden sind, und seine Vorschläge zur Verbesserung des Textes*) beiseite und begnüge mich, auf das Wichtigste aus seinen reichhaltigen Bemerkungen zur Kritik und Analyse der Quellen des Iambl. hinzuweisen. C. stimmt der von Meiners, Gesch. d. Ursprungs, Fortgangs und Verfalls der Wissenschaften in Griechenland und Rom,

*) Zur Textkritik der Vita des Iambl. vgl. außerdem: E. Rohde, Zu Jamblichus de vita Pythagorica, Rhein. Mus. 34 (1879) S. 260 ff.; H. v. Herwerden, Ad Iamblichi de vita Pyth. librum, ebd. 40 (1885) S. 444 ff.; W. R. Paton, Ad Iambl. d. v. P. librum, Philol. 51 (1892) S. 182 ff.

Digitized by Google

I 273 ff., gegebenen Analyse in der Hauptsache bei, glaubt aber die längeren Exzerpte, die jener annimmt, noch in kleinere Teilchen zerlegen zu müssen. Am glaubwürdigsten erscheinen ihm von den Quellen des Iambl. Aristoxenos und Dikäarch, während dem Nikomachos und Apollonios nicht viel zu trauen sei; der abgeschmackteste von allen aber sei Antonius Diogenes ἐν τοῖς ὑπὲρ Θούλην. Von derartigen Autoren stammen die lächerlichen Erzählungen von der Unterhaltung des P. mit einem Ochsen, seiner Luftreise, seinem Gespräche mit Abaris u. s. w. Außer den von C. Müller gesammelten Fragmenten des Aristoxenos (vgl. über diese Cobet, coll. crit. S. 469 ff.) finden sich bei Iambl. noch manche namenlose Exzerpte aus Aristoxenos. So stammen aus ihm und zwar zum großen Teil aus seinen ἀποφάσεις §§ 195—203, 209—213 (vgl. Nauck im Kommentar S. 147 f.), 229—240 (vgl. Nauck ebd. S. 159), 248—251 (vgl. Nauck S. 173). Zwischen diese Exzerpte aus Aristoxenos sind jedoch manche geringwertige aus anderen Quellen eingeschoben, während umgekehrt auch innerhalb solcher Abschnitte, die anderen Schriftstellern entnommen sind, Aristoxenisches mit unterläuft. Auf einen solchen Ursprung weisen z. B. häufig eigentümliche Ausdrücke der Pythagoreer, meist altdorische Wörter, wie ἐχεμυθία, ἐστώ, ἀειστώ, πεδαρτᾶν, ἐνδεδάσθαι u. a. hin, die Pythagoras selbst gebraucht hatte [aber P. war ein Ionier und sprach sicherlich ionisch], und die zum größten Teil durch Aristoxenos überliefert worden sind. In vielen Punkten trifft C. hierbei mit den scharfsinnigen Untersuchungen E. Rohdes im Rhein. Mus. 26 S. 584 ff. und 27 S. 23 ff. zusammen, die mehrere Jahre vor den Collectanea erschienen waren. Hätte C. nicht seiner Gewohnheit gemäß den deutschen Gelehrten ignoriert, so würde er über das Verhältnis der einzelnen Quellen zu einander und über die Art, wie Iambl. seine Quellen ausgeschrieben hat, ein richtigeres Urteil gewonnen haben. So glaubt er, daß Iambl. neben Nikomachos und Apollonios auch Aristoxenos selbst zur Hand hatte und z. B. in der Erzählung über Damon und Phintias § 233 Nikom. wörtlich ausgeschrieben, dann § 234 Aristox. zur Hand genommen habe und schließlich (§ 237) wieder zu Nikom. zurückgekehrt sei, während Rohde erkannt hat (s. Nauck S LIV, 2), daß Iambl. so wenig wie Porphyr. § 59 Aristox. direkt benutzte, sondern beide dessen Bericht bei Nikom. vorfanden. Überhaupt hat Rohde klar nachgewiesen, daß Iambl. vornehmlich nur zwei Hauptquellen hatte, die Vita des Nikomachos von Gerasa und die des Apollonios von Tyana, von denen die letztere allerlei Wunder und Ammenmärchen erzählte und erdichtete, die erstere sich treuer an ihre Quelle hielt (vgl. Nauck S. LIII ff.). Was C. dagegen von dem Verhältnis des Iambl. zu Porphyr. sagt, daß jener an zahlreichen Stellen, wo er mit diesem wörtlich übereinstimmt, ihn nicht

Digitized by Google

benutzt hat, sondern beide einer Quelle, wahrscheinlich Nikomachos, gefolgt sind (womit freilich im Widerspruch steht, daß Iambl. an mehreren derartigen Stellen, so an der eben erwähnten § 233 ff., direkt den Aristox. zu Rate gezogen habe), so hat er hierin das Rechte getroffen, das aber Rohde bereits vor ihm gefunden und viel ausführlicher nachgewiesen hatte. Mit nicht größerem Rechte als den Aristoxenos macht C. auch den Dikäarch zum unmittelbaren Gewährsmann des Iambl. — Für die Erkenntnis der altpythagoreischen Gebräuche sind manche Bemerkungen Cobets von Bedeutung. So betont er S. 361 ff. die freilich vor ihm auch schon von Krische u. a. (s. Zeller 318, 5) erkannte Unrichtigkeit der Fabeln vom pythagoreischen Verbote des Bohnen- und des Fleischessens, die durch Aristox. bezeugt wird. Dieser, der in Großgriechenland geboren worden war und alle damals noch lebenden Pythagoreer kennen gelernt und von ihnen die besten von Hand zu Hand überlieferten Nachrichten über P. hatte, ist ein vollgültiger und zuverlässiger Zeuge; die Erdichtungen der Späteren rühren, wie C. vermutet, von dem eitlen Thoren Diodoros von Aspendos und den neumodischen Pythagoreern her, obwohl auch bei den Älteren, wie bei Herakleides Pont., schon fabelhafte Erdichtungen vorkommen. S. jedoch über die Bedeutung der Zeugnisse des Aristox. die abweichende Auffassung Rohdes Psyche 457, 4. Die Chronologie des Diodoros bestimmt C. S. 448 ff. (vgl. Spicilegium S. 481 f.) dahin, daß er in der Diadochenzeit gelebt habe — S. 350 wird bemerkt, daß die Pythagoreer erst nach der Zeit dieses Diodor Πυθαγορισταί genannt wurden, wodurch die Fabeleien von Röth und Gladisch (s. o. zu No. 7 und Zeller 316, 9) widerlegt werden. — S. 355 wird eine neue Ansicht über die ἱστορίη, die Pyth. nach Heraklit fr. 17 geübt haben soll (s. o. zu No. 188), vorgetragen, die aber trotz der Zustimmung Tannerys (s. u.) als eine wunderliche Verirrung bezeichnet werden muß. Aus den Worten bei Iambl. § 89: ἐκαλεῖτο δὲ ἡ γεωμετρία πρὸς Πυθαγόρου schließt er nämlich, daß Heraklit von P. behaupte, er habe am meisten von allen sich mit der Geometrie beschäftigt.

Nauck (No. 197) bemerkt in der Vorrede im Anschlusse an die durch Rohdes und Cobets Quellenanalyse gewonnenen Ergebnisse noch folgendes: Iambl. ist ein ganz unkritischer Kompilator; er verfährt so mechanisch, daß er bisweilen über dieselbe Sache verschiedene Zeugnisse beibringt, gar nicht oder noch nicht Erwähntes als von ihm erwähnt bezeichnet u. dgl. m. Aber er hat uns die trefflichsten und ältesten Zeugnisse aufbewahrt, so besonders eine ziemlich bedeutende Anzahl aristoxenischer, ebenso mehrere des Timaios. Für diesen hätte ebenso wie für Aristoxenos (vgl. Cobet No. 196a) Iambl. in den Müllerschen Fr. Hist. gr. noch öfter zu Rate gezogen werden sollen; merkwürdig

Digitized by Google

ist namentlich eine Übereinstimmung zwischen Iambl. und Tim. bei dem Scholiasten zu Platon p. 319 Bekk., durch den eine Konjektur Rohdes bestätigt wird. — Die Gestaltung des Textes, die hauptsächlich auf dem von Rohde neu verglichenen cod. Flor. beruht, hat durch seine Ausgabe eine bedeutende Förderung erfahren, und der sorgfältige kritische Kommentar enthält auch manchen wertvollen Beitrag zur Geschichte des Pyth. und seiner Schule. Vgl. auch Nauck, Scholia in Iamblichi de vita Pythagorea librum ex codice Florentino edita. Mélanges gréco-romains IV S. 509 ff.

Aus den Bemerkungen Cobets zu Laertios' Vita Pythagorae (No. 196b) sei hier auf folgendes hingewiesen. L. hält auch das Allerthörichtste für wahr; so § 14, daß P. zuerst Maß und Gewicht eingeführt habe. Ganz unsinnig ist auch, was § 34 über die Bohnen und was § 40 f. nach Hermippos berichtet wird. Am ausführlichsten bespricht C. den Bericht über den Tod des P. § 39 f. Er vermutet § 39 statt τούτου: τοῦ <Κρωτωνια>τοῦ oder τοῦ <ἀθλη>τοῦ und nimmt § 40 zwischen τοῦ Κρωτωνιατοῦ und εἰς Μεταπόντιον eine größere Lücke an.

Über das aureum carmen führt Cobet (No. 496c) aus, daß aus gewissen poetischen Sentenzen der Pythagoreer, deren Dichtung nicht viel besser als die des Laert. war, die χρυσᾶ ἔπη hervorgegangen seien. Diese bildeten eine ungeordnete Zusammenstoppelung von Versen verschiedenen Alters und Stiles. Die erste Spur findet sich bei Chrysipp, weitere nach langem Zwischenraume bei Plutarch, Galen, Porphyrios und Stobaios, der viele Verse aus einem von unseren Handschriften nicht abweichenden Codex genommen hat. C. stellt dann aus dem Gedichte eine Anzahl fehlerhafter Formen und Ausdrücke zusammen und weist auf verschiedene Abgeschmacktheiten des Gedankens und kindische Vorstellungen hin. Unpythagoreisch ist die Lehre, die v. 70 f. vorausgesetzt wird, daß die Seelen der Verstorbenen in den Himmel einziehen und zu unsterblichen Göttern werden. Über den Dialekt urteilt C., daß der Sammler verkehrterweise dorische mit ionischen Formen vermischt habe. P. selbst habe wahrscheinlich ionisch geschrieben [vielmehr gesprochen], die italischen Pythagoreer dagegen dorisch.

Genauer geht auf die Entstehung und Beschaffenheit des Gedichtes Nauck in dem Epimetrum zu No. 197 S. 199—242 ein. Er hatte bereits 1873 in den Mélanges gréco-romains III 546 ff. seine Meinung über die späte Entstehung des Gedichtes begründet und die Zustimmung von Th. Gomperz (Rhein. Mus. 32 S. 475) gefunden, während andere, wie Zeller (in der 4. Aufl. des 1. Bandes) und Cobet, seine Ausführungen unbeachtet ließen. Hier giebt er nun zunächst den Text nach zwei neu verglichenen Handschriften S und M unter Mitbenutzung der von V. Puntoni, Postille sopra gli aurei versi dei Pitagorici (Studi di

Digitized by Google

filos. greca I 2 S. 181 ff.) mitgeteilten Lesarten von zehn Florentiner Handschriften und unterwirft dann das Gedicht ähnlich wie Cobet und vielfach mit ihm übereinstimmend einer Prüfung nach Form und Inhalt. Er macht auf einzelne metrische Fehler aufmerksam, stellt eine Anzahl unerhörter oder dem älteren Sprachgebrauche fremder Formen zusammen und bezeichnet die ganze Schreibweise als verkehrt (kindische und leere Vorschriften, häufige Wiederholungen derselben Sentenz, keine Ordnung und kein Plan). Weiter führt er die Stellen, wo Verse des Gedichtes citiert werden, vollständig an, wobei er den schon früher bekannten nicht wenige von ihm selbst gefundene hinzufügt. Hierbei zeigt sich, daß weder der älteste dieser Autoren, Chrysipp, noch irgend einer vor Iambl., der die χρυσᾶ ἔπη häufig anführt, die Sammlung kennen, auch Porphyrios nicht. Daraus schließt N., daß das Gedicht zwischen der Zeit des Porph. und der des Iambl., d. h. im 4. Jahrhundert n. Chr. fabriziert worden ist. An vielen Stellen erweist sich der Verfasser des Gedichtes als Plagiarius, am ungeschicktesten v. 47 f., wo er in dem bekannten Eide der Pythagoreer (hier schlägt N. S. 230 ἀμετέρᾳ φύτλᾳ st. ψυχᾷ und in den Addenda ἀμερίᾳ φύτλᾳ vor) die dorischen Formen beibehält, während sonst das Gedicht ionisch geschrieben ist, und außerdem P. abgeschmackterweise bei sich selbst schwören läßt. — Es folgt eine Zusammenstellung und Prüfung der angeblich von Pyth. oder Pythagoreern herrührenden Verse, aus der sich ergiebt, daß die meisten dieser Verse anderen, zum Teil sehr alten Autoren, z. B. Empedokles, Orpheus, angehören. Die Schol. Ven. Il. *N* 589 angeführten Verse, die N. früher auf pythagoreischen Ursprung zurückführte, enthalten, wie er jetzt erkannt hat, einen heraklitischen Gedanken und stammen vielleicht aus Skythinos. Alle diese Citate beweisen keineswegs, daß P. oder die Pythagoreer der Dichtkunst obgelegen haben; vielleicht ist überhaupt kein Vers irgend eines Pythagoreers aus alter Zeit auf uns gekommen. Aber in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten wurden den Pythagoreern gewisse an Alter und Wert sehr verschiedene Verse zugeschrieben. Solche hat unser Fälscher aufgenommen und dazu noch einige recht fade und abgeschmackte hinzugefügt. — Zeller nimmt in der 5. Aufl. S. 294, 4 von Naucks Untersuchung Kenntnis und stimmt ihm im wesentlichen bei mit der Bemerkung, daß dadurch sein eigenes, schon in der 2. Aufl. ausgesprochenes Urteil über die Wertlosigkeit des „goldenen Gedichtes" vollauf bestätigt werde. Er erklärt sich jedoch gegen einzelne Ausführungen Naucks, wie die über die widersinnige Verwendung des pythagoreischen Eides, und hält vor allem den Beweis nicht für erbracht, daß das Gedicht erst zur Zeit des Iambl. entstanden sei; er möchte es lieber dem 1. vorchristl. Jahrhundert zuweisen. Aber ist es für diese Zeit nicht doch gar zu stümperhaft und abgeschmackt?

Digitized by Google

Auch um den Text des Porphyrios hat sich Nauck (No. 198) verdient gemacht. Nachdem er bereits 1860 bei Teubner drei Werke dieses Philosophen, die Vita Pythagorae mit den übrigen Bruchstücken aus der φιλόσοφος ἱστορία, die Bücher de abstinentia und den Brief an Marcella hatte erscheinen lassen, ist in der zweiten Ausgabe noch die Schrift de antro Nympharum hinzugekommen. Der Text der Vit. Pyth. hat in der neuen Rezension hauptsächlich durch Benutzung der von V. Rose im Hermes V 362 ff. herausgegebenen Bywaterschen Kollation des Bodleianus, aus dem alle uns bekannten Handschriften abgeleitet sind, sowie der brieflich von Bywater an N. mitgeteilten Ergänzungen zu dieser Kollation ein neues und besseres Aussehen erhalten. S. X f. verweist N. in betreff der von Porph. in seiner Vita benutzten Quellen auf Rohde, Rhein. Mus. 26. 874 ff., „der griech. Roman" S. 254 ff. und E. Maaß, De biogr. Gr. S. 95 und giebt ebd. Anm. 4 eine Übersicht der Stellen, an denen Porph. mit Iambl. übereinstimmt.

2. Zum Leben des Pythagoras und zur Geschichte des pythagoreischen Bundes.

199. A. Riecke, Pythagoras. Zeit- und Lebensbild aus dem alten Griechenland. Der studierenden Jugend gewidmet. Leipzig und Berlin 1883, Spamer (N. Jugend- und Hausbibl. V. Serie).

200. Vita di Pitagora scrita da Bernardino Baldi, tratto dall' autografo, ed annotata da Enrico Narducci. Roma 1888. IV, 112 S. 4.

*201. M. Bobber, Pitagora, i suoi tempi e il suo istituto Turin 1887. 64 S. 16.

*202. A. Zlamal, Pythagoras und seine Schule (ungarisch). Progr. Karlsburg 1890.

*203. R. Taverni, Di Pitagora educatore. Discorso. Roma 1883.

204. L'Istituto Pitagorico. Nota di S. Cognetti de Martiis. Torino 1889, Löscher. 41 S. gr. 8. Vgl. *Derselbe, Pitagora, vita, dottrina e scuola. Atti dell' Accad. di Torino, XXIV 2. 3 S. 208 ff.

Das Buch von Riecke ist ein völlig unkritisches Geschreibsel über das Leben des P. und seine Schule, die etwa nach Art eines heutigen Gymnasiums geschildert wird. Eingestreut sind Exkurse über das griechische Haus, griechische Gastmähler u. s. w., die in eine Biographie des P. ebensowenig gehören wie ein großer Teil der 50 dem Text beigegebenen Illustrationen. Auch der hinzugefügte Abschnitt über die Entwickelung der Philosophie bis auf P. ist ganz wertlos. Die

Digitized by Google

„studierende Jugend", der das Buch gewidmet ist, mag Verf. nun die der Universitäten oder die der Gymnasien meinen, kann nur vor der Benutzung gewarnt werden.

Die Schrift von Baldi stammt aus einer von diesem eigenhändig geschriebenen, im Besitze des D. Baldassere Buoncompagni befindlichen Handschrift, aus der Narducci schon früher eine Anzahl bisher unedierter Baldischer Vitae italischer Mathematiker veröffentlicht hatte. Das Werk ist, soweit ich nach flüchtiger Durchsicht urteilen kann, als eine gelehrte und für die damalige Zeit (16. Jahrhundert) achtbare Leistung zu bezeichnen. Sie enthält eine genaue, quellenmäßige Darstellung der Lebensverhältnisse des P. sowie der Vorschriften, der Lehre und der Entdeckungen des Meisters und seiner Schüler auf philosophischem, mathematischem, astronomischem Gebiete u. s. w. Von irgend einer historischen Kritik, von einer Unterscheidung der älteren und jüngeren Pythagoreer, von einer Sichtung und Schätzung der Quellen ist, wie nicht anders zu erwarten war, keine Rede.

Cognetti schildert das Leben und die Reisen des P. sowie den pythagoreischen Bund ohne jede Prüfung der Überlieferung; alle Nachrichten des Porphyr. und Iambl. werden unbesehen als authentisch angenommen. In der Darstellung des pythagoreischen Systems werden die „goldene Verse" mit Mullach Fr. ph. Gr. I 413 auf Lysis oder Aston (!) zurückgeführt und gläubig als Quelle der pythagoreischen Sittenlehre benutzt. Mit L. v. Schröder zweifelt Verf. nicht an dem indischen Ursprung der Seelenwanderungslehre und anderer Teile des pythagoreischen Systems, nur daß er neben Buddha und P. als dritten im Bunde Lao Tseu und seinen Taoismus nennt. Alle drei sind ihm die Verkünder des Wortes von der physischen, psychischen und sozialen Einheit, aber mit dem Unterschiede, daß der Indier mehr asketisch, der Chinese mehr metaphysisch, der Samier mehr politisch ist (!). Eine Reise des P. nach Indien dünkt C. wahrscheinlicher als das Erscheinen brahmanischer Missionäre in Griechenland oder als eine Übertragung der indischen Lehren auf dem Wege durch Persien. Das genügt wohl zur Kennzeichnung seines Standpunktes.

Über die Abhandlung von Unger, Zur Geschichte der Pythagoreer ist bereits oben (I 198) berichtet worden.

3. Zur Lehre des Pythagoras und der Pythagoreer.

205. P. Sobczyk, Das pythagoreische System in seinen Grundgedanken. Diss. Breslau 1878. 42 S.

206. W. Bauer, Der ältere Pythagoreismus. Eine kritische Studie. Berner Studien zu Philosophie und ihrer Geschichte. B. VIII. Bern 1897, Steiger. VIII, 232 S. gr. 8.

Digitized by Google

207. A. Döring, Wandlungen in der pythagoreischen Lehre. Arch. f. G. d. Ph. V (1892) S. 503—531.

208. M. Offner, Die pythagoreische Lehre vom Leeren. Sonderabdr. aus: Abhandlungen aus dem Gebiete der klass. Altertumswiss., W. v. Christ dargebracht. München 1891, Beck. 11 S. gr. 8.

209. A. Freiherr v. Thimus, Die harmonische Symbolik des Altertums. II. Abs.: Der technisch-harmonikale und theosophisch-kosmogonische Inhalt der kabbalistischen Buchstabensymbole des althebräischen Büchleins Jezirah. — Die pythagoreisch-platonische Lehre vom Werden des Alls und der Bildung der Weltseele in ihren Beziehungen zur semitisch-hebräischen wie chamitisch-altägyptischen Weisheitslehre und zur heiligen Überlieferung der Urzeit. Köln 1876, Du Mont-Schauberg. VII, 420 S. und 11 Tafeln. 4.

210. P. Tannery, Sur le secret dans l'école de Pythagore. Arch. f. G. d. Ph. I (1888) S. 28—36.

211. P. Tannery, Une opinion faussement attribuée à Pythagore. Ebd. IV (1890) S. 1—11.

212. W. R. Ridgeway, What led Pythagoras to the doctrine, that the world was built of numbers? Class. Review X (1896) S. 92—95.

*213. H. Pernot, Table de Pythagore. Mélusine 1896 S. 122. Nachträge dazu von H. Zimmer, ebd. S. 167 ff.

214. C. v. Jan, Die Harmonie der Sphären. Philol. 52 (1894) S. 13—38.

*215. Musici scriptores ed. C. Janus, Leipzig 1895.

216. J. Dupuis, Sur le serment des Pythagoriciens. Rev. d. études grecques VII (1894) S. 146—150.

217. C. Hölk, De acusmatis sive symbolis Pythagoricis. Diss. Kiliae 1894, H. Fiencke. 69 S.

218. A. Espinas, Du sens du mot φρουρά, Phédon p. 62 B. Arch. f. G. d. Ph. VIII (1895) S. 449—454.

219. B. Hirzel, Pythagoreisches in Platons Gorgias. Commentt. philol. in hon. Th. Mommseni. Berol. 1877 S. 11—22.

220. A Schmekel, De Ovidiana Pythagoreae doctrinae adumbratione. Diss. Greifswald 1885. 89 S.

221. E. Norden, Vergilstudien. Hermes 28 (1893) S. 360—406.

Sobczyk will im Anschluß an die Notizen des Aristoteles und im strengen Hinblick auf den Inhalt der mathematischen Studien der

Digitized by Google

älteren Pythagoreer eine kurze genetische Entwickelung der Grundgedanken des älteren Pythagoreismus geben. Die Pythagoreer faßten das Weltall als ein gegebenes, abgegrenztes Ganzes, als Eins, das sie zugleich als Zehnzahl dachten. Jede Einheit der kosmischen Zehnzahl konnte wieder als Zehnzahl vorgestellt werden, eine Teilung, die fortgesetzt werden kann, bis man zu den letzten unmittelbaren Einheiten gelangt. Denkt man sich von der so entstandenen untersten Reihe aufwärts bis zu der obersten Dekade des Kosmos alle 1, alle 2 u. s. f. in besondere Rubriken gebracht, so erhält man 10 Sphären, die Einsphäre, Zweisphäre u. s. w. So erklärt sich, daß unter einen Zahlbegriff viele voneinander ganz verschiedene Dinge fallen. Jede Sphäre aber läßt sich als die letzte einheitliche Zusammenfassungsform aller unter ihre Wesensbestimmung fallenden Dinge denken. Alles unter den Begriff der Zahl 2 Fallende z. B. gehört demgemäß in die Region der Erde. Da aber die Erde nicht ein in sich völlig abgesonderter Teil der Welt ist, sondern ein in das Ganze eingreifendes Glied, ebenso wie die Zahl 2 in der Dekade, so werden die in ihre Region sonst gehörenden Dinge ebenfalls in die Region der andern Weltkörper folgen, und ebenso verhält es sich mit den andern Weltkörpern oder Weltzahlen, so daß wir es allerwärts nur mit zusammengesetzten Größen zu thun haben. So erklärt S. die schwierige Stelle Metaph. I 8, 990 a 18, ohne ihren Text irgendwie zu ändern, und versucht zugleich aus dieser Stelle ein pythagoreisches Fragment zu gewinnen. Mit Recht bezeichnet Zeller S. 392 und 395 sowohl diesen Versuch wie auch die ganze Konstruktion Sobczyks als unhaltbar; sie ist schön ausgedacht, aber den Beweis, daß dies wirklich pythagoreische Auffassung sei, ist S. schuldig geblieben. Auch weiterhin bewegt er sich vielfach in Kombinationen, die, soweit sie nicht auf ganz unpythagoreischen Gedanken beruhen, mindestens in unserer Überlieferung keine Stütze finden. Vor allem mutet er den Pythagoreern ein viel zu abstraktes Denken zu. So war ihnen nach seiner Meinung das ἄπειρον ursprünglich nur die Eigenschaft einer mathematischen Größe, beliebig vermehrt oder vermindert werden zu können, ohne daß sie sich ihrem Wesen nach änderte. Diese Eigenschaft haben nicht nur der Zahl- und Ausdehnungsbegriff, sondern auch der des Leeren, der Zeit u. s. w. mit einander gemein. Jede dieser ὕλαι oder κατηγορίαι τοῦ ὄντος (!), zu denen die Pythagoreer auch die vier Grundstoffe (?) gerechnet haben sollen, stellt sich als ein unter dem Verhältnis des ἄπειρον und des πέρας Angeschautes dar, zunächst als Eins, dessen weitere dekadische Teilung so weit ausgeführt werden kann, bis auch das Vermindertwerden seine Grenze erreicht. Die erste Einheit nach der Seite des μικρόν und die letzte nach der des μέγα sind die Grenzwerte, innerhalb deren sich die ganze

Digitized by Google

Mannigfaltigkeit der Zwischenwerte bewegt (!). — Eigentümlich ist die Auffassung des Verf. von dem κενὸν ὃ διορίζει τὰς φύσεις bei Aristot. Phys. 213 b 22. Er erblickt darin die leere Anschauung (!) im Unterschiede zu der vollen Anschauung der einen oder mehrerer Einheiten; diese leere Anschauung aber könne dadurch wieder zur vollen werden, daß man von Einzelanschauungen an sich absehend ihr Zwischen und ihr Außerhalb betrachtet; dann finde das Leere seine Grenze an den Einzelanschauungen (!). Das ist eine wunderliche Art, die ja allerdings sehr auffallende und mit der sonstigen Auffassung der Pythagoreer vom πέρας und ἄπειρον schwer zu vereinbarende Notiz des Aristot. zu erklären. — Auch in den folgenden Abschnitten über „die spekulative Begründung und Anwendung der Zahlen- und Harmonielehre" und über „die Behandlung der Planimetrie und Stereometrie" findet sich vieles Willkürliche und Abstruse. So leitet S. z. B. aus der Definition der Seele als Harmonie die Seelenwanderungslehre ab. Über seine verfehlte Deutung des Gnomon, in dem er nicht, wie allgemein angenommen wird, die ungerade, sondern die gerade Zahl sieht, s. Zeller S. 532 Anm.

Die „kritische Studie" Bauers ist in Wahrheit ein Muster von Kritiklosigkeit. Für die Stellung des Verf. zur heutigen Quellenforschung ist charakteristisch, daß er von Diels' Doxographi keine Ahnung hat und den Text des Stobaeus nur in der alten Heerenschen Ausgabe kennt. Seine Unkenntnis der griechischen Sprache, wie sie namentlich in der Behandlung des angeblich philolaischen Bruchstückes π. ψυχᾶς bei Stob. I 20, 2 hervortritt, ist geradezu erstaunlich; bringt er es doch u. a. fertig (S. 108, 3), in den Text durch Konjektur an Stelle des untadligen ἄχρι die von ihm erfundene Präposition ἄρχι (= ἀπό „von — her") zu setzen. Diesem Standpunkt seiner Kenntnisse entspricht denn auch der Inhalt seiner übrigens mit ermüdender Weitschweifigkeit und unter endlosen Wiederholungen vorgetragenen Ausführungen. Das Buch muß als völlig wertlos bezeichnet werden. Von den drei Hauptabschnitten, in die es zerfällt, kann der dritte, der über die pythagoreische Ethik handelt, von vornherein nicht die geringste Bedeutung beanspruchen, da er die wichtigsten Fragen ganz beiseite läßt oder kaum streift. Etwas genauer geht Verf. in den beiden ersten Abschnitten auf die Metaphysik und Kosmologie ein, aber auch hier, ohne irgend einen Nutzen für die Wissenschaft. Was er insbesondere über das Verhältnis des Aristoteles zu Philolaos und die Stellung dieses innerhalb des Pythagoreismus sagt — Phil. soll eine der Zahlenlehre voraufgegangene Stufe des Pythagoreismus darstellen — ist entweder ganz unhaltbar oder, soweit ein Körnchen Wahrheit darin steckt, wie, wenn er den von Zeller angenommenen direkten Zusammenhang zwischen Aristot. und Philol. leugnet, schief formuliert und stark übertrieben.

Digitized by Google

Verfehlt ist auch der Versuch, das erwähnte Bruchstück des Philol. zwar nicht in seinem ganzen Umfange, aber doch in seinem mittleren Teile zu retten. Der unerfreuliche Eindruck des Buches wird noch gesteigert durch den selbstbewußten Ton, den Verf. einem Mann wie Zeller gegenüber anschlägt und der ihm am allerwenigsten zukommt. Näheres s. in meiner Besprechung Berl. Ph. Wschr. 1898, 11 ff. Vgl. auch Döring, L. C.-Bl. 1897, 1251 f. und Diels, D. L.-Z. 1899, 96 f. Letzterer macht zu der berühmten ὁλκὰς τᾶς σφαίρας bei Philol. (Stob. I 1, 3 S. 18, 7 W.) auf das von ihm in den Menonia aufgefundene Bruchstück dieses Philosophen (vgl. Bericht I 176 f.) aufmerksam, wo die sich auf den Mikrokosmos beziehenden Worte τῇ ἐπεισάκτῳ τοῦ πνεύματος ὁλκῇ die Übertragung der ὁλκή, deren richtige Bedeutung B., wenn auch sehr unklar, angedeutet hat, auf den Makrokosmos verständlich machen.

Ein anderer Geist spricht aus Dörings Abhandlung. Auf grund genauer Durchforschung und sorgfältig abwägender Kritik des Quellenmaterials sucht Verf. die schwierige Frage nach den verschiedenen Wandlungen, die die pythagoreische Lehre im Laufe der Zeiten durchgemacht hat, zu beantworten. Er geht von der Thatsache aus, daß der ursprüngliche Pythagoreismus kein wissenschaftliches System, sondern eine auf Seelenrettung abzweckende Ordenslehre war, die man als düsteren Fanatismus bezeichnen muß. Mit dieser Grundrichtung aber war von Anfang an [also doch auch als etwas ursprünglich im Pythagoreismus Liegendes!] ein starkes und mannigfaltiges wissenschaftliches Streben verbunden, das sich mehr und mehr von jenem düsteren Urgrunde loslöste und zum Teil in vollen Gegensatz zu jener mystischen Weltanschauung trat. Dieser Dualismus zeigt sich schon bei dem Stifter der Schule, der beide Richtungen wahrscheinlich dadurch in inneren Zusammenhang brachte, daß ihm die wissenschaftliche Thätigkeit als ein seelisch-diätetisches Reinigungsmittel galt (?). Weiterhin hat dann die Verweltlichung des Ordensgeistes durch Verselbständigung des wissenschaftlichen Interesses immer weitere Fortschritte gemacht. D. glaubt in dieser Entwickelung drei Stufen unterscheiden zu können: 1. fortschreitende wissenschaftliche Forschung ohne Notwendigkeit eines Bruches mit den ursprünglichen Interessen, Wandlungen der kosmogonischen Theorie; 2. Untergrabung der Seelenwanderungslehre, Verneinung der Unsterblichkeit; 3. die Seelenwanderung als höchste Angelegenheit des Ordenslebens fällt weg, die wissenschaftliche Forschung rückt aus einem Mittel zum Zweck zur höheren Würde eines Selbstzweckes vor. — Im Abschn. I: „Wandlungen der kosmogonischen Theorie" nimmt D. nicht, wie gewöhnlich das durch Aristot. benutzte Weltbild, das anerkanntermaßen nicht das älteste ist, zum Ausgangspunkt, sondern ver-

Digitized by Google

sucht den Wandlungsprozeß in streng genetischer Abfolge zu rekonstrurieren. — Was zunächst die mutmaßliche Abhängigkeit des P. selbst von seinen Vorgängern betrifft, so ist die Übereinstimmung mit Anaximander zwar nicht unmöglich, aber unsicher, die mit Anaximenes dagegen in bezug auf die Lehre vom Atmen der Welt sicher bezeugt; daß dabei nicht mit Chiappelli an eine Einwirkung des P. auf Anaximenes zu denken, sondern das umgekehrte Verhältnis anzunehmen sei, ergiebt sich schon aus den chronologischen Beziehungen beider (s. o. zu No. 187). Aber auch in der Auffassung von der Gestalt der Erde wird sich P. dem Anaximenes angeschlossen haben. Die Entdeckung der Kugelform und die ohne diese nicht denkbare Übertragung der Zoneneinteilung vom Himmel auf die Erde ist wahrscheinlich dem Parmenides zuzuschreiben. Da P. auch die Fünfzahl der Planeten noch nicht gekannt hat, so kann er auch nicht der Urheber der Lehre von der Sphärenharmonie sein, die Aristoteles ihm [vielmehr den Pythagoreern] beilegt. In der Ausbildung der Zahlenlehre und der Betonung der Zehnzahl lag dann weiterhin ein Antrieb zur Ausgestaltung des von aller Empirie losgelösten dekadischen Weltsystems mit seiner Lehre vom Centralfeuer sowie der Annahme einer Gegenerde und der Umdrehung der Erde um diese. Aus dieser Entwickelung ergaben sich nun mehrfache Verschiedenheiten, ja Widersprüche der Weltauffassung. Während bei Aristot. d. cael. 293a 27 ff. das Motiv der Zehnzahl gar nicht hervortritt, sondern augenscheinlich die Wichtigkeit des Feuers betont wird, finden wir dieses Metaph. 886a 6 ff. überhaupt nicht erwähnt. Will man auch letztere Stelle, an der die Pythagoreer nicht genannt werden, auf sie beziehen, so hätten wir hier die früheste Spur des harmonistischen Strebens, zwei verschiedene Theorien — nach der einen ist die Mitte, nach der anderen die Peripherie das Wertvollste — in Einklang zu bringen. Ähnliche Widersprüche treten uns nach der doxographischen Überlieferung auch bei Philolaos entgegen. In den zahlreichen Angaben des Aëtios, die man bisher als einheitliches Ganzes angesehen hat, sind dreierlei Auffassungen ineinander gearbeitet: 1. die geozentrische (Einteilung des Alls in Olymp, Kosmos, Uranos; die Vollkommenheit nach der Peripherie zunehmend), die wahrscheinlich unphilolaisch ist und mit der Sphärenharmonie zusammenhängt. Ihnen gegenüber steht die pyrozentrische (Centralfeuer, Zehnzahl der Sphären, die Sonne nicht selbstleuchtend), die wieder zerfällt in 2. eine konsequente Auffassung (sämtliche leuchtende Körper spiegelartig, die einzige Lichtquelle das Centralfeuer) und 3. eine inkonsequent-harmonistische (Theorie von den beiden πείρατα, die Sonne bald als Sammellinse, bald als Spiegel betrachtet). Welche von den beiden philolaisch ist, läßt sich nicht ausmachen. In den auf das dekadische System folgenden

Digitized by Google

Wandlungen suchte man verschiedene Anstöße zu beseitigen (Hiketas, Ekphantos u. s. w.) — Im Abschnitt II: „Die Seele und ihr Schicksal" legt D. dar, wie das wissenschaftliche Grundprinzip, daß alles Zahl und Harmonie ist, in seiner Anwendung auf die Seele zur Leugnung der Unsterblichkeit und damit zur Beseitigung der Grundvoraussetzung der Ordenslehre führte. Philolaos wird seit Boeckh allgemein, aber mit Unrecht als Vertreter der alten Unsterblichkeitslehre angesehen. Aus den Stellen bei Clem. Al. und Theodoret geht dies ebensowenig wie aus Platons Gorg. 493 A ff. hervor. Dagegen stimmt die echt pythagoreische Vergleichung der Seele mit der Harmonie der Lyra (Phädon 85 E ff.) genau mit der authentischen Definition des Philolaos bei Nikomachos (Boeckh 60 f.). Zwischen dieser durch Simmias vertretenen Ansicht von der Seele als einer bloßen Funktion und der alten Seelenwanderungslehre bildet eine Mittelstufe die von Kebes im Phädon 87 vorgetragene Theorie von den verschiedenen Körpern, die die Seele wie Gewänder nacheinander abtragen kann, bis sie endlich selbst dem Untergange anheimfällt. Jene dem Simmias in den Mund gelegte Anschauung ist wahrscheinlich (?) die des Philolaos. Sie tritt auch, obwohl in sehr abgeblaßter Gestalt, bei Aristoxenos und in ähnlicher Form bei Dikäarch hervor. Danach sind Boeckhs Kombinationen hinfällig, und Philol. hat vielmehr das wissenschaftliche Prinzip konsequent auf die Seelenlehre angewandt. [Aber irgend ein sicheres Zeugnis hierfür hat D. nicht beigebracht.] — Im Abschnitt III: „Die Lehre vom höchsten Gut" endlich zeigt D., daß in die durch die Beseitigung der Unsterblichkeitslehre leer gewordene Stelle das wissenschaftliche Streben einrückte. Er beruft sich hierfür namentlich auf Herakleid. Pont. bei Clem. strom. II 21, wo aus Theodoret gr. aff. cur. XI 8 zu verbessern ist: Πυθαγόρης τελεωτάτην τῶν ἀριθμῶν ἐπιστήμην ἔσχατον ὑπέλαβεν ἀγαθόν. In dieser Notiz sieht er mit Heinze eine spätere Erfindung, wie ihm denn überhaupt die betreffenden Abschnitte der beiden Kirchenväter der Rest einer alten ethischen Doxographie zu sein scheinen. — Dörings Untersuchung enthält eine Menge originaler und anregender Gedanken, die sicherlich die volle Beachtung der Mitforscher verdienen, aber auch der sorgfältigsten Nachprüfung bedürfen, wie ich sie hier schon des Raumes wegen nicht vornehmen kann. Daß manche Annahme nicht sicher genug begründet ist, habe ich oben gelegentlich angedeutet. Über eines der wichtigsten Ergebnisse, nach dem durch die fortschreitende wissenschaftliche Erkenntnis das religiöse Element der Schule zersetzt und schließlich völlig zerstört worden wäre, sei nur so viel bemerkt. Wenn noch ein Empedokles mit seiner rein mechanischen Weltauffassung die pythagoreische Seelenwanderungslehre vereinen und sie sogar an Schroffheit überbieten konnte, so ist nicht abzusehen, weshalb bei

Digitized by Google

den gleichzeitigen Pythagoreern und auch bei dem etwas jüngeren Philolaos nicht ein Gleiches denkbar sein soll. Hat doch auch noch später Platon bei seinen pythagoreischen Freunden in Unteritalien sicher nicht nur die Zahlenlehre, sondern neben ihr auch den Unsterblichkeitsglauben und das Dogma von der Seelenwanderung in voller Geltung gefunden.

Offner sucht die Widersprüche, die sich aus Aristot. Phys. 213b 22ff. im Vergleiche zu anderen Stellen, besonders Metaph. 1091a 13, über die pythagoreische Auffassung vom Leeren und seinem Verhältnis zur Grenze und dem Unbegrenzten ergeben (s. Zeller 385 f. und 436 f.), auszugleichen. Der Einwendung Zellers gegen die Gleichsetzung des κενόν mit dem ἄπειρον, das Leere könne doch nicht auf die Seite des Begrenzenden und das, was dadurch getrennt werde, auf die entgegengesetzte gestellt werden, begegnet er mit der Bemerkung, daß das Leere, auch wenn es begrenzend wirke und insofern nach einer Seite hin als begrenzt erscheine, doch nach der anderen Seite in das Unendliche hinaus, dem es entstammt, keine Begrenzung erfahre und somit bei Betonung des Zusammenhanges zwischen außer- und innerweltlichem Leeren immerhin als Unbegrenztes bezeichnet werden könne; es solle eben nur das Leere, das als Teil des gesamten Leeren in das Weltall eintritt, begrenzend wirken, worauf auch der Zusatz ὃ διορίζει zu τὸ κενόν in der Physikstelle hinweise. Das ist eine sehr schillernde Deutung, die in keiner Weise geeignet ist, die Schwierigkeit zu beseitigen. Das κενόν in der Physikstelle ist nicht nur das von außen Begrenzende, sondern das die Dinge durch sein Eindringen von einander Scheidende und somit die einzelnen φύσεις Begrenzende und Gestaltende. Diese Auffassung widerspricht aber geradezu der in der Metaphysikstelle und auch sonst bezeugten Lehre der Pythagoreer, daß das ἕν oder das Feuer in der Mitte des Kosmos das πέρας oder περαῖνον ist, das immer die nächstliegenden Teile des ἄπειρον an sich zieht und begrenzt. Wenn Verf. ferner das ἄπειρον zwar als räumliche Substantialität, aber dennoch als völlig unkörperlich bezeichnet und sein Wesen in die reine Ausdehnung als solche setzt, so traut er den älteren Pythagoreern eine viel zu große Abstraktion und Subtilität des Denkens zu. Auch ist es schwer zu begreifen, wie aus einem solchen immateriell gedachten ἄπειρον nicht nur das Leere, sondern auch das πνεῦμα d. h. etwas Luftartiges in die Welt eintreten kann. Man wird im Gegenteil annehmen müssen, daß den Pythagoreern das κενόν wie das ἄπειρον nicht als absolut leer, wie es O. für möglich hält, sondern als mit unsichtbarer Luft erfüllt gelten. Verfehlt scheint auch die Übersetzung, die O. von den Worten καὶ τὸ κενόν, ὃ διορίζει giebt: „und zwar (?) das (?) Leere, welches trennt". Das Richtige hat schon Prantl „Aristoteles' Physik" S. 179.

Digitized by Google

Wes Geistes Kind das dickleibige Buch der Freiherrn v. Thimus ist, zeigt schon der Titel zur Genüge. Wir hätten es auch unter den Schriften über den orientalischen Ursprung der griechischen Philosophie anführen können, wohin es seiner ganzen Tendenz nach gehört. Vom Standpunkt der Wissenschaft ist dieses Simmelsammelsurium von wunderlichen Phantasmen überhaupt nicht einzuschätzen. Der Inhalt des platonischen Timaios ist nach der Überzeugung des Verf. einer der semitischen wie altägyptischen Überlieferung nächstverwandten Schrift des Pythagoreers dieses Namens entnommen (!). An einer anderen Stelle wird vermutet, daß die von Platon benutzte Quelle eine Bearbeitung des in Babylon dem P. bekannt gewordenen Buches Jezirah gewesen sei (!). Das Märchen vom Centralfeuer ist von den Pythagoreern nur für die φαύλοι (so accentuiert Verf. stets!) in derisorischer Absicht erfunden worden; in Wahrheit kannten sie das ganze kopernikanische System (!); das Centralfeuer z. B. ist eigentlich die Sonne. Auch den Verfassern der kanonischen Bücher des A. T. und des Buches Jezirah ist diese Lehre bekannt gewesen; sie wurde in den hebräischen Prophetenschulen überliefert (!), u. dergl. mehr. Wie es mit den Sprachkenntnissen des Verf. steht, zeigt u. a. die Übersetzung von ἀρχὴ δέ τοι ἥμισυ παντός: „Anfang aber des Alls (!) ist Eins geteilt durch Zwei", und der Schlußworte des Timaios, die auch das Motto des Buches bilden: „Und so sei fürwahr es nunmehr auch ausgesprochen, daß das Teloszeichen (!) über dem Symbol des Alls (das Pfeilenkreuz über dem Kreuzbuchstaben Taw) das Schöpferwort für uns in sich birgt."

Tannery will in No. 210 (die Abhandlung ist im wesentlichen eine Wiederholung der in Bericht I No. 94 chap. VI erwähnten) wahrscheinlich machen, daß das Geheimnis der Pythagoreer sich lediglich auf die mathematischen Entdeckungen des Meisters bezogen habe. Die unbefugte Veröffentlichung solcher Lehren, die noch bei Lebzeiten des P. von seiten der sogen. Akusmatiker und zwar allem Anschein nach von seiten des Gründers dieser Sekte, Hippasos, erfolgt sei, habe den Unwillen des Meisters und seiner Anhänger, der sogen. Mathematiker, erregt und so eine Spaltung innerhalb der Schule selbst hervorgerufen, die dann in ihrer weiteren Entwickelung einen politischen Charakter angenommen habe. Auch habe erst jene Veröffentlichung die Getreuen veranlaßt, die Geheimhaltung der Lehre für verbindlich zu erklären, bis sie etwa um die Mitte des 5. Jahrhunderts, um sich Geldmittel zu verschaffen, die Arbeiten des P. in Form eines Buches unter dem Titel γεωμετρία πρὸς Πυθαγόρου (?) bekannt gemacht hätten. — Über die Unsicherheit der Kombinationen Tannerys, die sich hauptsächlich auf Iambl. V. P. 88 f. gründen, s. Zeller 330, 2 und Burnet 93, 29. Vgl. auch meine Besprechung Arch. VIII 757 f.

Digitized by Google

In der zweiten Abhandlung (No. 211) geht Tannery von der Behauptung des Eudemos bei Simpl. de cael. 471, 2 ff. Heib. aus, Anaximander habe zuerst über die Entfernungen der Planeten nachgedacht, während die Frage ihrer Ordnung zuerst von P. aufgeworfen wurde. Den scheinbar hierin liegenden Widerspruch sucht T. so zu lösen. Anaximander setzt die Sterne d. i. die fünf Planeten [wahrscheinlicher die Fixsterne, s. o. Diels No. 184] in einer das Neunfache des Erdradius betragenden Entfernung, den Mond in einer 18fachen, die Sonne in einer 27fachen an. Die Pythagoreer dagegen, vielleicht schon der Meister selbst, unterschieden die einzelnen Planeten und ordneten sie nach ihrer Entfernung von der Erde so: Mond, Sonne, Venus, Merkur, Mars, Juppiter, Saturn. Kein hinreichend altes Zeugnis indessen spricht davon, daß sie die Abstände der einzelnen Planeten näher bestimmt hätten; ja Eudemos scheint dagegen zu sprechen. Plinius N. H. II, 19 sagt allerdings, P. habe die Entfernung des Mondes von der Erde auf 126000 Stadien angegeben und für die Sonne die doppelte, für die Sterne die dreifache Entfernung angenommen, also in demselben Verhältnis 1 : 2 : 3 wie Anaximander, nur mit Verkehrung der Positionen. Diese offenbar aus Sulpicius Gallus geschöpfte Notiz hat aber wenig Wert. Eine gleich darauf bei Plin. (II 20) folgende, die sich auch bei Censorinus d. d. nat. 13 findet und bei beiden aus Varro stammt, läßt P. seine Lehre von der Sphärenharmonie auf die Bestimmung der relativen Abstände der Planeten von der Erde anwenden und außerdem den absoluten Abstand des Mondes berechnen. Nun ist aber die Lehre von der Sphärenharmonie dem P. und auch noch dem Philolaos fremd; sie scheint nicht vor Archytas, dem Lehrer des Eudoxos, ausgebildet worden zu sein, wenn sie auch vielleicht aus einer älteren Anschauung geflossen ist, nach der die vier mathematischen Wissenschaften Schwestern sind und ihre Gesetze zugleich das Weltall regieren. Diese Harmonielehre mußte die Pythagoreer des 4. Jahrhunderts dazu führen, die Entfernungen der Planeten nach harmonischen Zahlenverhältnissen zu bestimmen; aber weiter sind sie nicht gegangen und haben sich ebenso wie auch Platon jeder genaueren Bestimmung der Planeten enthalten. Die Berechnung der Distanz des Mondes von der Erde auf 126 000 Stadien, die zuerst Varro zu der Vergleichung des Planetensystems mit den Saiten der Lyra hinzugefügt zu haben scheint, ist nachhipparchisch und daher frühestens an das Ende des 2. Jahrhunderts v. Chr. zu setzen. — Die weiteren lehrreichen Ausführungen über die verschiedenen von Späteren den Pythagoreern zugeschriebenen Tonleitern und ihre Anwendung auf das Planetensystem müssen wir hier übergehen. Vgl. dazu Zeller 430 ff. Anm. 2.

Eine originelle, aber sehr gewagte Vermutung über den Ursprung

Digitized by Google

der Zahlenlehre des P. spricht Ridgeway aus. Indem er es, ohne jedoch zwingende Gründe dafür beizubringen, als wahrscheinlich hinstellt, daß die kosmischen Theorien in den beiden Platostellen Tim. 58—61C und Phädon 108D—111C auf pythagoreischer Grundlage beruhen, schließt er aus der ersten, daß nach P. die Welt aus geometrischen festen Gebilden (geometrical solids) besteht (vgl. Platons ἐπίπεδοι und στερεοὶ ἀριθμοί), und aus der zweiten, daß P. durch die Beobachtung der mathematischen Gestalt natürlicher Krystalle, insbesondere der Edelsteine wie Jaspis und Smaragd, die in Platons mythischer Darstellung als Überreste der glänzenden und reinen Steine einer herrlicheren, von uns nicht gesehenen Erde geschildert werden, zu der Meinung geführt wurde, die Welt sei aus Zahlen aufgebaut. Damit sei zugleich der Schlüssel dafür gegeben, was P. unter „Nachahmung der Zahlen" (Aristot. Metaph. 987b 11) verstanden habe. Bestätigt werde diese Annahme durch die Notiz bei Laert. VIII 1, daß der Vater des P. ein Steinschneider gewesen sei (?). Vielleicht habe P. sogar ursprünglich dasselbe Geschäft betrieben. In Ägypten habe er dann seine krystallographischen Kenntnisse mit denen der ägyptischen Geometrie kombiniert und so die Welt erkannt als aufgebaut aus einer Reihe materieller Körper, die geometrische Körper nachahmen; er habe also einen materiellen Ursprung der Welt mit dem formalen geometrischen Element verbunden. Daher (?) komme der Zweifel des Aristot., ob die pythagoreische ἀρχή materiell oder formal sei. Schließlich zeigt R., daß P. Krystalle in Pyramiden-, Kubus- und Dodekaederform gekannt haben kann, während das Eikosihedron (s. Platons Tim.) nicht in der Natur vorkommt. Auch für die Zahl 24, auf die die Pythagoreer großen Wert legten, gab es ein Prototyp in der Natur. — Diese Hypothese ist ein geistreicher Einfall, veranlaßt durch eine gelegentliche Bemerkung in einer phantastischen kosmologischen Konstruktion Platons, von der aber durchaus nicht feststeht, daß sie auf die Pythagoreer oder gar auf P. selbst zurückgeht.

In v. Jans Abhandlung (No. 214) wird der Ursprung der Lehre von der Sphärenharmonie erheblich früher gesetzt als von Tannery. Die Übertragung musikalischer Gesetze auf das Weltall beruht nach ihm nur auf einem Analogieschluß, wie denn überhaupt die Analogie in der pythagoreischen Philosophie eine bedeutende Rolle spielte. Das beweist die Harmonik des Ptolemaios, der eine Reihe unfruchtbarer Analogien zwischen dieser Wissenschaft und anderen, weniger leicht zu erforschenden, wie Psychologie und Astronomie, aufsucht. Auch die Gelehrten, die die Sphärenharmonie zuerst gelehrt haben, sind von solchen Vergleichungen ausgegangen (s. zu No. 211). Neben dem bei Nikomachos Harm. c. 3 S. 6 f. überlieferten alten System existierte

Digitized by Google

noch ein älteres, in dem Merkur und Venus die Hypermese und Mese, nicht, wie später, die Paramese und Paranete bildeten. Daß P. diese Harmonie zuerst aufgestellt hat, ist wahrscheinlich. Allerdings hat er die Identität des Morgen- und Abendsternes noch nicht gekannt (s. Diels Dox. 492, 7 Anm.); aber es konnten doch schon im 6. Jahrhundert auch in Griechenland die sieben Saiten der Leier mit einer gleichen Zahl von Planeten in Beziehung gesetzt werden, weil der Merkur hier erst spät erkannt und möglicherweise früher durch den Zwilling des Morgensterns ersetzt wurde. Dem P. lag jedenfalls die Parallele der Himmelskörper mit der von ihm trefflich behandelten Akustik sehr nahe. Wäre ein anderer der Vater dieses Gedankens gewesen, so würden wohl Aristot., Theophrast und Nikomachos diesen namhaft machen [aber wenn sie ihn nun nicht kannten?]; statt dessen hören wir immer nur von P. [aber Aristot. nennt stets nur die Pythagoreer]. Ein Instrument mit acht Saiten aber hat P. schwerlich in Aufnahme gebracht; die Einführung der achten Zithersaite stammt von Lasos oder Simonides. Daher wird P. auch das kosmische System noch nicht über die Siebenzahl der Planeten erweitert haben. Diejenigen Pythagoreer, die die Erde sich um das Centralfeuer drehen ließen, fügten dann noch einen neunten Ton in der Skala der Weltharmonie hinzu. — Die alten Pythagoreer stellten sich den Raum von der Erde bis zum Himmelsgewölbe wie eine gerade Linie oder ausgespannte Saite vor, deren Teile einen um so tieferen Ton ergeben, je länger sie angenommen werden; spätere Gelehrte dagegen ließen die entfernteren Sterne, weil sie sich schneller bewegen, höhere Töne erzeugen. — Das zweite Sphärensystem mit neun Tönen hat schwerlich Archimedes noch auch Aratos erfunden, sondern ein früherer Astronom. Das dritte und letzte ist das des Ptolemaios. — Auch in seinen Musici scriptores, die mir nicht zur Hand sind, hat v. Jan nach der Rezension von E. Graf (Berl. Ph. Wschr. 1896, 197) in einem Exkurse über die Pythagoreer gehandelt.

Dupuis sucht darzuthun, daß die Tetraktys in dem Eide der Pythagoreer (carm. aur. 47 f.) mit Ausschluß jedes anderen Quaternariums die Progression 1, 2, 3, 4 ist. So löst sich auch das Rätsel bei Platon Rep. VIII S. 546 B f., wo gleichfalls diese Tetraktys gemeint ist. Die Späteren haben noch eine ganze Reihe von Quaternarien hinzugefügt, die man dann statt jener einen Progression als Tetraktys angesehen hat. Solcher Quaternarien nimmt Theon elf an.

Hölk liefert in seiner sehr sorgfältigen und gelehrten Dissertation einen wertvollen Beitrag zur Frage der Überlieferung der pythagoreischen ἀκούσματα. Wenn er freilich im Eingange aus den ältesten Zeugnissen des Platon, Aristot. und Aristoxenos über P. den Schluß zieht, daß es nur einen βίος Πυθαγόρειος gab und die Lehre des P. sich nicht

Digitized by Google

auf Physik oder Ethik bezog, sondern nur gewisse religiöse, abergläubische Dogmen und Reinigungsgesetze enthielt, und wenn er demgemäß den samischen Weisen nicht den Philosophen, sondern den Religionsstiftern zuzählt, so stellt er sich damit, ähnlich wie Windelband (s. Bericht I 218), auf einen allzu einseitigen Standpunkt. Richtig bemerkt er, daß die von den Schülern des P. überlieferten ἀκούσματα mit der Zahlenlehre und der Weltkonstruktion nichts zu thun hatten, sondern sich auf Seelenwanderung und Unsterblichkeit, auf Opfergebräuche und Bestattung bezogen. Ob wir uns aber in dem Streite der Akusmatiker und Mathematiker, wie es Hölk thut, auf die Seite jener stellen und die Lehre dieser dem P. selbst absprechen müssen, ist doch sehr zweifelhaft. Im Gegensatze zu Zeller, der S. 329 die Unterscheidung dieser beiden Klassen auf die Neupythagoreer zurückführt, nimmt H. mit Rohde (Rh. Mus. 26, 560) an, daß damit ein wirklich unter den alten Pythagoreern bestehender Unterschied bezeichnet wird, der mit der auf P. selbst (?) zurückgehenden Unterscheidung zwischen Esoterikern und Exoterikern zusammenfällt. Nach Iamblichos V. P. 88. waren die Akusmatiker (ἀκούοντες) Novizen, denen der Meister die ἀκούσματα nackt, ohne Begründung mitteilte, die Mathematiker (μανθάνοντες) solche, denen dieselben Akusmata durch Gründe bewiesen wurden. Später dagegen beschäftigten sich die Mathematiker mit speziellen mathematischen Forschungen, während die Akusmata Gemeingut der ganzen Schule waren. Erst nach dem Untergange des pythagoreischen Bundes trat die volle Scheidung im späteren Sinne ein. Der die Akusmatiker verteidigenden Darstellung gegenüber leiteten die Mathematiker die Vorherrschaft ihrer Richtung von P. selbst ab, indem sie sich auf Heraklits Autorität beriefen. Während dieser in Wahrheit unter der ἱστορίη des P. seine religiöse Lehre verstand (fr. 17 vgl. mit 124), sahen die Mathematiker in der ἱστορία die Mathematik (s. Tannery No. 210, gegen dessen Deutung sich H. jedoch wendet), eine Auffassung, die vielleicht auf ein gefälschtes Pythagorasbuch zurückging (s. Diels No. 189). Dieser nach Aristot., aber vor der Zeit der Neupythagoreer gemachten Unterscheidung gegenüber müssen wir an der auf Aristot. selbst sich stützenden Tradition über die Akusmata festhalten. Aus Nikom. b. Iambl. 86 f. ergiebt sich, daß P. selbst alle Akusmata begründete, später aber die ursprüngliche Bedeutung verloren gegangen war und neue Begründungen (εἰκοτολογίαι) erfunden wurden. Der Meister hatte sich nur der Bezeichnung ἀκούσματα bedient, und man darf daher nicht mit Göttling zwischen ἀκούσματα und σύμβολα einen ursprünglichen Unterschied in der Bedeutung annehmen. Σύμβολα wurden die Aussprüche erst später und nur insofern genannt, als sie als Zeichen einer gewissen geheimen Weisheit galten, die durch künstliche Interpretation aus ihnen

Digitized by Google

herausgeschält wurde. Dies scheint zuerst Philolaos gethan zu haben, ebenso aber auch seine Gegner, die Gewährsmänner des Aristoxenos, die die pythagoreische Lehre nicht auf Götterkultus und religiöse Vorschriften beschränkten, sondern aus dem philosophischen Begriffe der ἁρμονία ableiteten. In einer solchen Lehre mußten die ἀκούσματα entweder entfernt oder im Sinne der pythagoreischen Philosophie umgedeutet werden. — Hieran schließt Verf. eine sehr genaue und scharfsinnige Untersuchung über die verschiedenen Sammlungen der pythagoreischen Akusmata, die im Altertum vorhanden waren. Die älteste war die des Historikers Anaximander aus Milet, der in der ersten Hälfte des 4. Jahrhunderts blühte und eine Συμβόλων Πυθαγορείων ἐξήγησις im ionischen Dialekte schrieb. Es folgte Aristoteles, dessen Beschreibung der σύμβολα wahrscheinlich kein besonderes Werk, sondern nur einen Teil des Buches π. τῶν Πυθαγορείων bildete, das, wenn es, wie V. Rose und Rohde gegen Zeller annehmen, nicht von Aristot. selbst herrührt, wenigstens einem Peripatetiker aus der Zeit des Aristot. (?) zugeschrieben werden muß. Die daraus erhaltenen Fragmente teilt H. in: 1. solche, die ausdrücklich dem Aristot. beigelegt werden; 2. solche, die ihm zwar nicht ausdrücklich zugeschrieben werden, aber unzweifelhaft zuzuschreiben sind; zu ihnen gehört der völlig auf Aristot. zurückgehende Abschnitt Iambl. 82—86; 3. solche, die von Rose oder Rohde fälschlich auf Aristot. bezogen werden. Aus den Fragmenten der ersten und zweiten Klasse ersieht man, daß Aristot. nicht nur Akusmata, sondern auch Symbola behandelte und die verschiedenen überlieferten Begründungen ohne eigene Zuthat hinzufügte, sowie daß er neben der überwiegenden Zahl religiöser Vorschriften auch ethische dem P. beilegte. Eine dritte Sammlung war die, welche im 1. Jahrhundert v. Chr. unter dem Titel π. Πυθαγορείων συμβόλων dem zu Alexanders des Großen lebenden Arzte Androkydes untergeschoben wurde und im ionischen Dialekte abgefaßt war. Diese Sammlung behandelte außer den pythagoreischen auch andere symbolische Aussprüche und berührte auch die Seelenwanderung. Ps.-Androkydes hat den Symbolen einen tieferen, besonders einen ethischen Sinn untergelegt; er gehörte zu den späteren Eikotologen. Weiterhin bespricht H. die von Plutarch Qu. symp. 8, 7 angeführten Symbole, die weder aus Favorinus (Maaß) noch aus Alexander Polyh. (Freudenthal und Zeller), überhaupt nicht aus einer schriftlichen Quelle, sondern aus wirklich gehaltenen mündlichen Gesprächen geflossen sind. Plutarch verfährt in der Erklärung ebenso wie Androkydes, aber gelehrter und scharfsinniger. Ihn hat Clem. Al. strom. V 5 kompiliert und einige allbekannte Symbole hinzugefügt. Den Schluß bildet Iamblichos, der im letzten Kapitel des Protrept. die Symbola behandelt hat. Seine Quelle ist nicht zu ermitteln. Seine

Digitized by Google

Erklärung ist so willkürlich und borniert, daß sie wohl von ihm selbst erfunden sein wird. — Den Ergebnissen der Quellenkritik Hölks wird man im allgemeinen beipflichten müssen; weniger sicher sind die voraufgehenden Ausführungen. Vor allem hätte Verf. nicht ohne weiteres alle aus guter Quelle stammenden Aussprüche auf P. selbst zurückführen sollen. Wir sind bei der Beschaffenheit unserer Überlieferung völlig außer stande auszumachen, ob sie von dem Meister selbst oder aus seiner Schule herrühren. Dasselbe gilt auch von der Einteilung der Schüler in Akusmatiker und Mathematiker.

Nach der überzeugenden Darlegung von Espinas ist in der Phädonstelle φρουρά nicht mit „Posten" (so Cicero Cato mai. 73, der diese Stelle mit Apologie 28 D verwechselt) noch mit „Gefängnis" zu übersetzen, sondern wie die Vergleichung mit Politikos 217 E, Kritias 109 B, Tim. 24 D und Philol. fr. 16 Mull. zeigt, als „heilige Umfriedigung", „Gehege des göttlichen Hirten" zu fassen, wo die Herde, die κτήματα θεῶν (Platon Phaedon 62 C und sonst öfter), zu ihrem Wohle eingeschlossen ist. Es herrscht hier die alte Auffassung, nach der die Tiere den Menschen dienten und nützten und der Hirt daher für seine Tiere wie für seine Sklaven der Beschützer und Wohlthäter ist, dem zu entfliehen undenkbar und zugleich unklug wäre. Diese Vergleichung der Menschen mit Sklaven und Tieren, die der Gottheit gehören, hatte für Platon nichts Demütigendes (vgl. Phaedr. 274 A und Phaedon 85 B). Die Hirtenkunst ist das Symbol der Staatskunst des Sokrates. Da Platon in der Phädonstelle das Symbol auf Philolaos zurückführt, so dürfen wir annehmen, daß dieser Gedankenkreis, zum Teil wenigstens, seinen Ursprung im Pythagoreismus hat. Gegen die letzte Bemerkung ließe sich einwenden, daß aus dem Zusammenhang der Phädonstelle nicht mit Sicherheit eine Beziehung der fraglichen Worte auf den vorher (69 E) genannten Philolaos zu erschließen ist; aber das angeführte Fragment des Philolaos: ὥρπερ ἐν φρουρᾷ πάντα ὑπὸ τοῦ θεοῦ περιειλῆφθαι macht das allerdings wahrscheinlich.

Hirzel behandelt die Stelle Platon Gorg. 492 E—494 C. Bei dem τις μυθολογῶν κομψὸς ἀνήρ ist weder an Empedokles noch Philolaos noch Sophron zu denken. Wahrscheinlich war er Platon überhaupt nicht bekannt; Σικελός τις ἢ Ἰταλικός mochte er ihn nennen, weil die Pythagoreer ihre Freude an Bildern und Gleichnissen hatten. Daß dieser Italer oder Sikuler nicht mit dem vorher erwähnten τις τῶν σοφῶν identisch ist (Boeckh), hat Schuster Rhein. Mus. 29, 590 ff. nachgewiesen. Derselbe aber irrt, wenn er in jenem σοφός Heraklit zu sehen glaubt. Dagegen spricht schon ὁ πρὸς ἐμὲ λέγων, der mit dem σοφός zusammenfallen muß. Platon konnte doch nicht wohl den Sokrates mit Heraklit in Verkehr setzen. Wir müssen vielmehr an einen Pythagoreer

Digitized by Google

denken, wie ja auch der von Platon dem Weisen in den Mund gelegte Gedanke σῶμα-σῆμα von Clem. strom. III 518 P. dem Philolaos zugeschrieben wird. Ob aber Platon uns gerade an Philolaos, dessen geistiges Eigentum allerdings die Auslegung des Mythos vom πίθος und die ihm voraufgeschickten Gedanken zu sein scheinen, denken lassen wollte, ist fraglich, da eine persönliche Beziehung zwischen Sokrates und Philolaos nicht stattgefunden zu haben scheint. Vielleicht hat Pl. dem Leser frei lassen wollen, auch an einen anderen Pythagoreer wie Kebes oder Simmias zu denken. Das 491 D ff. sich an den Mythos anschließende Gleichnis aber gehört nicht etwa dem Philolaos, sondern dem Sokrates selbst, wie schon der Scholiast erkannt hat. Die Worte ἐκ τοῦ αὐτοῦ γυμνασίου 493 D hält H. für gleichbedeutend mit ἐκ τῆς αὐτῆς παλαίστρας und glaubt, Sokrates wolle damit nur die Gleichartigkeit der beiden Bilder bezeichnen. Hervorzuheben ist noch, daß H. in ἀναπείθεσθαι 493 A eine Anspielung auf die Etymologie von πίθος erblickt und die darauf folgenden Ausdrücke πιθανόν und πιστικόν so faßt, daß der erste „den, der sich leicht überreden läßt" bezeichnet, der zweite ungewöhnlich im Sinne von πιστός gebraucht ist. Vgl. zu diesen Ausführungen die im ganzen damit übereinstimmenden Zellers 450, 4.

Die eingehende und gediegene Untersuchung Schmekels weist als Hauptquelle der von Ovid in den Metamorphosen und in den Fasten gegebenen Darstellung der pythagoreischen Lehre Varro nach, der hinwiederum aus Nigidius Figulus, Alexander Polyh., Okellos, Ps.-Archytas und Poseidonios geschöpft hat. Die Lehre vom goldenen Zeitalter (vgl. dazu auch E. Graf, Ad aureae aetatis fabulam symbola, Leipziger Studien VIII 1 S. 1 ff.) ist wahrscheinlich schon in der Quelle Varros mit der von der Seelenwanderung und dem Fleischverbot verbunden gewesen. Da nun das Verbot des Fleischgenusses wegen der Seelenwanderung erst von den späteren Pythagoreern erfunden worden ist, so muß von diesen auch erst die Beschreibung des goldenen Zeitalters herrühren. Näheres s. bei H. Magnus Jahresber. des philolog. Vereins zu Berlin XV S. 164 f. und B. Ehwald Fortschr. B. 43 (1885) S. 165 ff., die beide im großen und ganzen den Ergebnissen der Untersuchung zustimmen. Auf die Frage, ob und inwieweit die von Ovid dem P. beigelegten Lehren altpythagoreischen Ursprungs sind, oder auf welche älteren Philosophen sie sonst zurückgehen (über die verschiedenen Auffassungen von der Entwickelung des Menschengeschlechtes und die Lehre vom goldenen Zeitalter s. Norden No. 86 Ber. I 238), läßt sich Sch. nicht ein.

Norden legt dar, daß die Nekyia Vergils ihrem Inhalte nach im wesentlichen einer pythagoreisch-orphischen Unterweltsbeschreibung entnommen ist; diese war aber im letzten Teile mit stoischen Lehren

Digitized by Google

verquickt; sie stammte also aus der Zeit, in der die Neupythagoreer eine Anlehnung an die Stoiker suchten und fanden. Die Hauptzüge scheint Vergil bei einem gelehrten alexandrinischen Dichter vorgefunden zu haben. Vgl. Dieterich Nekyia Lpz. 1893 S. 150 ff.

4. Über einzelne Philosophen, die zur pythagoreischen Schule gehörten oder mit ihr in näherer Beziehung standen.

a) Philolaos.

222. P. Tannery, Sur un fragment de Philolaos. Arch. f. G. d. Ph. II (1889) S. 379—386.

T. bespricht einige Stellen bei Proklos in Eucl., nach denen Philolaos den Winkel des Dreiecks vier Göttern, Kronos, Hades, Ares, Dionysos, den des Quadrats drei Göttinnen, Rhea, Demeter, Hestia, und die des Zwölfecks dem Zeus zugewiesen hatte. Auffallend ist hierbei, daß nach der Versicherung des Proklos die vier Götter des Dreiecks die vier Elemente vorstellen. Wir finden diese Ideenverbindungen in der astrologisch-chemischen Überlieferung des Mittelalters wieder, die in letzter Linie bis auf die Chaldäer zurückzugehen scheint. Man kombinierte die zwölf Zeichen des Tierkreises unter sich und konstruierte vier verschiedene Dreiecke, deren jedem ein Element zugeteilt wurde. Ebenso lassen sich auch drei Vierecke, zwei Sechsecke und ein Zwölfeck bilden. Daß man diesen Ideengang zugleich mit der Kenntnis der Zeichen des Zodiakos wohl dem Ph. zuschreiben darf und Proklos sich nicht durch einen Fälscher täuschen ließ, beweist Plutarch d. Js. c. 30. Mit Zeller nimmt T. an, daß Proklos bei Ph. nichts gelesen hat, was die Kombination zwischen den vier Göttern und den vier Elementen rechtfertigen könnte. Aber auf der anderen Seite führt die Vergleichung mit dem astronomischen Mythos des platonischen Phaidros zu der Vermutung, daß die Gottheiten des Ph., Hestia eingeschlossen, die Planeten seines Systems sind. Fügt man zu den acht von Proklos genannten Gottheiten für die hexagonale Gruppierung die beiden von Plutarch erwähnten, Aphrodite und Hera, hinzu, so wird die Zahl 10 voll, nämlich Hestia, die Erde, die Gegenerde und die sieben Planeten. Ungelöst aber bleiben bisher noch die beiden für die Erkenntnis einer astralen Bedeutung der philolaischen Gottheiten wichtigen Fragen: Welches ist der wahre Ursprung der von den Griechen den Planeten zugeteilten Götternamen? Und wann haben diese Namen die hellenischen Φαίνων, Φαέθων, Πυρόεις, Φωσφόρος und Στίλβων ersetzt? Vgl. Zeller 393, 1.

Zum Texte der Fragmente des Ph. verweise ich auf Wachsmuths Ausgabe des Stob. B. I. Konjekturen, die Beachtung ver-

Digitized by Google

dienten, sind seit dem Erscheinen dieser Ausgabe m. W. nicht veröffentlicht worden. Über ein von Diels entdecktes Fragment vgl. Bericht I 176 f.

b) Alkmaion.

223. K. Hirzel, Zur Philosophie des Alkmäon. Herm. XI (1876) S. 240—246.

224. J. Sander, Alkmäon von Kroton. Progr. Wittenberg 1893. 32 S. 4.

225. J. Wachtler, De Alcmaeone Crotoniata. Lipsiae 1896, Teubner. 104 S. 8.

Hirzel führt aus, daß sich Platon Phaedon 96 B wahrscheinlich auf A. bezieht, der die αἰσθήσεις an das Gehirn knüpft und aus diesen durch μνήμη und δόξα die ἐπιστήμη ableitet. Auch die von Aristot. analyt. post. 100a 3 entwickelte ähnliche Theorie scheint demnach ihren Ursprung in dieser Lehre des A. zu haben. — Diese Vermutung hält Zeller 490 Anm. für annehmbar; doch sei es nicht sicher, ob Platon die von ihm besprochene Ansicht ganz genau wiedergegeben habe; so könne die Ableitung der ἐπιστήμη aus dem ἠρεμεῖν, die bei Aristot. wiederholt wird, Platons eigene Zuthat sein. Daß ἠρεμεῖν in der That kein Ausdruck des A. gewesen sein kann, zeigt Wachtler (No. 225). Mir scheint H. und mit ihm Sander (No. 224) auch darin zu weit zu gehen, daß sie auch die Ableitung von μνήμη, δόξα und ἐπιστήμη auf A. selbst zurückführen. Dieser hat nach Theophrast nur von den αἰσθήσεις gesprochen.

Die genauere Kenntnis der Lehre des A. war bis vor kurzem für die weiteren Kreise der Fachgenossen dadurch erschwert, daß in Mullachs Ph. Gr. II 114 die Bruchstücke dieses philosophischen Arztes in einer völlig unzulänglichen und willkürlichen Auswahl, in der z. B. die theophrastischen Zeugnisse überhaupt fehlten, zusammengestellt waren, obwohl bereits 1831 Philippson, Ὕλη ἀνθρωπίνη, diese Fragmente eingehend behandelt und 1832 Unna, De Alcmaeone Crotoniata, eine ziemlich vollständige und sorgfältige Zusammenstellung gegeben hatte. Der Umstand, daß die ganze Auflage des Unnaschen Buches beim Hamburger Brande vernichtet wurde und daher sehr selten geworden war, veranlaßte Sander, die Bruchstücke von neuem zu sammeln, wobei er indes fast keinen neuen Fund hinzuzufügen hatte. Voraufgeschickt hat er eine Untersuchung über die Lebensverhältnisse des A. Aus Aristot. Metaph. 968a 27 würde sich ergeben, daß A. ein jüngerer Zeitgenosse des Pythagoras war, wenn die Worte καὶ γὰρ ἐγένετο τὴν ἡλικίαν Ἀλκμαίων ἐπὶ γέροντι Πυθαγόρᾳ authentisch wären. S. hält sie

Digitized by Google

jedoch mit Brandis und Zeller 488, 3 für ein Glossem. Auch die bei Laert. VIII 83 überlieferte Widmung der Schrift des A. an drei Pythagoreer läßt, da deren Altersverhältnisse uns unbekannt sind, nicht ersehen, ob er jünger oder älter als Pyth. war. Aristot. scheint ihn sich allerdings jünger als die ältesten Pythagoreer vorzustellen, und dies ist das Wahrscheinlichere. Nach einer kurzen Würdigung der Quellen folgt dann die Sammlung der Fragmente — es sind bei S. im ganzen 27 —, an die Erörterungen über die Lehre des A. geknüpft werden. Eins der wichtigsten ist die angeführte Stelle des Aristot. Wenn dieser die Gegensatzpaare des A. als ἀρχαὶ τῶν ὄντων bezeichnet, so legt er nach Sanders Meinung in dessen Worte zu viel hinein. Es handelt sich bei A. nicht um Gegensätze im philosophischen Sinne. A. war kein Pythagoreer, und seine Gegensätze haben nichts mit denen dieser Schule gemein. Bei den Pythagoreern sind es solche, die wirklich im ganzen weiten Kosmos herrschen, bei A. solche, wie sie sich dem Beobachter gerade ergeben, die man sehen, schmecken oder fühlen kann, oder im Unterschiede zu den absoluten Gegensätzen jener ganz relative Begriffe wie groß und klein. Dort ein ausgebildetes System, gegründet auf die durch Spekulation erfaßten Grundeigenschaften der Zahlen, hier eine „untheoretische und unsystematische" Reihe von Gegensätzen, die aus der Beobachtung der menschlichen Natur hervorgehen und sich insgesamt auf den menschlichen Körper beziehen. Um zu solchem rein empirischen Wissen zu gelangen, brauchte der Arzt nicht bei den Philosophen in die Schule zu gehen. Damit ist die erste Alternative des Aristot. ausgeschlossen. Auch die zweite, daß die Pythagoreer ihre Gegensatzlehre von A. haben, ist bei der wesentlichen Verschiedenheit ihrer Gegensatzpaare nicht wahrscheinlich. Aristot. hat sich also geirrt: beide Lehren sind vollständig unabhängig von einander. — Diese Auffassung macht sich von vornherein dadurch verdächtig, daß sie den besten und verläßlichsten Kenner der ältesten Systeme, über den hinaus wie bei der Rekonstruktion dieser nur selten vorzudringen imstande sind, des Irrtums bezichtigt. Aber auch davon abgesehen, läßt sich gegen den Standpunkt des Verf. manches einwenden. Einzelne Gegensatzpaare des A. wie ὑγρὸν ξηρόν, ψυχρὸν θερμόν sind sicherlich nicht ursprünglich medizinischer, sondern echt kosmologischer Natur, und wenn sie auch nicht von den Pythagoreern stammen können, so hat sie A. doch ohne Zweifel in der ionischen Philosophie (s. z. B. Anaximander) vorgefunden. Andere beziehen sich auf die verschiedenen Arten der Wahrnehmung und sind in ihrem Grundcharakter gleichfalls nicht medizinisch, sondern psychologisch. Μέγα und μικρόν aber als quantitative Bestimmungen erinnern an die pythagoreische Zahlen- und Raumlehre, und ἀγαθόν und κακόν, die S. willkürlich auf das „Gesunde und Schäd-

Digitized by Google

liche" beschränkt, sind ethische Kategorien, die sich in der pythagoreischen Gegensatztafel wiederfinden. So wird man doch wohl sagen müssen, daß A. eine Anzahl allgemeinerer, teils metaphysischer, teils psychologischer und ethischer Bestimmungen aus der gleichzeitigen Philosophie übernommen und dann in engerer Anwendung auf das medizinische Gebiet übertragen hat. Weiteres hierüber bei der Besprechung des Wachtlerschen Buches, in dem überhaupt manche Ansichten Sanders berichtigt worden sind. Ich erwähne von diesen hier noch folgende. Aus Aëtios II 16, 2. 3: 22, 4 und 29, 3 ergiebt sich nach S. keineswegs, daß A. von den Pythagoreern seine Astronomie überkommen hat (Zeller 489). Es findet sich bei ihm keine Spur pythagoreischer Himmelskunde, wohl aber eine gewisse Übereinstimmung mit Anaximenes und Heraklit, von denen er vielleicht gelernt hat. — Nach Aristot. d. an. 405a 29 ff. hat A. aus der immerwährenden Bewegung der Seele ihre Unsterblichkeit gefolgert. S. jedoch Wachtler (No. 225). — Aristot. Probl. 916a 23 deutet S. unter Zustimmung Wachtlers so: Die Bewegung der Himmelskörper führt diese am Ende ihrer Kreisbahn zum Ausgangspunkt zurück; das kann der menschliche Körper nicht; darum muß er untergehen. — Zu Theophrast d. sens. 507, 3 Diels nimmt S. mit andern an, die πόροι des A. seien die Nerven, die also A., nicht Aristot., zuerst gefunden habe, und zwar durch eigene Sektionen. A. ist demnach der Vater der Anatomie und Psychologie (Philippson). — Das ethische Fragment bei Clem. strom. VI 2, 16 hält S. mit Recht für sehr zweifelhaft; vielleicht habe eine Verwechselung mit Alkman stattgefunden. Wachtler vermutet, daß die betreffenden Verse aus einer Tragödie über Alkmaion, den Sohn des Amphiaraos, stammen. — Vgl. die Rezension von Löschhorn, Wschr. f. kl. Ph. X 734 ff.

Von hervorragender Bedeutung ist die gründliche und scharfsinnige Untersuchung Wachtlers. Im 1. Teile, der von dem Zeitalter, dem Leben und der Schrift Alkmaions handelt, glaubt er im Gegensatze zu Sander bei Aristot. Metaph. 986 a 22 den Zusatz καὶ γὰρ ἐγένετο — Πυθαγόρᾳ in cod. E dem Aristot. nicht absprechen zu dürfen. Er ist sicher älter als die Neupythagoreer und war vermutlich schon den Alexandrinern bekannt, die das Buch des A. noch in Händen hatten. Er ist aber auch, wie W. nachweist, für den Sinn der Stelle unentbehrlich. Daß Aristot. die Zeitbestimmung aus der Schrift des A. selbst entnommen hat, beweist die Widmung an drei der ältesten Pythagoreer (s. zu No. 124). Um nun die Bedeutung der Worte ἐγένετο τὴν ἡλικίαν näher zu bestimmen, hat W. die Stellen gesammelt, wo ἐγένετο im chronologischen Sinne vorkommt und hat abweichend von Rohde (s. Bericht I 196) gefunden, daß in 28 von 40 Fällen ἐγένετο = vixit gebraucht ist.

Digitized by Google

Daß es auch hier diesen Sinn hat, beweist der Zusatz τὴν ἡλικίαν, wozu noch vielleicht mit Diels νέος zu ergänzen ist. Die Worte besagen also, daß A. zur Zeit des Greisenalters des Pyth., also nach 510 jung gewesen ist. — A. war zu Kroton geboren, lebte dort wahrscheinlich als Arzt und war mit medizinischen, besonders anatomischen Studien beschäftigt. Ob er aber die Sezierkunst erfunden hat, ist zweifelhaft, da Chalkid. Tim. 279 Wr. vielleicht nur von der durch ihn ausgeführten Sektion des Auges, nicht von Sektionen überhaupt redet. Geschrieben hat er wahrscheinlich nur ein Buch. Ganz irrtümlich ist die Vermutung Sittls (s. zu No. 137), daß dieses Buch eine neupythagoreische Fälschung gewesen sei. Aristot. und Theophrast haben es offenbar vor Augen gehabt. Vermutlich hat es noch dem Kallimachos vorgelegen, auf dessen πίνακες wohl durch Vermittelung des Demetrios Magnes der bei Laert. VIII 83 erhaltene Anfang zurückgeht (ebenso der Anfang des philolaischen Buches ebd. 85). Eingehend behandelt W. die Frage, in welchem Dialekt A. geschrieben hat. Die Anfangsworte bei Laert. zeigen ionische und dorische Formen gemischt. Bei näherem Zusehen aber stellt sich heraus, daß die ionischen Formen entschieden überwiegen: ihrer sind, die bei Aët. 424 a 30 wahrscheinlich als Glosse erhaltene Form θορῆς mit eingerechnet, vier gegen eine dorische. Aus diesem Verhältnis in Verbindung mit dem Umstande, daß nach Iambl. V. P. 241 die meisten Pythagoreer sich ihres heimischen Dialektes bedienten, die krotoniatische Schule aber kurz vor der Zeit des A. von kidischen Ärzten gegründet worden war, die ohne Zweifel ionisch schrieben, schließt W., daß A. wie die meisten älteren Prosaiker ionisch geschrieben hat. — Der 2. Abschn. enthält die Sammlung der Fragmente. Die 27 Sanderschen Fragmente reduziert W. durch Zusammenlegung mehrerer auf 23, ergänzt sie aber zugleich durch eine Anzahl neuer Parallelstellen. Aus den trefflichen Erläuterungen heben wir folgende hervor. Zu Fr. 2 = Theophrast d. sens. 506, 19 erklärt er die Behauptung Philippsons, A. habe zuerst zwischen der Vernunft und den Sinnen unterschieden, für zweifelhaft, da der dem A. ungefähr gleichzeitige Heraklit bereits so unterschieden hat; sicher aber hat A. zuerst nach dieser Norm die Menschen von den übrigen lebenden Wesen getrennt (anders Empedokles v. 231). Wie sich indes der Mensch durch die Vernunft vor den Tieren auszeichnet, so wird er hinwiederum von den Göttern weit übertroffen. Daher bleibt sich A., auch wenn er in der Erforschung der verborgenen Gründe der Dinge zu Vermutungen seine Zuflucht nimmt, der Ungewißheit dieser Vermutungen bewußt und verschmäht leere Erdichtungen da, wo eine Bestätigung durch die Sinne unmöglich ist (vgl. Fr. 1 und 17). Dazu stimmt aufs beste, daß er gelehrt zu haben scheint, alle Wissenschaft stamme aus der sinnlichen

Digitized by Google

Wahrnehmung (s. zu No. 223). — Zu Fr. 8 = Theophr. 507, 3 weist W. die Ansicht Sanders zurück, der mit Windelband, Gomperz (S. 120) u. a. annimmt, die πόροι des A. seien unsere Nerven. Schwerlich hat A. außer den durch Sektion leicht zu erkennenden Augennerven die dünnen Nervenfäden der andern Sinne gekannt. Die Poren der Ohren und der Nase sind ihm keine Nerven, sodern Gänge für das Gehör und den Geruch, die er sich zum Gehirn verlängert dachte, wie er dies bei den Kanälen der Augen sah. — Dem in Fr. 9 = Aristot. d. an. 405 a 29 enthaltenen Beweise für die Unsterblichkeit der Seele liegt nicht, wie die meisten Erklärer mit Simpl. annehmen, die Argumentation Platons Phaedr. 245 C zu grunde. Bei A. haben wir einen rohen Analogieschluß: die Seele ist durch ihre ewige Bewegung den Gestirnen ähnlich, also gleicht sie ihnen auch in allen übrigen Eigenschaften und somit auch in der Unsterblichkeit. Platon dagegen gelangt auf dem Wege eines strengen Schlusses durch die Mittelbegriffe ἀεικίνητον und αὐτοκίνητον zu dem gleichen Ergebnis. Mit dieser Unterscheidung der beiden Beweisführungen hat, wie mir scheint, W. das Richtige getroffen; die von Sander (s. u.) dagegen erhobenen Einwendungen wenigstens wollen wenig besagen. Ebenso verdient Sander Zustimmung, wenn er der Behauptung Rohdes (Psyche 469, 1), die Seele sei nach A. unkörperlich, mit Gomperz S. 121 f. entgegentritt. — Zu Fr. 10 = Aristot. d. an. 405 a 32 zeigt A., daß in der Parallelstelle Laert. VIII 83 hinter ἔφη δὲ — ἥλιον aus dem Vorhergehenden die Worte: καὶ τὴν σελήνην καὶ ὅλον τὸν οὐρανὸν [so schreibt er mit Zeller 490, 1 für καθόλον ταύτην] ἔχειν ἀίδιον φύσιν zu setzen seien. Im Gegensatze zu Zeller, der 489, 3 dem A. die um das Centralfeuer kreisende Erde beilegt, glaubt er, A. habe die Erde in die Mitte des Kosmos gesetzt. Auffällig sei, daß A. abweichend von allen andern dem Monde eine andere Gestalt gab als der Sonne (vgl. Aët. II 22, 4 mit 29, 3); denn Zeller a. a. O. lasse ihn mit Unrecht beiden Gestirnen die gleiche nachenförmige Gestalt zuteilen; πλατύς und σκαφοειδής hätten die Alten unterschieden (s. Aët. II 22, 4 und 5). — Zu Fr. 21 = Aristot. Metaph. 986 a 22 wendet sich W. gegen Sanders Meinung, Aristot. habe hier ein Versehen begangen, indem er τὰ ὄντα mit τὰ ἀνθρώπινα verwechselt habe; ersteren Ausdruck gebraucht Aristot. nur, weil er hier A. mit den Pythagoreern zusammenfaßt; sicher hat jener nur von τὰ ἀνθρώπινα geredet. Aber seine Gegensatzpaare sind weder mit Sander nur auf den menschlichen Körper, noch mit Philippson bloß auf die Seele, sondern vielmehr auf alle menschlichen Dinge zu beziehen. Aus Fr. 22, zu dem Fr. 21 wahrscheinlich einen Teil der Einleitung bildete, erkennt man, daß A. die Gegensatzlehre so gefaßt hat, daß jedes Ding die Gegensätze mit einander vermischt umfasse. A. muß nach Aristot. sorgfältig von den

Digitized by Google

Pythagoreern unterschieden werden; er hat die Gegensatzlehre überhaupt nur deshalb aufgestellt, um durch sie seine spezielle Lehre von den Krankheiten und dem Körper zu stützen. — Fr. 22 = Aët. V. 30, 1 sind die Ausdrücke ἰσονομία und μοναρχία wahrscheinlich auf A. selbst zurückzuführen, da sie bei andern Medizinern nicht vorkommen. Die hier entwickelte Lehre des A. ist die Grundlehre der griechischen Medizin geworden, als deren Vater A. anzusehen ist; nur daß die Späteren in manchen Punkten abgewichen sind. A. weiß noch nichts von den vier Elementen und ebensowenig von den vier Hauptsäften und von der μετάστασις der Säfte. — Zellers Vermutung (vgl. Rettig, Platos Sympos., Halle 1876), Symp. 186 C f. gehe auf A. zurück, erscheint W. annehmbar. Sicher liegt dieser Stelle alte medizinische Weisheit zu grunde. — Im 3. Abschnitt, der über das Verhältnis des A. zu den übrigen griechischen Ärzten und Philosophen handelt, zeigt W., daß Sander unrecht hat, jede Beziehung der Lehre zwischen A. und den Pythagoreern zu leugnen (s. zu No. 224). A. berührt sich nicht nur in der Gegensatzlehre mit ihnen, sondern auch in der Isonomie (= Harmonie) sowie in der Lehre, daß alles Menschliche unvollkommen sei im Gegensatze zum Göttlichen, und in der Annahme von der Unsterblichkeit der Seele. Dagegen hat man irrtümlicherweise Spuren Heraklits bei A. entdecken wollen, und auch zu Parmenides hat er keine erkennbare Beziehung. Übrigens ist er nicht eigentlich zur Schule des Pyth. zu rechnen, da sich von der Zahlenlehre bei ihm keine Spur findet, und es höchst zweifelhaft ist, ob er die Seelenwanderung gelehrt hat. — Die Auseinandersetzungen über die Weiterbildung der Lehre des A. von der Entstehung der Krankheiten bei den späteren Hippokratikern müssen wir hier übergehen und erwähnen nur noch kurz, daß W. einen Einfluß des A. auf Anaxagoras in der Erkenntnistheorie und der Embryologie, auf Demokrit und Empedokles in der Porenlehre und auf den letztgenannten auch sonst in manchen Einzelheiten, besonders aber in der ganzen Methode nachzuweisen sucht. S. jedoch, was in bezug auf Emped. in Susemihls Rezension der Schrift (B. Ph. Wschr. 1897, 833 ff.) dagegen eingewendet wird. Vgl. auch B—r (Brieger?) L. C.-Bl. 1897, 210; E. Wellmann, D. L.-Z. 1898, 1114 ff. und Sander, Wschr. f. kl. Ph. 1899, 23 ff.

Zum Text der Fragmente des Alkmaeon. Das einzige im Wortlaut erhaltene Fragment bei Laert. VIII 83 = Fr. 1 W. lautet nach Wachtlers Herstellung: Ἀλκμαίων [W. zeigt daß Cobet coll. crit. 365 zu Unrecht die Form Ἀλκμάων allein gelten lassen will] Κροτωνιήτης τάδ' ἔλεξε, Περίθου (st. Πειριθόου in Cobets Ausgabe) υἱός, Βροντίνῳ καὶ Βαθύλλῳ· „Περὶ τῶν ἀθηήτων [so W. statt des in der Cobetschen Ausg. eingeklammerten περὶ τῶν θνητῶν, im An-

Digitized by Google

schluß an Bernays, der nach einer Mitteilung von Diels ἀθετήτων vermutet hatte] σαφήνειαν μὲν θεοὶ ἔχουσι (st. ἔχοντι) · ὡς δ' ἀνθρώποις [dafür Gomperz Gr. D. 138 ἄνθρωπον] τεκμαίρεσθαι" καὶ τὰ ἑξῆς. Den von Laertius und wohl schon von Kallimachos (s. o.) ausgelassenen Schluß will Gomperz so ergänzt wissen: ἔχει που ὧδε. W. dagegen etwa so: ἔξεστιν ἐκ τῶν αἰσθάνονται, ὥδε ἐγὼ ἐρέω. Cobet a. a. O. stellt außerdem, vielleicht mit Recht, die Worte Πειρίθου (so!) — Βαθύλλῳ zwischen Ἀλκμαίων und Κροτωνιήτης.

c) Hiketas und Ekphantos.

226. P. Tannery: Pseudonymes antiques. Rev. d. études gr. X (1897) S. 127—137.

*227. Derselbe, Sur Ecphante de Syracuse. Séance de l'assoc. p. l'encouragement d. études gr. du 7. janvier 1897.

228. Derselbe, Ecphante de Syracuse. Arch. f. G. d. Ph. XI (1898) S. 263—269.

O. Voss, De Heraclit Pontici vita et scriptis, Rostock 1896 S. 64 hat die Vermutung ausgesprochen, Ekph. und ebenso Hik. seien nur Personen in einem der Dialoge des Herakleides gewesen. Den gleichen Gedanken sucht Tannery in No. 226 zu begründen und fügt als Dritten noch Leukipp hinzu, der vielleicht von Demokrit fingiert worden sei. Auf die letzte Hypothese wird in dem Abschnitt über die Atomistik einzugehen sein. In betreff des H. und E. geht T. davon aus, daß sie zuerst von Theophrast erwähnt werden, während sie bei Aristot. ebensowenig genannt werden wie bei den Biographen und in der pythagoreischen Legende. Doch glaubt T. bei Aristot. d. cael. II c. 13 S. 293 a 201 in den Worten οἱ περὶ τὴν Ἰταλίαν καλούμενοι δὲ Πυθαγόρειοι eine Hinweisung auf Hiketas zu erblicken. Philolaos, dessen Werk Aristot. nicht kannte (?), kann damit nicht gemeint sein. Die in demselben Kapitel von Aristot. hinzugefügte Bemerkung, daß die Lehre vom Centralfeuer von vielen andern angenommen worden sei, weil dem Feuer die τιμιωτάτη χώρα gebühre, zielt auf eine Meinung, die nach Plutarch Qu. Plat. VIII 1 (vgl. Numa c. 11) Theophrast dem alt gewordenen Platon beilegte. Während T. früher (Rev. philos. XII 164 ff.) im Anschluß an Schiaparelli diese Meinung wirklich dem Platon zugeschrieben hat, bestreitet er jetzt, daß dieser irgendwelche Kenntnis von der Lehre des Philol. vom Centralfeuer hatte, da er sie sonst in der Republik im Mythos vom Fr. und im Tim. erwähnt haben würde. Die Zeugnisse des Aristot. und Plutarch erklären sich dagegen aufs beste, wenn man annimmt, daß in einem Dialoge als Unterredner Platon und ein angeblicher Pythagoreer, der das System des Philol. entwickelte, aufgetreten

Digitized by Google

sind. Theophrast hat später diesen Dialog als wahrheitsgemäß aufgefaßt (?) oder die Quelle aus der er schöpfte, nicht hinreichend bezeichnet. Der Verfasser dieses Dialogs war wahrscheinlich (?) Herakleides Pont., dessen Buch περὶ τῶν Πυθαγορείων sicherlich (?) eine der Hauptquellen des Aristot. war. Der in diesem Dialoge dem Pythagoreer gegebene Name mußte (?) Hiketas von Syrakus sein, dem nicht, wie man nach Cicero Luc. 123 angenommen hat, von Theophr. die Lehre von der Achsendrehung der Erde, sondern nach Laert. VIII 85 und Aët. 376 a 10 [s. jedoch über diese Stellen Zeller 422,2] die des Philol. vom Centralfeuer und von der Gegenerde zugesprochen wurde. Vielleicht dachte Herakleides dabei an den Hiketas von Syrakus, der ein Freund Dions war und von Timoleon getötet wurde. — Ebenso wie hiernach den Pythagoreer Hiketas, so hält T. auch Ekphantos für eine erdichtete Persönlichkeit. Da das, was die Doxographen von der eigentümlichen Lehre des E. berichten, vielfach mit der des Herakleides übereinstimmt, so darf man vermuten, daß Herakl. diese Lehre dem E. als Unterredner in einem Dialoge, vielleicht dem περὶ τῶν ἐν οὐρανῷ, in den Mund gelegt hat. Die Doxographen haben dann bald Herakl. und E., bald einen von beiden allein citiert. Ob ein Ekph. wirklich existiert hat, ist ebenso gleichgültig wie die Existenz eines Timaios.

Seine Ansicht über Ekphantes führt T. noch näher in der Abhandlung No. 228 aus, die ich, obwohl sie aus dem Jahre 1898 stammt, diesen Bericht eingefügt habe, da sie sich vermutlich mit der unter No. 227 angeführten deckt. Von der Persönlichkeit des Pythagoreers E. wissen wir nichts. Laertios und Iamblichos übergehen ihn, ebenso kennen ihn Simpl. de caelo und Proklos de Tim. nicht, die vielmehr als Urheber der Lehre von der Achsenbewegung der Erde Herakleides nennen, und wo bei Aëtios diese Lehre erwähnt wird, steht Herakleides stets an erster, E. an zweiter Stelle. Gegen Schiaparelli, der ihn zum Schüler des Herakleides, also zum Zeitgenossen Theophrasts macht, ist einzuwenden, daß damals die pythagoreische Schule erloschen war und sein angeblicher Lehrer Herakl. nie zu dieser Schule gerechnet worden ist. Wollte man aber annehmen, E. habe zu den bei Laert. V 86 erwähnten Pythagoreern gehört, die Herakleides, etwa vor Platon, gehört hatte, so begreift man ebenso wie bei Boeckhs Vermutung, er sei ein Schüler des Hiketas und Zeitgenosse des Archytas und Platon, nicht die Abwesenheit jeder biographischen Notiz über einen nicht unbedeutenden Philosophen, der mit dem Kreise Platons, vielleicht mit Platon selbst, in Beziehung stand. Selbst wenn man voraussetzt, daß sich Herakleides die Ansichten des E. angeeignet hat, so kann doch von diesem kein Buch vorhanden gewesen sein, und Theophrast hat ihn nur durch Herakleides gekannt. Aller Wahrscheinlichkeit nach war also

Digitized by Google

E. nur ein erdichteter oder geliehener Name für Herakleides, wie Timaios für Platon. Vielleicht war der Name Ἔκφαντος darauf berechnet, eine „enthüllte" Lehre zu bezeichnen. — Den Schluß der Abhandlung bildet eine Vergleichung der angeblichen Lehren des E. bei Hippolyt und Aëtius mit denen, die Herakleides beigelegt werden. Leider giebt T. hierbei die einzelnen Dogmen nur in französischer Übersetzung, ohne den griechischen Text zu citieren, so daß es an einigen, offenbar verderbten Stellen unklar bleibt, welcher Lesart er folgt. Wie er z. B. bei Hippolyt 566, 12 zu der Übersetzung gelangt ist: „ce que va dire E., sera seulement l'exposition de son opinion", verstehe ich nicht; überliefert ist ὁρίζει δὲ ὡς νομίζει; s. jedoch die kritische Anmerkung bei Diels. — Die in diesen beiden Abhandlungen entwickelte Hypothese ist scharfsinnig ersonnen und hat manches Ansprechende; aber im ganzen ruht sie doch, wie hier nicht näher ausgeführt werden kann, auf zu unsicherm Grunde, als daß man mit T. den Schritt wagen dürfte, jene beiden Pythagoreer aus dem Bereiche der Wirklichkeit in den der litterarischen Erdichtung zu verweisen.

d) Epicharmos.

Über ein Fragment dieses kaum der pythagoreischen Schule zuzurechnenden, jedenfalls nur lose mit ihr zusammenhängenden Dichters (über die Entstehung der unter seinem Namen im Altertum verbreiteten Sprüche s. das in Bericht I 275 aus dem „Herakles" v. Wilamowitz-Möllendorffs Angeführte) handelt

229. E. Hiller, Zu Epicharmos. N. Jahrb. f. Ph. 135 (1887) S. 202—206.

Für das am vollständigsten bei Clem. strom. IV 7, 45 erhaltene Bruchstück führt Lorenz Epicharm S. 257 außerdem noch vier Gewährsmänner an. H. weist nach, daß von diesen Orion aus Theodoret, dieser aber wiederum aus Clemens geschöpft hat, sowie, daß das Citat in Cramers Anecdota und das bei Arsenios ebenfalls aus Theodoret stammen. Das Fragment könnte etwa nach H. die Reste von zwei Tetrametern enthalten.

. . . . . αὔτα γὰρ ἀνθρώπων φύσις,
. . . . . ἀσκοί <τ'ἀνα>πεφυσιαμένοι

(oder διαπεφυσιαμένοι oder ἐνιπεφυσιαμένοι). In bezug auf den Sinn der Worte kommt H. zu keinem Ergebnis. An Pythagoreisches erinnern sie jedenfalls nicht; eher könnte man in ihnen einen Anklang an heraklitische Wendungen finden. (Auf das Verhältnis des E. zu Heraklit werden wir weiter unten gelegentlich zu sprechen kommen.) Eine Anspielung auf dieses Fragment findet Knaack coniectanea (1883) S. 1

Digitized by Google

(vgl. Wachsmuths Ausgabe S. 144) und vor ihm schon Bergk comm. Epicharm. p. III bei Timon fr. 34.

Einen bei Plutarch profect. in virt. c. 2 S. 75 E erhaltenen, von Nauck zweifelnd unter die Tragikerfragmente (adesp. 278[1]) eingereihten Vers: πρὸς στάθμῃ πέτρον τίθεσθαι, μή τι πρὸς πέτρῳ στάθμην möchte Gomperz Beitr. III (s. Ber. I 276) S. 571 f. dem E. zuschreiben: er erklärt ihn so: „unser Denken muß sich nach den Dingen richten, da die Dinge sich nicht nach unserm Denken richten können." — Ebd. S. 568f. sucht Gomperz auch ein auf Xenophanes bezügliches Fr. Epicharms (s. Aristot. Metaph. 1010 a 5 und dazu Zeller 497,2) zu gewinnen.

Bemerkt sei hier noch, daß den aus dem Index schol. Halens. Sommer 1868 in Bergks kleinen philolog. Schr., herausg. von Peppmüller, Halle 1886 S. 263 ff. wieder abgedruckten Emendationes Epicharmeae I in dem Neudruck eine Randbemerkung Bergks zu Laert. III 10 (Epich. fr. B 40 Lor.) hinzugefügt ist, nach der hinter v. 6 eine Lücke oder der Anfang eines neuen Gedichtes anzunehmen ist.

e) Diodoros von Aspendos.

230. P. Tannery, Sur Diodore d'Aspende. Arch. f. G. d. Ph. IX (1896) S. 176—182.

Diodor lebte wahrscheinlich in der 1. Hälfte des 4. Jahrhunderts [Cobet in No. 196 a setzt ihn später an] auf Sizilien. Er war ein Hauptvertreter des damaligen Pythagoreismus und zugleich durch wunderliche Kleidung und volkstümliche Predigten ein Vorläufer des späteren Kynismus.

D. Die Eleaten.

1. Zur Kritik der Quellen.

231. P. Natorp, Aristoteles und die Eleaten. Philos. Mon.-H. 26 (1890) S. 1—16 und 147—169.

232. P. Hoffmann, Note sur Pseudo-Aristote de Xenoph. Zen. Gorg. chap. 3. Rev. de l'instr. publ. en Belgique 27 (1884) S. 21—24.

233. Aristotelis qu. f. de plantis, de mirabilibus, mechanica, de lineis insecabilibus, ventorum situs et nomina, de Melisso Xenophane Gorgia ed. O. Apelt. Lips. 1888, Teubner.

Natorp neigt sich der in neuester Zeit öfter ausgesprochenen Meinung zu, daß die Kritik des Aristot. und folglich auch (?) seine ganze Auffassung fremder Philosopheme sich gar zu engherzig von dogmatischen Voraussetzungen seines eigenen Denkens habe leiten lassen. In der vorliegenden Untersuchung beschränkt er sich auf die Kritik

Digitized by Google

der eleatischen Philosophie, wie sie in Phys. I 184 b 25—187 a 11 enthalten ist. Gleich der Anfang der Stelle läßt erkennen, daß die Eleaten seinem naturwissenschaftlichen Interesse nichts boten und damit für ihn schon so gut wie gerichtet waren; ja 185 a 5 versteigt er sich so weit, ihre These mit solchen auf gleiche Stufe zu stellen, die, wie die These Heraklits, nur „des Wortes halber" und nicht in ernster Absicht aufgestellt worden sind. In seiner Beurteilung des eleatischen ὄν geht er ohne weiteres von seinem System der Kategorien aus. Er verkennt das echte Motiv des Einheitsgedankens der Eleaten, die die Einheit des Begriffes forderten, und bezieht immer wieder auf die erscheinende Vielheit, was vielmehr von einem aller Erscheinung schlechthin gegenüberstehenden Sein behauptet wurde. Die eleatische Lehre leugnet nicht die Vielheit des Seienden in der Erscheinung (?), sie bestreitet nur, daß das Erscheinende so, wie es erscheint, auch wahrhaft sei. Bei A. dagegen wird auf das Zeugnis der sinnlichen Wahrnehmung hin die φύσις vorausgesetzt und ein ernster Konflikt zwischen dem durch die Sinne gegebenen und dem Einheitsgesetz des Verstandes nicht empfunden. Bei dieser Grundverschiedenheit der beiderseitigen Anschauungen mußte er in seiner Polemik gegen das ὄν und das ἕν der Eleaten einseitig und ungerecht werden. Wenn er ihnen z. B. vorwirft, daß sie ihrem ἕν die beiden nach seiner Auffassung entgegengesetzten Prädikate des συνεχές und ἀδιαίρετον beilegten, so ist dagegen einzuwenden, daß jene mit diesen Bestimmungen nicht dieselben Begriffe verbanden wie A. Sie dachten sich ebensowenig eine kontinuierliche, mithin unendlich teilbare Raum- und Zeitgröße wie einen isolierten, absolut unteilbaren Raum- und Zeitpunkt, sondern ein allgegenwärtiges Hier und ein ewiges Jetzt, d. h. ein Sein, das über alle endlichen Relationen des Raumes und der Zeit hinausliegt, gleichwohl aber und eben darum eine ungebrochene Einheit, eine absolute Totalität darstellen sollte. Damit ist die ganze Argumentation des A. hinfällig und ebenso die Anwendung seiner Kritik auf die entgegengesetzte These des Parmenides und Melissos. Parm. hat sich schwerlich eine begrenzte Ausdehnung gedacht [trotz der Vergleichung seines ὄν mit einer Kugel?]. Sagt doch auch A. selbst (Metaph. 986 b 18) im Widerspruche gegen seine Kritik in der Physik, P. habe das Eine dem Begriffe nach verstanden. Freilich faßt er diese Begriffseinheit wieder sehr oberflächlich und verwechselt sie mit der Einerleiheit der Wortbedeutung, während sie im eleatischen Sinne vielmehr die Einheit des Gesetzes in der Mannigfaltigkeit der Erscheinungen ist (?). Ein solches Mißverstehen ist nur dadurch einigermaßen begreiflich, daß man sich erinnert, wie der Mangel eines genauen begrifflichen Ausdruckes bei den Eleaten dem A. anstößig sein mußte und wie die eleatischen Sätze schon vor A.

Digitized by Google

von falsch verstehenden Nachfolgern wie Gorgias, Lykophron, Menedemos verkannt und in offenbaren Unsinn verkehrt worden waren. — In der nun folgenden ausführlichen Erörterung über die Kritik der verschiedenen Argumente des Melissos und Parmenides sucht N. den auch durch die Interpretationsversuche von Brandis, Prantl, Laas u. a. vielfach noch nicht aufgeklärten Beweisgang des A. festzustellen und dann bei jedem einzelnen Punkte die Einseitigkeit und Befangenheit des Kritikers darzuthun. Was Melissos anbelangt, so trifft Aristoteles' Kritik der Folgerung vom Nichtgewordenen auf räumlich Unendliches vom formal-logischen Standpunkte für den Fall nicht zu, daß B nicht ein beliebiges Prädikat von A, sondern ein nur ihm und keinem andern Subjekt zukommendes ist. Aber auch in materieller Hinsicht ist sie verfehlt, insofern sie von der specifisch aristotelischen Ansicht ausgeht, daß auch endliche Körper unvergänglich sein können, während Mel., wie vor ihm Anaximander und nach ihm Gorgias, voraussetzt, nur das Unendliche könne ungeworden sein. A. hat die Großartigkeit der Konzeption eines schrankenlosen Seins verkannt, weil es ihm um die Rettung seines endlichen Universums zu thun war. Wenn er ferner bestreitet, daß aus der Einheit des Seienden auch die Unmöglichkeit einer qualitativen Veränderung folge, so könnte Mel. erwidern, daß solche Veränderung ebensogut ein Neuentstehen und Vergehen bedeute wie eine quantitative Veränderung. Übrigens leugnen die ἀλλοίωσις fast alle Philosophen nach Parm., so Empedokles, Anaxagoras, die Atomiker. Sie alle fertigt A. kurz ab, indem er Dogma gegen Dogma setzt. Auch die drei gegen die Einheit des Parmenideischen ὄν gerichteten Argumente treffen nicht den Kernpunkt der gegnerischen Auffassung, den transcendenten Begriff des Ansichseins. Besonders das dritte Argument beruht auf einer Vertauschung dieses Ansichseins mit dem aristotelischen Wesensbegriffe und des Nichtseins der Eleaten mit einer beliebigen negativen Aussage. Das zweite Argument übt allerdings eine in gewissem Sinne berechtigte Kritik an dem ὄν des Parm. A. weist nach, daß diesem, wenn es als substantiell Seiendes gedacht und ihm als solchem die Einheit schlechthin zugesprochen wird, überhaupt kein angebbarer realer Gegenstand mehr entspricht und somit die einzige Deutung, nach der sich der eleatische Satz etwa der Form nach aufrecht erhalten ließe, sachlich unmöglich ist. Aber der Fehler, dessen sich die Eleaten schuldig machen, steckt nicht in der Vernachlässigung der logischen Grundsätze, wie A. annimmt, sondern in der fehlenden Einsicht in die Bedeutung des empirischen Faktors der Erkenntnis. A. dagegen geht darin fehl, daß er das logische Element der Erkenntnis nicht rein herauslöst, sondern von vornherein mit Empirischem vermengt. Er verkennt auch hier gründlich das ursprüng-

Digitized by Google

lich kritische Motiv der eleatischen Lehre und erscheint sogar neben ihr bedenklich unkritisch. Viel richtiger als A. hat Simplicius, dem ja auch als Neuplatoniker die eleatische „Transcendenzlehre" höchst sympathisch sein mußte, den eigentlichen Gehalt dieser Lehre erfaßt, die er freimütig gegen A. in Schutz nimmt. — Diesen Erörterungen liegt ja unzweifelhaft der richtige Gedanke zu grunde, daß A. den älteren Systemen nicht als objektiver Berichterstatter gegenübersteht und sie nicht rein historisch aus ihrem eigenen Wesen heraus beurteilt, sondern überall den Maßstab seiner eigenen philosophischen Auffassung an sie legt. Man muß daher da, wo er frühere Philosophen erwähnt, stets sorgfältig unterscheiden, ob er bloß historisch berichtet oder subjektive Kritik übt. Aber, wie in diesem Berichte bereits gelegentlich bemerkt worden ist, A. bleibt doch immer unsere wichtigste und zuverläßigste Quelle, auf die durch Vermittelung Theophrasts auch die ganze spätere Doxographie zurückgeht. Ihn ohne die zwingendsten, auf anderweitige vollgültige Zeugnisse sich stützenden Gründe grober Mißverständnisse und falscher Auffassung der Lehren seiner Vorgänger zu bezichtigen und gar den Simplicius gegen ihn auszuspielen, der in neuplatonischen Anschauungen befangen und zu einer sachgemäßen Beurteilung der wahren Bedeutung seiner Vorgänger viel weniger imstande war als A., ist doch ein sehr bedenkliches Verfahren, das sich nicht mit den Grundsätzen einer vorsichtigen Kritik verträgt. Dazu kommt, daß die eigene Auffassung der eleatischen Lehre, die N. an die Stelle der aristotelischen setzt, stark subjektiv gefärbt erscheint und mehrfach mit der Überlieferung nicht im Einklange steht. Schon Susemihl hat in seiner Besprechung der Abhandlung (Fortschr. XIX, 1, B. 67, 82 ff.) treffend bemerkt, daß, wenn A. den eleatischen Gedanken unhistorisch vergröbert, N. ihn unhistorisch verfeinert, und daß die Zuverlässigkeit des A. doch wohl größer sein dürfte als die Natorps. Wenn N. behauptet, daß Parm. sein ὄν als ein rein transcendentales aufgefaßt habe, dem nichts Sinnliches anhafte, und daß er, wie später Platon und noch entschiedener die Neuplatoniker, zwischen den νοητά und den αἰσθητά einen schroffen Unterschied gemacht habe, so ist er den Beweis dafür schuldig geblieben. Andere Forscher wie Zeller und besonders Bäumker (s. u.) betonen im Gegensatze zu ihm in der Konzeption des Seienden bei Parm. neben aller Abstraktion des Denkens scharf das sinnlich-körperliche Element und mit vollem Rechte. N. beruft sich für seine Auffassung namentlich auf Parm. 8, 43 D. Aber den Ausdruck ἐναλίγκιον hier so zu pressen, daß die Bezeichnung des Seins als einer kugelförmigen, den Raum erfüllenden Masse lediglich im bildlichen Sinne gebraucht erscheint, halte ich für unzulässig. Es giebt hinreichende Beweise dafür, daß das ὄν des P. keineswegs, wie N. behauptet, nur

Digitized by Google

in einer negativen Beziehung zum Raume und zur Zeit steht, d. h. doch mit andern Worten, daß ihm Raum und Zeit ein Nichtseiendes waren, sondern daß er sich sein Seiendes in der That als ein den Raum erfüllendes, kugelförmiges vorgestellt hat. Legt er ihm doch ausdrücklich eine Reihe positiver räumlicher Bestimmungen bei wie ξυνεχές, οὖλον, πείρατα, πάντοθεν ἶσον (8, 49, ohne Hinzufügung eines ἐναλίγκιον!), πᾶν ἔμπλεον ἐόντος. Ebensowenig wird man eine Leugnung der Zeit bei P. annehmen dürfen. Auch bei Mel. hat schwerlich, wie N. meint, die Grenzenlosigkeit den rein negativen Sinn, daß das eine Seiende nicht durch Grenzen des Raumes, der Zeit oder der Zahl eingeschränkt ist. Vgl. Zeller 514, 1 über die Bedeutung von ἄπειρον und πεπεράνθαι. Derartige Abstraktionen sind dem noch ungeübten Denken jener alten Philosophen überhaupt fremd. A. war demnach wohlberechtigt, die eleatische Lehre auch unter dem Gesichtspunkte solcher Bestimmungen zu beurteilen, die aus der Erfahrung genommen sind, und that ihr damit keine Gewalt an. Noch weniger ist zu verstehen, wie N. ihm zum Vorwurfe machen kann, daß er die Eleaten, die doch selbst auf logisch-dialektischem Wege ihre Sätze beweisen wollten, mit den gleichen Waffen bekämpft. Daß er hierbei ihre Lehre vom Standpunkte seiner eigenen philosophischen Anschauung beleuchtet, ist, wie gesagt, nicht zu bestreiten, und für die Feststellung dessen, was sie thatsächlich gelehrt haben, sorgfältig zu beachten. Ein solcher Fall liegt z. B. Metaph. 986 b 18 vor, wo A. sagt, Parm. scheine das begriffliche (κατὰ τὸν λόγον) ἕν, Mel. das stoffliche (κατὰ τὴν ὕλην) erfaßt zu haben (ἅπτεσθαι). Gerade weil A. hier seine Ausdrücke so vorsichtig gewählt hat, durfte N. am allerwenigsten diese Stelle als Zeugnis dafür benutzen, daß Parm. selbst sein ὄν als ein rein begriffliches aufgefaßt habe.

Über die Schrift de Mel. Xen. Gorg. (daß diese Reihenfolge und nicht die früher übliche und noch im Titel von No. 232 festgehaltene die richtige ist, steht jetzt fest) sind während der Berichtszeit, abgesehen von zwei unter Xenophanes und Melissos zu besprechenden Abhandlungen F. Kerns und Apelts, keine eingehenderen Untersuchungen angestellt worden. Die Erörterungen Zellers über die Bedeutung der Schrift als Quelle für die Erkenntnis der eleatischen Philosophie haben daher in der neuesten Auflage der Phil. d. Gr. nur einige, meist unerhebliche Zusätze erhalten. Den wichtigsten Beitrag hat Diels Doxogr. 109 ff. geliefert. Daß er aus sachlichen wie sprachlichen Gründen den mit besonderem Nachdrucke von F. Kern behaupteten theophrastischen Ursprung bestreitet, ist bereits Ber. I 160 bemerkt worden. Die Annahme, daß Theophrast der Verfasser sei, erscheint hiernach ausgeschlossen. Schwieriger ist die Frage zu beantworten, in welcher Zeit etwa die Schrift entstanden sein mag. Diels hat Dox. 113 aus dem Zeugnis des auf

Digitized by Google

Hermippos zurückgehenden Verzeichnisses der aristotelischen Schriften bei Laert. V 25 sowie aus einzelnen ein unverfälscht peripatetisches Gepräge tragenden Ausdrücken geschlossen, daß sie nicht später als in das 3. Jahrhundert v. Chr. gesetzt werden dürfe. Diese Meinung hält er jetzt in der Vorrede (S. 10 ff.) seiner Ausgabe der Schrift (Berlin 1900) nicht mehr aufrecht, sondern sucht es wahrscheinlich zu machen, daß sie etwa dem 1. Jahrhundert v. Chr. zuzuweisen sei. Näheres hierüber wird der nächste Jahresbericht zu bringen haben. — Eine sonderbare Vermutung hat Bergk Gr. Litt.-Gesch. II 419, 24 über den mittleren Abschnitt des Werkes ausgesprochen: dieser beziehe sich nicht auf Xenophanes, sondern auf das System eines jüngeren unbekannten eleatischen Philosophen und erweitere so unsere Kenntnis der Forschungen dieser Schule.

Hoffmann macht zu zwei Stellen, 977a 32 und 27 Verbesserungsvorschläge, die weder Apelt noch Diels in ihren Ausgaben erwähnen. Daß sie Diels überhaupt unbekannt geblieben sind, geht daraus hervor, daß er Z. 32 dieselbe Lesung wie H. nach eigener Vermutung in den Text gesetzt hat. Die Stelle lautet nunmehr: τῶν δὲ ὄντων οὐκ ἂν ἔχειν (sc. θεούς) θεοῦ φύσιν (φύσιμ R in ras., φύσιν L) δεῖν εἶναι κράτιστον (Bergk [s. u.] streicht δεῖν). Durch diese, wie es scheint, sichere Verbesserung ist die Bonitzsche, von Apelt gebilligte Annahme einer Lücke hinfällig geworden.

Einige wenige Beiträge zur Textgestaltung finden sich auch in Bergks Kl. philol. Schr. II, wo sie Peppmüller S. 107 Anm. zu der aus einer Universitätsschrift (Marburg 1843) wieder abgedruckten Abhandlung de Aristotelis libello de Xen. Zen. Gorg. nach Randbemerkungen Bergks zu der Mullachschen Ausgabe der pseudoaristotelischen Schrift mitteilt. Bei Apelt und Diels sind auch diese Konjekturen unerwähnt geblieben. Eine von ihnen (zu 977b 3): καὶ <ὅμοιον καὶ> σφαιροειδῆ hat Diels als Vermutung Wendlands bezeichnet und in den Text aufgenommen.

In Apelts Ausgabe ist auf grund einer neuen Kollation der besten Handschrift, des Lipsiensis, der Text unserer Schrift, verglichen mit dem bei Bekker und Mullach, in stark veränderter und vielfach verbesserter Gestalt erschienen. Daß A. indessen oft nicht das Richtige im Lips. gelesen hat, bemerkt Diels in der neuen Ausgabe S. 4. Vgl. die Rezensionen von E. Richter D. L.-Z. 1889, 123 ff., Wohlrab L. C.-Bl. 1889, 1236 f. und B. Kübler Berl. Ph. Wschr. 1890, 1361 ff.

2. Zur Lehre der Eleaten.

Als einzige gesonderte Untersuchung über die eleatische Schule in ihrer Gesamtheit ist zu verzeichnen:

Digitized by Google

234. S. Ferrari, Gli Eleati. Roma 1892. 4. 92 S. (Sonderabdruck aus Mem. della R. Accad. dei Lincei. Ser. 4a vol. X part. 1a S. 53—144).

Nach einer gedrängten, aber sehr klaren Übersicht über die Quellen, die Entwickelung und Bedeutung der eleatischen Schule, wobei Tannerys von der Mehrzahl der Forscher abweichende Meinung (s. Ber. I 255 f.) kurz zusammengefaßt wird, wendet sich F. der Betrachtung der einzelnen Eleaten zu. In der Streitfrage, ob Xenophanes Monotheist gewesen sei, stellt er sich ganz auf die Seite Freudenthals (s. u.). Sehr eingehend erörtert er dann die noch verwickeltere Frage, ob H. sein All kugelförmig und begrenzt oder unbegrenzt genannt hat. Nach einer Zusammenstellung der verschiedenen, zum Teil einander scharf entgegengesetzten Lösungen von Zeller, Diels, Ritter, Überweg, Bertini (La filosofia greca prima di Socrate 103 f.*), Tannery und Chiappelli weist er zunächst die Annahme von Diels Doxogr. 109 ff., Theophrast habe das Sein des X. begrenzt genannt, habe sich aber selbst durch die vorgefaßte Meinung, die Lehre des X. müsse irgendwie die des Parm. in sich enthalten, täuschen lassen, als allzu kühn und unsicher zurück. Ganz ablehnend verhält er sich gegen Tannery, der die Zeugnisse und Thatsachen vergewaltigt habe zu gunsten seiner unbewiesenen Voraussetzung, nach der X. von der Unendlichkeit der Welt ausgegangen sein soll, um seinen Vorgängern ein neues Weltbild entgegenzusetzen. Er selbst ist der Meinung, X. könne sehr wohl bald von der Kugelförmigkeit, bald von der Unbegrenztheit gesprochen haben, je nach dem Gedankenzusammenhange, vielleicht auch in verschiedenen Werken. So mochte er die Gottheit unbegrenzt nennen, da nichts vorhanden sei, was sie begrenzen könne, dagegen die Welt kugelförmig und daher in gewissem Sinne begrenzt. Doch verkennt Verf. nicht, daß hiermit Fr. 12 K. im Widerspruche steht, und kommt schließlich zu dem Ergebnis, daß sich X., wie schon Aristot. bemerkte, nicht klar über diesen Punkt ausgesprochen habe. Aber damit ist der Widerspruch nicht beseitigt, sondern nur verschleiert. Wenn X. nach der Aussage mehrerer Zeugen, darunter Ps.-Arist. d. Mel. und Simplicius, von denen der letztere vielleicht auf Theophrast zurückgeht, sein ἕν kugelförmig genannt hat, so verträgt sich damit nicht die Unbegrenztheit, die in Fr. 12, wenigstens nach der gewöhnlichen, auch von F. angenommenen Auslegung (über eine andere weiter unten), deutlich ausgesprochen wird. Hier kann man nicht mehr von Unklarheit

*) Die Existenz dieser Schrift ist mir erst durch Ferrari bekannt geworden. Zugänglich ist sie mir nicht gewesen. Sie gehört in die Reihe der Ber. I 254 besprochenen Werke.

Digitized by Google

reden; es stehen sich vielmehr zwei miteinander unvereinbare Auffassungen schroff gegenüber. Allerdings bezweifelt F. später in einer Darstellung der Kosmologie des X., ob die Nachricht von der Kugelförmigkeit und Begrenztheit des Alls der Wahrheit entspreche; wenn sie nicht geradezu erfunden sei, so habe sich X. vielleicht nur metaphorisch oder in einem poetischen Bilde ausgedrückt. Dieser Zweifel gründet sich darauf, daß sich die Kugelgestalt mit dem von F. im Anschluß an Chiappelli vorausgesetzten Weltbilde des X. nicht vereinen läßt. Ob aber dieses Weltbild in der That das des X. ist, muß bei der Dürftigkeit und Unklarheit der Berichte dahingestellt bleiben. Überhaupt sind, wie F. zugesteht, fast alle Nachrichten über die physikalischen Lehren des Kolophoniers unsicher und zweifelhaft. Auch die verschiedenartigen Versuche, den in den Fragmenten erkennbaren Gegensatz zwischen dogmatischer Zuversicht und einer gewissen Art von Skepticismus auszugleichen, sind dem Verf, wie mir scheint, nicht geglückt; wir müssen uns damit begnügen, daß die Fragmente diese doppelte Tendenz zeigen, die wir nicht erklären können. — In dem Abschnitt über Parmenides spricht sich F. für die Glaubwürdigkeit der chronologischen Angaben in Platons Parm. aus und setzt demgemäß abweichend von Apollodor (s. Ber. I 200) die Geburt des P. etwa in 514 und läßt sein Werk mit Überweg gegen 470 entstanden sein. In bezug auf die Auffassung des parmenideischen Seins schließt er sich völlig an Bäumker (s. u.) und Tannery an. Dieses Sein ist nicht ein metaphysischer, sondern ein physischer Begriff, der von der sinnlichen Anschauung ausgeht; es ist etwas Körperliches, die Substanz des Universums in seiner Totalität. Wäre es immateriell, so würde aus Fr. 8, 37 ff. D. die absolute Nichtexistenz der Welt folgen, was im Widerspruch mit den Vorstellungen seiner Zeit und vielen anderen Stellen seines Gedichtes stände. Die physischen Attribute des Seins haben nicht etwa nur symbolische Bedeutung, sondern gelten im strengen und positiven Sinne. Ebenso falsch ist aber auch die Meinung, daß nach P. die Welt ewig und unveränderlich sei. Man darf weder das innere und absolute Sein mit den Erscheinungen verwechseln noch es allzusehr von ihnen trennen, indem man seine Räumlichkeit leugnet. Die Stellung des P. ist eine mittlere zwischen diesen beiden Auffassungen. Er leugnet das Nichtsein nur im Verhältnis zum Sein, nicht verwirft er es absolut; sonst hätte er nicht selbst eine Kosmogonie entwerfen können. Seine ganze Δόξα ist zwar hypothetisch, aber diese hypothetische Darlegung ist darum nicht ohne Wert; nicht zum Spaße entwickelt er die „Meinungen der Sterblichen". Er will nicht die Welt der Erscheinungen überhaupt beseitigen, sondern schließt sie nur aus dem Gebiete des vernünftigen Wissens aus. Von den notwendigen Wahrheiten

Digitized by Google

unterscheidet er die mehr wahrscheinlichen Vermutungen, die darum noch nicht falsch zu sein brauchen (ähnlich Tannery). — Diese Ausführungen enthalten ja manches Richtige — dazu gehört u. a. auch die Bekämpfung der Ansicht von Zeller [schärfer noch Diels], daß P. in der Δόξα nicht seine Überzeugung, sondern die Meinungen anderer Philosophen vorträgt; die Meinungen sind die der Sterblichen überhaupt, von denen sich P. selbst nicht ausnimmt —; aber im Grunde ist doch die Auffassung Ferraris nichts als ein schwächliches Kompromiß, das, wie sich später zeigen wird, die Ontologie der Eleaten in ihrem innersten Kern zerstört und mit bestimmten Aussprüchen des Gedichtes in Widerspruch steht. — In bezug auf die beiden Gegensätze des Lichtes und der Finsternis nimmt F. mit Tannery an, daß jenes nicht mit dem Sein, diese nicht mit dem Nichtsein zu identifizieren sei; die gegenteilige Auffassung beruhe auf einem Missverständnis des Aristot. und Theophrast (?); die Einführung der alles leitenden Göttin im Mittelpunkte wäre überflüssig, wenn nur das eine Prinzip des Seienden wäre und also nach heraklitischer Art das Feuer alles hervorbrächte und umwandelte. Er ist ferner der Meinung, daß P. von den Pythagoreern manche kosmologischen Lehren übernommen hat, so z. B. die von der Kugelgestalt, von den fünf Zonen der Erde und von der Identität des Morgen- und Abendsternes [aber ob die älteren Pythagoreer oder gar Pythagoras, wie Verf. behauptet, diese Lehren bereits aufgestellt haben, ist mehr als zweifelhaft], während er ihre Grundthese, die Gegensatzlehre, bekämpft und sich mit seinem Monismus gegen ihren Dualismus wendet. Ebenso stellt er ohne Zweifel dem heraklitischen Werden seine Unbeweglichkeit entgegen, und Zeller irrt, wenn er jede Polemik des P. gegen den Ephesier bestreitet. — Über die Erkenntnistheorie des P. bemerkt F. zutreffend, daß dem Eleaten die Vernunft und die Sinne, wenn er sie auch einander gegenüberstellt, doch gleichen Ursprungs und Charakters sind; was denke, sei immer die körperliche Natur; einen Unterschied zwischen αἴσθησις und φρόνησις gebe er nicht an, obwohl die Entgegensetzung von Wahrheit und Meinung einen solchen voraussetze. Die extreme Auffassung Tannerys, der jede Kontinuität zwischen P. und Xenophanes leugnet, weist F. mit vollem Rechte zurück. Das göttliche Eine des einen und das Sein des anderen hängen eng miteinander zusammen, nur daß P. nicht von religiösen Gefühlen geleitet wurde, sondern die Natur erforschte. Beide legen ihrem Prinzip gewisse Attribute gemeinsam bei, und beide bedienen sich gleicher Beweggründe. — Als Anhang ist diesem Abschnitt eine Inhaltsangabe des platonischen Parm. beigefügt, dessen Dialektik sich, wie F. richtig ausführt, von der Dogmatik des P. völlig entfernt. — In dem Abschnitte über Zenon bemerkt F. zunächst, daß von den

Digitized by Google

vier bei Suidas angeführten Werken sich drei auf das von Platon und Aristot. sicher bezeugte σύγγραμμα zurückführen lassen, das vierte dagegen: Ἐξηγήσεις Ἐμπεδοκλέους schwerlich von Z. verfaßt sei. Anders urteilt Diels (s. u.). Unter den Argumenten gegen die Vielheit und die Bewegung ist von besonderer Bedeutung das von dem Sandhaufen, in dem die Trüglichkeit der sinnlichen Wahrnehmung nachgewiesen wird. Wenn auch die Meinung des Simplicius, daß dieses Argument gegen den bekannten Satz des Protagoras gerichtet sei, historisch unsicher ist, so zeigt sich doch hier der Gegensatz der von jenen beiden Philosophen vertretenen Richtungen: Prot. verwechselte die Sinneserscheinung mit der realen Ursache; bei Z. führt der Nachweis des Sinnentruges von selbst dazu, daß die Wahrheit nur dem Denken zugeschrieben werden darf. In der Betonung des hohen Wertes der Zenonischen Beweise und in der Darlegung des innersten Motives ihrer Polemik stellt sich F. vollkommen auf die Seite Tannerys (s. Ber. I 256). Z. habe lediglich nachweisen wollen, daß die pythagoreische Auffassung der Dinge als Zahlen d. h. der Körper als einer Summe von Punkten zu unlösbaren Schwierigkeiten führe und es mithin keine Vielheit gebe. Die zweite Reihe der Beweise richte sich nicht gegen die Bewegung an sich, sondern gegen die Möglichkeit einer Bewegung unter Voraussetzung der Vielheit. Diese Hypothese jedoch ohne Einschränkung gelten zu lassen, muß dem Verf. bedenklich erschienen sein; wenigstens schwächt er sie durch die Bemerkung ab, sie schließe nicht aus, daß andere und vielleicht Z. selbst später [also doch wohl in einer zweiten Schrift?] diese Beweise auch gegen die ionischen Physiker und Heraklit gewendet hätten und daß sich Z. ihrer bedient habe, um indirekt auch die Unbeweglichkeit des Seins zu stützen. Ich kann darin nur einen mißglückten Versuch sehen, die neue Auffassung mit der älteren, auf Aristot. zurückgehenden zu vereinigen. — Der letzte Abschnitt beschäftigt sich mit den Beweisgründen des Melissos. Die schwierige Frage, wie die in einem Fragmente dieses Philosophen enthaltene Behauptung, das Sein sei unkörperlich, mit der sonst von ihm vorausgesetzten Räumlichkeit in Einklang zu bringen sei, sucht F. im Anschluß an Chiappelli durch die Annahme zu lösen, daß M. ähnlich wie Arist. zwischen Stofflichkeit und Körperlichkeit (ὕλη und σῶμα) unterschieden und die Substanz zwar als stofflich, aber nicht als körperlich bezeichnet habe, während Parm. das Sein nur insoweit ins Auge faßte, als es denkbar ist, ohne seine Körperlichkeit zu bejahen oder zu verneinen. Danach hätte M. einen Schritt weiter zum Idealismus hin gethan. Hiergegen ist einzuwenden, daß wir eine solche Feinheit der begrifflichen Unterscheidung, für die es in der vorsokratischen Philosophie kein Beispiel giebt, am allerwenigsten bei einem Philosophen suchen dürfen, den Arist. μικρὸν

Digitized by Google

ἀγροικότερος nennt. Auch wäre es doch höchst sonderbar, wenn M. in dem bezeichneten Fr. (12) den Ausdruck σῶμα gebraucht haben sollte, um damit etwas von der gewöhnlichen Bedeutung des Wortes ganz Verschiedenes zu bezeichnen. Des weiteren zeigt F., daß sich M. außer in den Beweisen für die Räumlichkeit des Seins [F. vergißt hier die von M. im Gegensatze zu Parm. angenommene Unbegrenztheit zu erwähnen] nicht von seinen eleatischen Vorgängern entfernte; nur fügte er noch in Fr. 17 den Beweis für den inneren Widerspruch der Sinnenerkenntnis hinzu. Endlich weist er noch hin auf die Beeinflussung der Argumentation des M. durch Leukipp, auf den er mit seiner Leugnung des Leeren angespielt zu haben scheint, und durch Heraklit, zu dem er durch die Hinzufügung der neuen Negation: „nichts Seiendes kann seine Beschaffenheit ändern" in scharfen Gegensatz trat. — Am Schlusse faßt F. das Hauptergebnis seiner Abhandlung so zusammen: Es vollzieht sich von Xenophanes zu Melissos ein allmählicher Fortschritt zum Idealismus. Die eleatische Lehre ist ihrem Inhalte nach realistisch, aber in bezug auf ihr dialektisches Verfahren idealistisch. Die Erkenntnistheorie war nicht ihr Ausgangspunkt, aber ihre Konsequenz. Indem die Eleaten das Dogma von der Beharrung der Substanz ausbildeten, deuteten sie damit zugleich den Gegensatz der Phänomena und Noumena an. So sind sie die Vorläufer der Sophisten, des Sokrates, Platon und Aristoteles, ebenso aber auch des Empedokles, Anaxagoras und der Atomiker geworden und haben auch auf die Megariker und Skeptiker eingewirkt. Auch auf die Pythagoreer übten sie in dem Sinne Einfluß, daß diese anfingen, die mathematischen Begriffe von jedem stofflichen Elemente zu befreien.

3. Xenophanes.

235. Sillographorum graecorum reliquiae, recognovit et enarravit C. Wachsmuth. Praecedit commentatio de Timone Phliasio ceterisque sillographis. Lips. 1885, Teubner. (Corpusc. poësis epicae graecae ludibundae fasc. II.)

236. Anthologia lyrica sive lyricorum graecorum praeter Pindarum reliquiae potiores. Post Th. Bergkium [*ed. III 1883] quartum edidit *E. Hiller. Lips. 1890, Teubner. Exemplar emendavit atque novis Solonis aliorumque fragmentis auxit O. Crusius. Ib. 1897.

237. F. Kern, Zu den Quellen für die Philosophie des Xenophanes. Progr. des Stadtgymn. zu Stettin 1877. 10 S. 4.

238. O. Crusius, Ein Lehrgedicht des Plutarch. Rh. Mus. 39 (1884) S. 581 ff.

239. F. Dümmler, Zu Athenaios IV p. 174 f. Rh. Mus. 42 (1887) S. 139 f.

Digitized by Google

240. O. Immisch, Zu griechischen Dichtern. Philol. 49 (1891) S. 208—212.

*241. J. Thill, Xénophane de Colophon. Luxembourg 1888. Vgl. Tannery, Arch. f. G. d. Ph. V (1891) S. 139 ff.

*242. Εὐαγγελίδης, Περὶ Ξενοφάνους. In: Ξενοφάνης, σύγγραμμα περιοδικὸν τοῦ συλλόγου τῶν Μικρασιατῶν „Ἀνατολῆς". 1896. H. 1—3 S. 5 ff.

243. J. Freudenthal, Über die Theologie des Xen. Breslau 1886, Köbner. 48 S. gr. 8.

244. E. Zeller, Ἡγεμονία und δεσποτεία bei Xen. Arch. II (1888) S. 1—4.

245. J. Freudenthal, Zur Lehre des Xen. Ebd. S. 322—347.

*246. S. Fimiani, Alcune considerazioni sulla teoria della conoscenza in Senofane. Riv. ital. di Filosofia II (1888) S. 293 ff. Vgl. Chiappelli, Arch. V, 425 ff.

*247. A. Chiappelli, Sopra una opinione fisica di Senofane. Rendiconti dell' Accad. dei Lincei ser. IV vol. VI fasc. 4 S. 89—95.

248. H. Berger, Untersuchungen über das kosmische System des Xen. Ber. d. sächs. G. d. Wiss. 23. April 1894 S. 15—63.

249. H. Diels, Über Xen. Arch. X (1897) S. 530—535.

Wir beginnen mit der Besprechung der beiden Fragmentensammlungen der Lyriker und der Sillographen, in die die Bruchstücke des X. vollständig oder teilweise aufgenommen sind. Beiseite lassen wir die 4. Ausgabe der „Lyrici poetae Gr." von Bergk, vol. II, Lips. 1882, Teubner, und die 4. Auflage der „Anthologie aus den Lyrikern der Griechen" von E. Buchholz, B. 1, Leipzig 1886, Teubner, die nur die elegischen und iambischen Fragmente enthalten. Über Bergks Ausgabe hat E. Hiller Fortschr. 34 (1883) S. 249 f. und über die Buchholzsche Sammlung derselbe Fortschr. 54 (1888) S. 137 sowie J. Sitzler Berl. Ph. Wschr. 1887 S. 357 ff. berichtet. An der erstgenannten Stelle bespricht Hiller auch *A. Franco, Un elegia di Senofane con la versione e il commento, Padova 1882,*) und *W. Clemm, Zu den griechischen Elegikern, N. Jahrb. f. Ph. 127 (1883) S. 1 ff. — Hingewiesen sei hier auch auf Gomperz, Beiträge III S. 568 f., wo zu fr. 3 B. (= 20 K. = 3 H.) v. 6 statt ἀσκητοῖσ' ὀδμήν vermutet wird: ἀσκητοῖσι κόμην, und auf v. Wilamowitz, Parerga Herm. 14 (1879) S. 162 ff., wo einige Verbesserungsvorschläge zu Fr. 21 K. = 1 H. gemacht werden; der

*) Von demselben Verf. ist veröffentlicht worden: *Un frammento di Senofane, recato in versi italiani, Mantova 1881. Ist diese Schrift vielleicht identisch mit der obigen?

Digitized by Google

wichtigste unter ihnen ist der zu v. 18: μὴ πάνυ γυραλέος statt γηραλέος, der wohl verdient hätte, von Hiller-Crusius aufgenommen zu werden.

Wachsmuth hat in seiner Ausgabe der Sillographen, aus der bereits im Ber. I 183 der Abschnitt über die handschriftliche Überlieferung des Laertius erwähnt worden ist, die von ihm 1859 veröffentlichte Schrift de Timone Phliasio wesentlich ergänzt und verbessert. S. E. Hiller D. L.-Z 1886, 472 ff., Cr(usius) L. C.-Bl. 1887, 279 f. und M. Heinze Fortschr. 50 S. 89. — In der den Fragmenten vorausgeschickten Untersuchung wird über X. auf S. 55—64 gehandelt. Aus sechs sicheren Zeugnissen, von denen eins der wichtigsten bei Laert. IX 18 steht (W. schlägt hier vor, in den Worten γέγραφε δὲ ἐν ἔπεσι καὶ ἐλεγείαις καὶ ἰάμβοις καθ' Ἡσίοδον zu lesen: καὶ ἐλεγείοις oder besser noch: καὶ <δι'> ἐλεγείας), ergiebt sich, daß X. in seinem hexametrischen Gedichte die Dichter und Philosophen hauptsächlich wegen ihrer verkehrten Auffassung der Götter verspottet hat. Dieses von X. selbst mit keiner Überschrift versehene Gedicht haben einige Grammatiker, offenbar wegen seiner Ähnlichkeit mit den Sillen Timons, als σίλλοι, andere als ἰαμβοί, wieder andere als παρῳδίαι bezeichnet. In betreff der letztgenannten Bezeichnung ist W. nicht im Zweifel, daß das unter diesem Titel bei Athenaios II, 54 E angeführte Fr. 3 W. (17 K. = 1 H.) den Sillen des X. entnommen ist; wie die erhaltenen Verse den vv. 19. 20 der 1. Elegie (21 K. = 1 H.) entsprechen, so haben vermutlich auch die darauf folgenden Verse den vv. 21. 22 derselben Elegie entsprochen und enthielten somit einen Tadel derer, die über die Götter unwürdige Fabeln erzählt haben. Fest steht auch aus Laert. a. a. O. und anderen Zeugnissen sowie einzelnen Fragmenten, daß X. in den sogenannten Sillen die Philosophen Thales, Pythagoras und Epimenides (?) und die Dichter Homer und Hesiod angegriffen hat. Hiller a. a. O. stimmt dem in bezug auf die Verspottung von Dichtern in einem sillenmäßigen Gedichte bei, bezweifelt aber, ob sich die Angriffe des X. auch gegen Philosophen richteten. Wenn W. auf die „σίλλοι" auch die Bemerkung bei Laert. a. a. O.: καθάψασθαι καὶ Ἐπιμενίδου bezieht und dabei an die Theogonie des Epimenides denkt, so wird dagegen mit Recht von Hiller eingewendet, daß das Gedicht, das den Namen des Epimenides trug, nicht so alt war, daß es dem X. bekannt sein konnte; auch konnte Epimenides in einem hexametrischen Gedichte nicht mit Namen genannt werden. Auch die Vermutung Wachsmuths, daß X. in den „Sillen" homerische Verse parodisch angewandt habe, erscheint H. als unsicher, da von einer solchen Anwendung in den erhaltenen Bruchstücken nichts zu spüren ist. — W. wendet sich dann gegen v. Wilamowitz, der im Commentariolum grammat. II (Ind. schol. Gryphiswald. 1880/81) S. 7 in Fr. 5 K. = 30 H. ein neues Bei-

Digitized by Google

spiel von Iamben, die heroischen Versen beigemischt sind, zu finden glaubte und sich dabei auf eine ähnliche Mischung im Anfange des Margites beruft, der gleichfalls von einem kolophonischen Dichter herrührte. W. bemerkt hierzu, daß im Margites ebenso wie in den Versen des Karneades bei Laert. IV 63 auf mehrere Hexameter ein iambischer Senar folge, die umgekehrte Reihenfolge dagegen nirgends nachweisbar sei und eine solche Spielerei sich nicht mit dem würdevollen Ernste des X. vertrage. Auch stamme das Wort γεννᾶσθαι im 1. Verse schwerlich von X. selbst; vielleicht habe Clemens Al., der das Fr. anführt, hier den Inhalt mehrerer Verse zusammengezogen, und es sei etwa zu schreiben: „ἀλλὰ (st. ἀλλ' οἱ) βροτοὶ δοκέουσι" γεννᾶσθαι θεούς, | τὴν σφετέρην δ' ἐσθῆτα u. s. w. Vgl. auch Sitzler Fortschr. 75 (1893) S. 127, der aber zu weit geht, wenn er Hiller tadelt, daß er die Verse in die Sammlung der Fragmente aufgenommen habe, da sie mit X. kaum etwas zu thun hätten. Auf W. durfte er sich hierfür nicht berufen, der sie nur aus der Reihe der Sillen gestrichen, nicht aber dem X. überhaupt abgesprochen hat. Zu erwähnen ist an dieser Stelle, daß Freudenthal in der Abh. No. 243 S. 34 im Gegensatz zu W. mit Karsten und Brandis annimmt, X. habe überhaupt keine Sillen verfaßt. — Was die Sammlung der Fragmente bei W. betrifft, so weist natürlich der Text in der neuen Ausgabe, verglichen mit der früheren, vielfache Veränderungen auf.*) In den auf die vorsokratischen Philosophen bezüglichen Fragmenten Timons sind folgende Neuerungen bemerkenswert. Fr. 3 (über Parmenides) v. 2 ἀπὸ φαντασίης ἀπάτης (früher ἐπὶ φαντασίης ἀπάτας). Fr. 5 (über Zenon) ist jetzt am Schlusse mit Meineke γιγνόμενον hinzugefügt. Fr. 29 (über Heraklit) nach Nauck ἐπικοκκαστής (früher ἔνι κοκκυστής nach den Hss). Fr. 40 (über Xenophanes) v. 2 nach Fabricius ἐκτὸς ἀπ' ἀνθρώπων (früher ὃς τὸν ἀπάνθρωπον, Bergk opp. II 78 ἓν τὸν ἀπάνθρωπον); v. 3 ist die Lücke jetzt unausgefüllt geblieben: im Kommentar schlägt W. statt des früheren τ' ἀπαθῆ vor: μόνιμοι oder τ' αἰεί oder πάμπαν; Diels in der unter No. 285 zu besprechenden Abh. S. 530, 1 will <ἀτρεμῆ> ἀσκηθῆ schreiben. Derselbe vermutet v. 1 Ὁμηροπάτης (Wachsm. Ὁμηραπάτης nach Sextus: die Hss des Laert. teils Ὁμηραπάτην, teils Ὁμηροπάτην); diese Vermutung wäre annehmbar, wenn auf Ὁμηροπάτης nicht ἐπικόπτης (so W. für ἐπισκώπτης) folgte, das mir neben Ὁμηροπάτης unerträglich scheint. Fr. 45 (über Xen.) v. 3 κεὐμενθήριστος (früher κἀμενθήριστος). Fr. 46 (W. bezieht es mit Wahrscheinlichkeit auf Heraklit) v. 1 nach Meineke ἦκε (früher ἠέ nach den Hss). Fr. 47 (über Anaxagoras)

*) Inzwischen ist die Neubearbeitung der Fragmente Timons in Diels' Ausg. der Poet. philos. fr. erschienen, auf die hier noch nicht Rücksicht genommen werden konnte.

Digitized by Google

ἦρω Νοῦν, ὅτι δὴ νόος αὐτῷ (früher ἦρω, ὅττι γε δὴ v. αὐ.) und ἐπεγείρας (früher ἐπαγείρας nach d. Hss). Fr. 48 (über Protagoras) οὔτε λιγυγλώσσῳ nach Kern (früher οὔτ' ἀλιγυγλώσσῳ). Die zehn Fragmente des Xenophanes, die in der früheren Ausgabe standen, sind jetzt auf vier reduziert und ihnen als fünftes die Notiz bei Gellius N. A. III 11, 2 beigefügt worden. Der Text ist außer in Fr. 2 (7 K. = 16 H.), wo v. 4 statt des früheren καί (so Karsten) ὥς (Fabricius ὡς, Hss ὅς) gesetzt ist, unverändert geblieben. — Eine besonders wertvolle Zugabe ist der in der früheren Schrift fehlende exegetische Kommentar, der eine Fülle treffender Bemerkungen auch zu den vorsokratischen Philosophen enthält und namentlich Timons Verse in scharfsinniger Weise zur Erläuterung ihrer Lehren benutzt. Xenoph. 4 (= 18 H.) faßt W. mit Welcker und Sengebusch so auf, daß X. seinen Unwillen darüber äußere, daß die Knaben in der Lektüre und dem Auswendiglernen des Homer geübt würden. Die Richtigkeit dieser Auffassung bestreitet Hiller a. a. O.; er nimmt mit Friedel d. phil. Gr. stud. hom. I S. 20 an, daß die Worte καθ' Ὁμηρον μεμαθήκασι der Ergänzung bedürfen, sucht das Objekt aber nicht wie jener hinter, sondern vor dem erhaltenen Verse, in dem er hinter καθ' Ὁμηρον ein Komma setzt; der Zusammenhang möge etwa folgender gewesen sein: „Die Fabeln von Odysseus kann jeder berichten ἐξ ἀρχῆς καθ' Ὁμηρον, ἐπεὶ μεμαθήκασι πάντες; aber um Tugend und Weisheit kümmern sich die wenigsten."

Die Ausgabe von Hiller-Crusius unterscheidet sich in bezug auf Xen. von der kleineren Bergkschen dadurch, daß außer den elegischen auch sämtliche andere Fragmente aufgenommen worden sind. Die Hillersche Sammlung dieser Fragmente, die ich nicht habe einsehen können (vgl. J. Sitzler Fortschr. 75 [1893] S. 127) hat durch Crusius offenbar nur geringe Änderungen im Text erfahren und in der adnotatio einige Zusätze erhalten. Unter der Rubrik „Sillen" sind nur zwei Fragmente (9. 10=2. 1 W.) aufgeführt worden, während die Fr. 3. 4 W. (Fr. 5 W. ist mit Recht ausgeschlossen worden) der Schrift περὶ φύσεως zugewiesen sind. Neu hinzugekommen sind 4 Fragmente (18. 25. 27. 29), die bei Karsten und, obwohl sie bereits 1831 N. Bach Jahrb. f. wiss. Kritik I 480 nachgewiesen hatte, auch noch bei Mullach fehlten. Es ist das Verdienst von Gomperz (Beitr. III 570), auf diese Bruchstücke, von denen 4 sich bei Herodian finden, wieder aufmerksam gemacht zu haben. Von diesen ist Fr. 18 bereits unter No. 235 besprochen worden. In Fr. 25: εἰ μὴ γλωρὸν ἔφυσε θεὸς μέλι, πολλὸν [so H.-Cr. mit Bach, Lehrs und Lenz für πολλῶν] γλύσσονα σῦκα πέλεσθαι hätte die unzweifelhaft richtige Konjektur von Gomperz: πόλλ' ἄν aufgenommen werden sollen. Fr. 27 lautet: ὁππόσα δὴ θνητοῖσι πεφήνασιν εἰςοράασθαι. Fr. 29: (ἀγνὸν) ἐνὶ σπεάτεσσι τεοῖς καταλείβεται ὕδωρ steht an drei Stellen bei

Digitized by Google

Herodian: I 391, 27; II 772, 33 und 936, 18 Lenz. An der dritten bietet die Hs. am Anfange καὶ μήν, wofür Lehrs ἀγνόν, aber nicht, wie Gomperz anzunehmen scheint, nach eigener Konjektur, sondern aus der handschriftlichen Überlieferung der beiden anderen Stellen gesetzt hat. Dieses ist demnach als die bestbeglaubigte Lesart anzusehen, und die Konjekturen von Gomperz: καλόν und von Diels: αἰέν erscheinen überflüssig. Ein fünftes von Bach und Gomperz aus Herakleitos alleg. hom. 44 und Schol. Il. Σ 468 entnommenes Fr.: ἠέλιός τ' ὑπεριέμενος γαῖάν τ' ἐπιθάλπων, das Karsten und Mullach gleichfalls übersehen haben, obwohl es bereits bei Brandis comm. Eleat. 54 verzeichnet war, haben H.-Cr, ich weiß nicht aus welchem Grunde, ausgelassen. Dagegen hat Crusius das in den Genfer Iliasscholien aufgefundene und von Diels ergänzte Bruchstück (s. Ber. I 178) unter 11a hinzugefügt.

Wir knüpfen hieran gleich die wichtigsten Verbesserungsvorschläge zum Texte der übrigen Fragmente mit Ausschluß der elegischen. Fr. 10=27 K. hat Cr. nach Lobeck Aglaoph. 308[1] mit einer kleinen Abänderung so gefaßt: ἑστᾶσιν δ' ἐλάτης (ἐλατῶν Lob.) πυκινοὶ περὶ δωμα<τα βάκχοι>. Fr. 14=3 K. schlägt Freudenthal, Th. d. X. S. 34 κρατύνει st. κραδαίνει vor. Fr. 15=4 K. schreibt Diels Simpl. phys. 23, 11 und mit ihm H.-Cr. nach der besten handschr. Überlieferung μίμνει (andre Hss. μένει). Bergks Konjektur (im Nachlaß Kl. Ph. Schr. II 56) μένει οὐ ist hiernach gegenstandslos. Zu Fr. 16 (7 K.=2 W.) v. 4 s. zu No. 235. Fr. 16 (7) st. ἠὲ λέοντες Fr. Schultess in Ritter und Preller VII ἠὲ κέλοντες (vgl. ἵπποι v. 3), Diels „Über die Genfer Fr." 578, 1: ἢ κελέοντες; v. 2 H.-Cr. ὡς st. καί; v. 4 H.-Cr. ἕκαστοι (Karsten ἕκαστον) st. ὁμοῖον; v. 6 H.-Cr. ὁμοῖα nach Karsten in den adnot. (im Texte ὁμοῖον; überliefert ist ὁμοῖοι und ὁμοίας). Fr. 19 (14) v. 3 Bergk a. a. O. τύχῃ st. τύχοι und v. 4 derselbe αὐτὸ δ' ὅμως st. αὐτὸς ὅμως, Karsten und H.-Cr. ὁμῶς. Fr. 22 (12) Diels in der Abh. No. 249 ἠέρι statt des überlieferten καὶ ῥεῖ, wofür Karsten das sachlich unmögliche αἰθέρι geschrieben hatte. Fr. 30 (5) [s. zu No. 235] will Bergk a. a. O. so schreiben: Ἀλλὰ βροτοὶ δοκέουσι θεοὺς σφίσιν ἴσα γενέσθαι, | τὸ σφέτερον δ' αἴσθημά τ' ἔχειν φωνήν τε δέμας τε.

Quellenkritische Beiträge zu X. bieten No. 237—240. — Die Erklärung des Sinnes der theophrastischen Mitteilung bei Simpl. phys. 22, 26, die Kern in „Quaestionum Xenoph. capita duo" Naumburg 1864 S. 49 ff. gegeben und gegen Zellers Einwendungen (in der 3. Aufl. der Ph. d. Gr.) in den „Beiträgen zur Darstellung der Philosopheme des Xen." Danzig 1871 S. 2 ff. (vgl. denselben „Über Xen. von Kolophon" Stettin 1874 und dazu Susemihl Ph. Anz. VII, 296 ff. und Fortschr. II III 1 S. 276, im wesentlichen gegen Kern ablehnend) verteidigt hat, sucht er in No. 237 wiederum gegen Zellers neue An-

Digitized by Google

griffe (in der 4. Aufl.) zu stützen. K. hat, wie in den früheren Arbeiten, so auch hier die schwierige Frage gründlich und scharfsinnig erörtert. Aber in der Hauptsache sind auch durch diese Erörterung die Einwendungen Zellers nicht widerlegt worden. Daß Z. selbst den von Kern beigebrachten neuen Gründen keine Bedeutung beigelegt hat, kann man daraus schließen, daß er in der 5. Aufl. 508, 1 die vorliegende Abhandlung ueben den älteren Kerns überhaupt nicht erwähnt. In der That ist es Kern nicht gelungen, nachzuweisen, daß es grammatisch unzulässig sei, mit Zeller die Worte τὸ ὂν καὶ πᾶν οὔτε πεπερασμένον οὔτε ἄπειρον οὔτε κινούμενον οὔτε ἠρεμοῦν Ξενοφάνην ὑποτίθεσθαί φησιν ὁ Θεόφραστος so aufzufassen: „X. setzt das Sein weder als begrenzt noch als unbegrenzt", und daß sie notwendigerweise bedeuten müßten: „er setzt es als weder begrenzt noch als unbegrenzt." Bestehen bleibt auch der Einwand Zellers, daß sich Theophrast, wenn er den X. sein ἓν καὶ πᾶν ausdrücklich als weder bewegt noch unbewegt bezeichnen ließe, mit Aristot. Metaph. 986b 21 in Widerspruch setzen würde. Kerns Ausführungen über diesen Punkt sind wenig überzeugend und in sich selbst unklar. Seine ganze Argumentation hängt übrigens aufs engste mit der auch hier wieder von ihm vertretenen Ansicht zusammen, daß die Schrift de M. X. G. wahrscheinlich von Theophrast herstamme und die reichste und lauterste Quelle für die Lehre des Xen. sei; eine Ansicht, die durch Diels Dox. 108 ff. (s. o.) zur Genüge widerlegt worden ist, und an der daher Heinze nicht auch noch in der neuesten Aufl. von Überweg S. 68 ff. hätte festhalten sollen. Diese vorgefaßte Meinung hat im vorliegenden Falle K. zu der unzweifelhaft falschen Behauptung verführt, auch die weiteren Auseinandersetzungen bei Simpl. 22, 11 bis wenigstens 23, 9 seien aus Theophrast geschöpft. Im geraden Gegensatze hierzu hat Diels Dox. 458, 4 die Worte καὶ οὔτε πεπερασμένον — ἠρεμοῦν durch den Druck als simplicianisches Einschiebsel in das Citat aus Theophrast bezeichnet. Wäre dies richtig, was sehr zu bezweifeln ist, so würde die ganze Untersuchung damit eine andere und einfachere Gestalt gewinnen. Unbeantwortet würde jedoch auch dann die Frage bleiben, wie die Darstellung des Aristot. mit Fr. 4 K. = 15 H. in Einklang zu setzen sei. Die Lösung der Schwierigkeit bei Freudenthal „d. Th. d. X." S. 40 ff., wo auch Kerns Auffasung eingehend widerlegt wird, kann nicht als abschließend betrachtet werden.

Crusius geht S. 594 ff. auf eine Vermutung Bergks „The age of Babrius" Class. Mus. III (1846), 116 ff. ein, der in Galens προτρεπτικὸς λόγος ἐπὶ τὰς τέχνας c. 13 S. 35 f. Kühn enthaltene Mythos, den Haupt Herm. IV (1870) S. 27 (= Opusc. III 445, 1) meisterhaft hergestellt. Bergk im einzelnen berichtigt und ergänzt hat, rühre von X. her und gehöre zu seinen σίλλοι. Cr. wendet dagegen ein, daß die

Digitized by Google

wortreiche und rhetorische Manier in jenen Versen nicht eben der Art des X. entspreche, sondern in ein viel jüngeres Zeitalter zu gehören scheine. Auch habe Galen wahrscheinlich die Werke der alten Philosophen nicht im Originale benutzt. Vor allem aber stehen der Autorschaft des X. zwei Thatsachen entgegen: die Ehrenbezeichnung τῶν ἀφ' Ἡρακλέους τις ist erst in hellenistischer Zeit aufgekommen, und mit den Worten τῶν οὐκ ἀμούσων ἀνδρῶν τις kann Galen nicht einen berühmten Dichter und Philosophen der klassischen Zeit gemeint haben. Im weiteren Verlaufe der Untersuchung sucht Cr. ein Gedicht Plutarchs als Quelle für Galen nachzuweisen.

Dümmler zeigt, daß bei Athen. wahrscheinlich statt Ξενοφῶν, an den wegen des Wortes γιγραΐνοισι und seiner Form nicht zu denken sei, Ξενοφάνης gelesen werden müsse. Man könne die Verse ohne Schwierigkeit, aber auch ohne Sicherheit so herzustellen: Φοίνικες ὀ αὐλοῖσιν Ἄδωνιν γιγραΐνοισι | ὀξύ τε καὶ γοερὸν φθέγγονται. v. Wilamowitz „Die xenophontische Apologie" Herm. 32 (1897) S. 99, 1 bemerkt hierzu, es sei unerlaubt, X. den Dichter für das stockprosaische νόμιμον βαρβαρικόν verantwortlich zu machen; freilich könne eine Sprachform wie γιγραΐνοισι auch nicht für xenophontisch gelten.

Immisch sucht darzuthun, daß die Notiz bei Laert. IX 20, X. habe Κολοφῶνος κτίσιν und τὸν εἰς Ἐλέαν τῆς Ἰταλίας ἀποικισμόν gedichtet, nicht mit E. Hiller Rh. Mus. 33 (1878) S. 529 auf des Fälschers Lobon Namen zu setzen sei, sondern vielmehr historische Wahrscheinlichkeit habe; gerade solche Gedichte werde X. selbst vorgetragen haben (vgl. Laert. IX 18).

Freudenthal bestreitet in seiner scharfsinnigen und gelehrten Untersuchung (No. 243) die bis dahin allgemein verbreitete Ansicht (nur Bergk Gr. L.-G. II 419, 25 hatte einen Zweifel daran geäußert) von dem reinen und konsequenten Monotheismus des X. Er geht von Fr. 1 K. (12 H.) aus, in dem er ein offenes Bekenntnis des Polytheismus erblickt, und findet eine weitere Bestätigung dieser Auffassung in Fr. 14, 16 und 21 K. (19, 18 und 1 H.). Von diesen dreien ist das erste am wichtigsten, da hier nicht, wie in den anderen, von einer Anbequemung an den populären Glauben die Rede sein kann. Dieses Fr. übersetzt F. so: „Und in Klarheit war nie ein Mann kundig und wird nie einer kundig sein dessen, was ich von Göttern, und was ich von allem sage (ἀμφὶ θεῶν τε καὶ ἅσσα λέγω περὶ πάντων)" und erklärt es mit großer Wahrscheinlichkeit, in dem Sinne, daß X. nicht etwa seine grundlegende Einheitslehre noch seine Negation der vulgären Anschauung von den Göttern, sondern seine eigene positive Lehre von den einzelnen Göttern und dem Weltall (πάντα wohl zu unterscheiden von πᾶν καὶ ἕν) als Sache unsicheren Meinens hinstellt. Hierzu kommen noch

Digitized by Google

zwei Stellen bei Aristot. (1389 b6) und Cicero (d. div. I 5) sowie die wohl auf Theophrast zurückgehende Notiz aus Ps.-Plut. Strom. bei Euseb. pr. ev. I 8, 5, in denen von einer Vielheit der Götter die Rede ist. An der letztgenannten Stelle, wo F. statt μηδ' ὅλως treffend νοεῖν δ' ὅλως vermutet und dies mit den folgenden Worten ἀκούειν τε καὶ ὁρᾶν verbindet, kann er durchaus nicht mit Zeller eine Leugnung der vielen Götter finden; X. hebe nur hervor, daß keiner der Götter unter despotischer Herrschaft stehe, daß keiner von ihnen irgend einer Sache oder irgend eines andern Gottes bedürfe, eine Deutung, die durch Eurip. Herc. fur. 1343 ff. bestätigt wird. Der durch diese Zeugnisse stark erschütterten Annahme von dem ausschließlichen Monotheismus des X. wird vollends der Boden entzogen, wenn man erwägt, daß die ursprüngliche Quelle dieser Annahme, die Schrift de M. X. G., unglaubwürdig ist. F. geht in der Beurteilung dieser Schrift noch einen Schritt weiter als Zeller, der sich bisweilen zur Feststellung untergeordneter Punkte auf sie beruft, und spricht es geradezu aus, daß sie für X. überhaupt nicht, für Melissos mit Vorsicht und nur für Gorgias ohne Bedenken zu benutzen sei. Alle sonstigen Berichte der Alten, soweit sie uns überhaupt Aufklärung über den fraglichen Punkt geben, besonders der des Simpl. phys. 22, 31 ff. (s. darüber Anm. 24), fließen aus der gleichen unlauteren Quelle. — Welches ist nun aber die Stellung und Bedeutung des Polytheismus innerhalb der Lehre des X.? Auch diese Frage sucht F. zu beantworten. Das ἓν καὶ πᾶν des X. ist nicht die absolute Welteinheit des Parm., sondern die denkende und zugleich raumerfüllende Einheit, die das Universum durchdringt und beherrscht und als Ursache der Dinge (ἀρχή) aufzufassen ist. Diese sind also Wirkungen, nicht Erscheinungen der im Universum waltenden unendlichen Macht, die der Philosoph der höchsten, sittlich-vollkommenen, ewigen Gottheit gleichsetzt. Mit einer solchen Auffassung ist der Polytheismus wohl verträglich. H. hat mutmaßlich in den einzelnen Göttern unentstandene und unvergängliche Wirkungen oder ewige Teile der alles umfassenden Urgottheit erblickt, die kleinere Kreise der Welt wie etwa Erde, Wasser, Himmel, das Gebiet des Eros u. s. w. beherrschen. Diese Anschauung deckt sich zum Teil mit der der Orphiker und steht noch näher der stoischen. Auf die Ausführungen über den Ausgleich zwischen Philosophie und Theologie in den Systemen der übrigen griechischen Philosophen kann hier nur hingewiesen werden. — Das Ergebnis der Untersuchung ist sehr verschieden beurteilt worden. Im wesentlichen zugestimmt haben Lortzing Berl. Ph. Wschr. 1886, 1269 ff., Gomperz Gr. D. I 231 f. (vgl. 440 f.) und Burnet, Early gr. ph. 119 ff., der treffend bemerkt, es sei nicht dasselbe, zu sagen: „Das Eine ist Gott" (τὸ ἓν εἶναι τὸν θεόν Aristot. Met. 986 b24) und:

Digitized by Google

„Gott ist einer". Starke Bedenken hat Diels Arch. 97 ff. ausgesprochen. Völlig ablehnend haben sich Richter Philos. Mon.-H. 13, 358 ff. und Zeller verhalten, der in der D. L.-Z. 1886, 159 ff. und Ph. d. Gr. 526 ff. die Argumente Freudenthals zurückweist und entschieden an seiner früheren Ansicht festhält, nach der X. ein strenger Monotheist war. Von großer Wichtigkeit ist hierbei die Frage, wie in der Plutarchstelle die Ausdrücke ἡγεμονία und δεσποτεία aufzufassen sind. Hierüber hat Zeller unter No. 244 besonders gehandelt.

Z. legt dar, daß δεσπότης, δεσπόζειν, δεσποτεία lediglich die Unbeschränktheit der Herrschergewalt, nicht die Härte und Gewaltthätigkeit, mit der sie ausgeübt wird, bezeichnen. Auch bei X. kann keine andere Bedeutung angenommen werden. Denn da Eurip. a. a. O., wo er offenbar auf den bei Ps.-Plutarch entwickelten Gedanken des X. anspielt, die Behauptung, keiner von den Göttern sei Herr des andern, durch die Bedürfnislosigkeit der Götter, d. h. dadurch, daß keiner eines Dieners bedürfe, begründet, so muß X. bei Plut., aus dem Eusebius nur einen knappen Auszug giebt, nicht bloß das δεσπόζεσθαι, sondern auch das δεσπόζειν als unverträglich mit dem Wesen der Gottheit bezeichnet, beides aber nur im Sinne einer unbedingten Herrschaft gebraucht haben. Diese Anschauung wird auch bei Ps.-Aristot. 977 a 23 ff., wo κρατεῖσθαι dem δεσπόζεσθαι entspricht, dem X. beigelegt. Dasselbe drückt Theophrast durch ἡγεμονία aus (vgl. auch Platon Phaed. 80 A). Zwar nicht ἡγεμονία, wohl aber ἡγεμονεύειν konnte in einem der Hexameter des X. stehen, etwa so: οὐ γάρ τοι θέμις ἐστὶ θεοῦ θεὸν ἡγεμονεύειν. Nach Freudenthals Auffassung würde sich X. eines augenscheinlichen Widerspruches schuldig machen, wie man ihn wohl dem dramatischen Dichter Euripides, nicht aber ohne zwingende Gründe einem so bedeutenden und von ernsten Überzeugungen erfüllten Denker wie X. zutrauen darf.

Gegen diese Einwendungen Zellers und die von Diels ausgesprochenen Zweifel verteidigt Freudenthal seinen Standpunkt in No. 245. Alle Kunde von dem angeblichen Monotheismus des X. stammt aus der Schrift de M. X. G., während man doch bei der Kühnheit und Neuheit des Gedankens zuverlässige Zeugnisse erwarten sollte. Für den Polytheismus dagegen sprechen außer mehreren Fragmenten Aristot. in einigen Stellen, wo er gewisse Apophthegmata des X. mitteilt, Theophrast und Poseidonios bei Cicero. So oft und so entschieden kann sich X. nicht verleugnet haben. Alle Versuche, den Widerspruch zwischen Fr. 1 und dem angeblichen Monotheismus des X. zu lösen, sind unzureichend. Auch Zellers Einwand (S. 550, 3), daß Fr. 1 auf volkstümlicher Redeweise beruhe, ist nicht stichhaltig. [In der That beweisen die von Zeller und v. Wilamowitz (s. Ber. I 275) angeführten

Digitized by Google

Beispiele doch nur, daß in der formelhaften Verbindung ἔν τε θεοῖσι καὶ ἀνθρώποισι kein sachliches Gewicht auf die Erwähnung der Menschen zu legen ist, nicht aber, daß X., wenn er ein strenger Monotheist war, in einem offenbar für seine Auffassung des göttlichen Wesens grundlegenden Ausspruche seinen einzigen Gott als „einen unter den Göttern" bezeichnen konnte.] Der Zweifel vollends an der Echtheit dieses Fr., den Diels wegen der Nachbarschaft aristobulischer Fälschungen bei Clemens hegt, ist, wie F. mit überzeugenden Gründen nachweist, unberechtigt. In Fr. 14*) ist nach der gewöhnlichen Auffassung der Gegensatz zwischen θεοί und πάντα ganz unerklärlich; auch sieht man nicht, was dem X. bei der Annahme eines einzigen Gottes in Bezug auf die θεοί unklar sein kann. — Unter den Zeugnissen legt F. jetzt auf Cic. d. div. I 5 geringeren Wert als früher (vgl. Zeller 532, 2), bemerkt aber über die von Diels gebilligte Konjektur Hartfelders unum qui deum st. unus qui deos, sie sei bereits von Schiche, Zschr. f. d. G.-W., Jahresber. 1882 S. 23 f. aus grammatischen Gründen zurückgewiesen worden und habe keine handschriftliche Gewähr. Was die Stelle der Strom. anbetrifft, so erklärt er gegenüber den Zellerschen Ausführungen, zunächst nicht einsehen zu können, warum sich X. hier nicht so gut wie viele nach ihm und er selbst in andern Punkten eines Widerspruches schuldig gemacht haben könne, bemerkt aber dann, daß in Wahrheit kein Widerspruch besteht zwischen der von ihm dem X. beigelegten Auffassung und der richtig verstandenen Angabe der auf Theophrast zurückgehenden Strom. Man muß freilich, fügt er hinzu, nicht jedes Wort in diesem Auszuge für xenophanisch halten; so gehören die Worte οὐδεμιᾶς ἐν αὐτοῖς ἡγεμονίας οὔσης X. gewiß nicht an, da sie äußerst prosaisch klingen. X. hat nicht jede Unterordnung der Teilgötter unter den einen höchsten Gott, sondern nur die despotische Beherrschung (für diese Bedeutung von δεσπόζεσθαι führt F. mehrere Stellen an) der unteren Götter bekämpfen wollen, wie denn auch Eurip. nur die gegenseitige despotische Herrschaft der Götter, nicht ihre Existenz, noch die hohe Stellung des Zeus im Kreise der Götter leugnet. [Ich verweise hier noch auf Plutarch sept. sap. conv. 155 A, wo von der bevorzugten Stellung des Helios unter den Göttern in einer sehr stark an X. erinnernden Weise gesprochen wird.] X. lehrt nur, was ein Neupythagoreer bei Stob. flor. 48, 63 aussprach: ὁ πρῶτος θεὸς ἤπιος

*) Dieses Fr. übersetzt F. jetzt: „niemand ist in Klarheit kundig dessen, was ich über das Weltall lehre", im Anschluß an Gomperz „zur Lehre Heraklits" S. 997 f., der πάντων nicht mit „alles", sondern mit „das All" wiedergiebt; ohne Grund jedoch bezieht nach Freudenthals Meinung derselbe [wie vor ihm schon Pappenheim „Erläuterungen zu Sext. Emp." 1881 S. 104] ἅσσα λέγω auf πάντων: „was ich das All nenne".

Digitized by Google

πρὸς πάντα τὰ ὑπ' αὐτῷ γενόμενα ἐντί. — Das Für und Wider in diesem Streite zu prüfen, verbietet der Raum, und so mag denn nur gesagt sein, daß mir die von F. beigebrachten Gründe, mögen sie im einzelnen auch nicht immer zutreffen, in ihrer Gesamtheit auch jetzt noch beweiskräftig erscheinen.

Die Abhandlung von Berger ist ebenso wie die später zu besprechende über Parm. bestimmt, Vermutungen, die Verf. bereits in seiner Gesch. d. wiss. Erdkunde d. Gr. (s. Ber. I 244) geäußert hat und die zu der herrschenden Auffassung fast durchweg in scharfem Gegensatze stehen, näher zu begründen, zu ergänzen und zu berichtigen. In der Hauptsache freilich sind dadurch die Bedenken, die diese Hypothesen von Anfang an erregen mußten, in bezug auf X. wenigstens nicht beseitigt worden. B. beginnt mit einer Darlegung der kosmischen Vorstellungen bei den Vorläufern des X. Anaximander lehrte zuerst die Kugelgestalt und Kreisbewegung des Himmels, und wenn er auch bis zur Annahme einer gleichen Gestalt der Erde nicht vorgeschritten ist, so kam er doch nahe an diese Vorstellung heran, indem er der Erde die Gestalt eines Cylinderabschnittes gab, dessen verhältnismäßig sehr geringe Ausdehnung und weiter Abstand von den umkreisenden Gestirnringen den Bewohnern der oberen Fläche den Anblick der sichtbaren Himmelskugel nicht beeinträchtigte. Diesen Fortschritt in der Erklärung der allgemeinen Verhältnisse des Erdkörpers gab Anaximenes und mit ihm Anaxagoras und Demokrit wieder auf, bei denen die Luft als Träger der Erdscheibe dient und von bedeutenden Abständen des Mondes und der Sonne keine Rede mehr ist. An der Kugelgestalt des Himmels dagegen hielten sie fest. Auch bei Heraklit glaubt B. auf grund einer freilich sehr zweifelhaften Deutung von Fr. 30 die Kenntnis der Himmelskugel voraussetzen zu dürfen. Während so alle Philosophen nach Anaximander sich dessen Lehre von der Kugelgestalt des Himmels angeeignet haben, würde nach der gewöhnlichen Annahme X. den σφαιρικὸς λόγος völlig verachtet und die wunderlichsten und widerspruchsvollsten kosmischen Ansichten entwickelt haben: die Erde nach unten wie die Luft nach oben unendlich ausgedehnt; viele Sonnen und Monde über verschiedene Teile der unendlichen Erdoberfläche laufend, in graden Linien, die uns wie Halbkreise erscheinen. Sie sollen aber wiederum auch beim Untergange verlöschen, beim Aufgange neu entzündet und manchmal einen ganzen Monat verfinstert werden. B. ist überzeugt, daß solche und ähnliche Ungereimtheiten einem Manne wie X. nimmermehr zuzutrauen seien. Er sucht darzuthun, daß in den auf ihn bezüglichen Nachrichten Verschiedenartiges durcheinander gemengt und die Lehren des Kolophoniers vielfach bis zur Unkenntlichkeit entstellt seien. Er gelangt so durch Analyse und Kritik der Überlieferung zu

Digitized by Google

dem Ergebnis, daß X. nicht nur mit Anaximander die Kugelgestalt des Himmels angenommen, sondern auch bereits die Kugelgestalt der Erde, die Folgen des Horizontwechsels und die Antipodenlehre gekannt habe und demnach in seinen Werken schon die Anfänge der Kosmologie des Parm. zu finden gewesen seien. — Diese Lösung der Schwierigkeiten hat etwas ungemein Bestechendes. Statt eines Knäuels wirrer und zum Teil in der That ungereimter Meinungen sehen wir jetzt einen fortlaufenden Faden der Entwickelung von Anaximander zu X. und zu Parm. und das durch neuere Forscher wie Tannery stark gelockerte Band zwischen beiden eleatischen Philosophen fester als je geknüpft. Und weiter können wir eine doppelte gradlinige Bewegung von Anaximander ausgehend verfolgen: hier die Verteidiger der Theorie der Erdscheibe, Anaximenes, Anaxagoras, Demokrit, dort die Vertreter der Kugeltheorie, die Pythagoreer und die Eleaten, die ohne Unterbrechung in rascher Folge diese Lehre zur Entfaltung bringen. Vor allem aber erscheint uns der ehrwürdige Denker, der zuerst mit der Fackel der Vernunft in die trüben Nebel des Volkswahnglaubens hineingeleuchtet und einer reineren und höheren Auffassung der Gottheit und des Alls die Wege gebahnt hat, nicht mehr in seinen kosmologischen Ansichten schwankend, widerspruchsvoll und völlig unwissenschaftlich, sondern auch auf diesem Gebiete als ein konsequenter Vertreter des wissenschaftlichen Fortschritts. Wahrlich ein unseren Verstand wie unser ästhetisches Gefühl befriedigendes Ergebnis, dem wir freudig zustimmen würden, wenn es dem Verf. gelungen wäre, seine Aufstellungen durch zwingende Beweise zu stützen. Aber eben dies müssen wir leider bestreiten. Nachgewiesen hat B. allerdings, daß bei den Doxographen verschiedentlich Behauptungen des X. friedlich neben einander figurieren, die sich in keiner Weise mit einander vereinbaren lassen, und die X. sicherlich nicht zu gleicher Zeit als seine eigenen Ansichten vorgetragen haben kann. So ist es z. B. undenkbar, daß ein und derselbe Mann gelehrt haben sollte, die Sonnenfinsternis trete durch Verlöschen ein, und eine neue Sonne entstehe dann (!) im Osten (!). Die Vermutung Bergers, daß in den Berichten der tägliche Auf- und Untergang der Gestirne mit ihrer zeitweiligen Verfinsterung und dann wieder mit ihrem in längeren Weltperioden sich wiederholenden Verlöschen und Wiederaufleben verwechselt worden sei, hat manches für sich. Aber ein klares und widerspruchsloses Weltbild läßt sich doch nicht auf diesem Wege herstellen, und die anstößige Lehre von den vielen Sonnen und Monden, die sich über die verschiedenen Teile der Erde in gradliniger Richtung hinziehen, wird dadurch so wenig beseitigt wie durch die von B. gebilligte Konjektur Wyttenbachs, der Aët. II 24, 9 statt πολλοὺς εἶναι ἡλίους καὶ σελήνας schreiben wollte: πολλὰς εἶναι ἡλίου καὶ σελήνης (sc.

Digitized by Google

ἐκλείψεις). Immer bleibt das τὸν ἥλιον εἰς ἄπειρον προϊέναι bestehen, das sich nicht mit der Annahme einer Kugelgestalt des Himmels, geschweige denn der Erde vereinen läßt. Denn der Versuch Bergers, diese Worte im Sinne der jährlich auf und ab laufenden Spiralbewegung der Sonne zwischen den Wendekreisen zu verstehen, muß als mißlungen bezeichnet werden. Dasselbe gilt von dem Versuche, die sich auf die Erstreckung der Erde ins Unendliche beziehenden Stellen, die ein völlig anderes Weltbild als das von B. für X. in Anspruch genommene voraussetzen, zu Gunsten dieses letzteren umzudeuten. Sehr bedenklich sind auch die Interpretationskünste, mit denen B. u. a. die Notiz bei Hippolyt. I 14, Dox. 565, 28, daß die Erde nach unten hin (κάτω, von Diels in den Addenda hinzugefügt, von B. übersehen) unendlich sei und weder von der Luft noch von dem Himmel umschlossen werde, auf eine frühere Zeit bezieht, in der allein die Erde da war, und in Fr. 12 K. eine der wahren Erklärung (aus der Kugelgestalt der Erde) voraufgeschickte Beschreibung der durch die Sinne gegebenen Anschauung erkennen will. So ist es dem Verf. in keiner Weise gelungen, nachzuweisen oder auch nur wahrscheinlich zu machen, daß sich X. die Erde in Gestalt einer Kugel vorgestellt habe. Kann ihm doch nicht einmal die Annahme einer Kugelgestalt des Himmels mit einiger Sicherheit zugeschrieben werden; s. Zeller 507 ff. 538 f. Wir werden nach wie vor auf die Ermittelung eines bestimmten, scharf umrissenen Weltbildes bei X. verzichten und manche uns überlieferte Absonderlichkeiten und Unklarheiten in den Kauf nehmen müssen. Daß ein Mann, dessen Hauptziel die Bekämpfung des herrschenden Götterglaubens war, in physikalischen Dingen nicht auf der Höhe seiner Zeit stand, darf uns nicht so sehr in Erstaunen setzen, da auch der beträchtlich jüngere Heraklit kaum weniger naive und teilweise denen des X. verwandte Ansichten geäußert hat. Vgl. meine Rezension Berl. Ph. Wschr. 1897, 899 ff.

Einen wichtigen Beitrag zur Lehre des X. bietet Diels. Wie Dante den Virgil, so hat sich Timon in der Nekyia den X. zum Führer erwählt, der ihm als Sillendichter und als Skeptiker nahe steht. X. kommt dem Ideale des „dunstfreien" Skeptikers von den älteren Philosophen am nächsten. Im 45. Fr. läßt ihn Timon seinen Rückfall in den Dogmatismus bereuen und erteilt ihm Absolution. Infolge dieser Rolle erschien X. den Späteren als Altmeister der Skepsis, zumal da sich auch einige Aussagen in seinen Fragmenten, z. B. in Fr. 19 H. (14 K.), so deuten ließen. Und in der That kann auch ein skeptischer Zug aus diesen Versen nicht weggedeutet werden. Da nun von erkenntnistheoretischen Untersuchungen bei X. noch keine Rede sein kann, so muß bei ihm die physikalische Seite der Skepsis noch ganz im Vordergrunde gestanden haben. Das Wenige, was wir von seinen physikalischen

Digitized by Google

Theorien wissen, steht dieser Annahme nicht entgegen. X. hielt, wie nach ihm noch Heraklit, die Sonne und die übrigen Gestirne für Dunstmassen, die täglich neu aus dem Meere aufsteigen, sich entzünden und danach verlöschen. Diese Verflüchtigung der Himmelskörper war für ihn eine willkommene Gelegenheit, gegen die Götter Homers anzukämpfen und mit wahrem Sarkasmus nachzuweisen, daß Helios, der Mond, die Iris, die Dioskuren (d. i. das St. Elmsfeuer) nichts als vergängliche Dunstgebilde seien. Ja er hat in seinem physikalischen Rationalismus alle Himmelserscheinungen als optische Täuschungen behandelt und z. B. die von Anaximander erkannte Kreisbahn der Gestirne als Sinnentrug bezeichnet; s. das echt xenophanische τὸν ἥλιον εἰς ἄπειρον προϊέναι bei Aët. II 24, 9; vgl. Fr. 22 H. (12 K.), das D. unter Zugrundelegung seiner oben erwähnten trefflichen Konjektur ἠέρι so erklärt: „Die Erde stößt oben, wo wir stehen, an die Atmosphäre, unten reicht sie in unbekannte Ferne. [Diese Auffassung von ἄπειρον, wonach es nicht das absolut Unendliche, sondern das unsern Augen als solches Erscheinende, für uns Unerkennbare bezeichnet, haben vor D. schon Zeller 539, 3 und Deichmann „Das Problem des Raumes“ (s. Ber. I 229) vertreten; mit ihrer Hülfe würde sich auch der früher (No. 234) berührte Widerspruch zwischen diesem Fr. und der sonst dem X. beigelegten Annahme eines kugelförmigen Alls beseitigen lassen.] So warnte X. seine Zeitgenossen, ephemere Dunstgebilde als menschliche Götter zu verehren. Zugleich verallgemeinerte er sofort wieder diese physikalischen Erfahrungen, indem er die Täuschung, die uns die Sinne vorspiegeln, als allgemeines Menschenlos begreifen lehrte: δόκος δ' ἐπὶ πᾶσι τέτυκται. Eine gleiche Generalisationskraft findet sich auch sonst bei ihm. Die Versteinerungen, die Stalaktiten in den Tropfsteinhöhlen (vgl. Fr. 29 H.) genüge ihm zum Aufbau einer allgemeinen neptunischen Theorie. So ist der skeptische Physiker schließlich zur größten dogmatischen Abstraktion vorgeschritten, die einem Griechen gelungen ist, zum Monotheismus. Mit diesem Gedanken verträgt sich ein hierarchisches System von Ober- und Untergöttern nicht. Wie könnte X. sich so dem Pöbelglauben, dem er unerbittlich gegenübertritt, anbequemt haben? — Bei dieser geistvollen Hypothese über die Genesis des xenophanischen Monotheismus bleibt die Grundfrage, ob X. wirklich strenger Monotheist war, unbeantwortet und die gegenteilige Ansicht Freudenthals (s. zu No. 243—245) unwiderlegt.

4. Parmenides.

250. Parmenides' Lehrgedicht, griechisch und deutsch, von H. Diels. Mit einem Anhange über griechische Thüren und Schlösser. Berlin 1897, G. Reimer. 164 S. gr. 8.

Digitized by Google

251. A. Gladisch, Berichtigung eines Fragmentes des Parm. Jahrb. f. kl. Ph. 119 (1879) S. 343 f.

252. K. Göbel, Über den platonischen Parm. Gütersloh 1888, Bertelsmann. 84 S.

253. K. J. Liebhold, Zu Parm. Jahrb. f. kl. Ph. 129 (1884) S. 160.

*254. P. Tannery, La physique de Parménide. Rev. philos. 1884 No. 9. Vgl. Science hell. chap. 9.

255. L. Dauriac, Les origines logiques de la doctrine de Parménide. Rev. philos. 15 (1883) S. 533—536.

256. C. Bäumker, Die Einheit des Parmenideischen Seienden. Jahrb. f. kl. Ph. 133 (1886) S. 541—561.

*257. Th. H. Martin, Théories astronomiques de Parménide. Ac. d. Inscr. et B.-L. 3. Mai 1878. Rev. crit. 1878. S. 316.

258. H. Berger, Die Zonenlehre des Parm. Sonderabdr. aus Ber. d. Sächs. Ges. d. W. 4. Mai 1895. S. 15—63.

259. A. Döring, Das Weltsystem des Parm. Zschr. f. Philos. 104 (1894) S. 161—177.

Die Dielssche Ausgabe der Fragmente des Parm., die der Herausgeber selbst nur als eine vorläufige bezeichnet, ist für die Kritik und das Verständnis des Textes von hervorragender Bedeutung. Die 30 Jahre früher von H. Stein unternommene Bearbeitung muß trotz ihrer unleugbaren Vorzüge, an dem heutigen Stande der Kritik gemessen, unzureichend erscheinen: es fehlt ihr an der soliden Grundlage einer zuverlässigen Überlieferung des Textes, und sie hat, der damals herrschenden Richtung folgend, der Konjekturalkritik einen viel zu breiten Spielraum gelassen. Es hing dies, wie in der dem Texte vorausgeschickten Einleitung treffend bemerkt wird, mit der falschen Vorstellung zusammen, die sich jene Zeit von dem poetischen Werte des parmenideischen Lehrgedichtes gebildet hatte. Man glaubte sich berechtigt, seine Verse mit dem Vollendetsten, was die griechische Poesie hervorgebracht hat, auf eine Stufe zu stellen, obwohl das gesamte Altertum von Aristot. an über P. als Dichter abfällig urteilt. In Wahrheit sind seine Verse oft holprig, der dichterische Ausdruck ist vielfach ungeschickt und prosaisch, die Personifikation unlebendig und konventionell. Selbst die an sich großartige Konzeption der Himmelfahrt entbehrt in der Ausführung der dichterischen Anschaulichkeit. Man darf daher zweifeln, ob diese Idee auf dem eigenen Boden des P. gewachsen ist. Um diese Frage zu beantworten, sucht D. aus Hesiod und den schwachen Spuren, die die Poesie des 7. und 6. Jahrhunderts

Digitized by Google

in unserer Überlieferung zurückgelassen hat, ein Bild von der Entwickelung der poetischen Vision bis auf P. zu zeichnen. In dieser Untersuchung zeigen sich der feine Spürsinn und die überraschende Kombinationsgabe des Verf. im hellen Lichte. Freilich scheint er in dem Bestreben, das Dunkel jener Jahrhunderte zu erleuchten, bisweilen zu weit zu gehen. Nicht zu bestreiten sind die hesiodischen Anklänge, die D. nachgewiesen hat. Ob jedoch überall direkte Nachahmung anzunehmen sei, ist schwer zu entscheiden. Den Einfluß der Orphiker auf P. stellt D. selbst, wie bereits zu No. 153 bemerkt worden ist, im Gegensatz zu O. Kern als zweifelhaft oder wenigstens schwer nachweisbar hin und macht darauf aufmerksam, daß im 6. Jahrhundert neben der orphischen Litteratur manche Parallelströmungen anzunehmen sind, die alle auf einer stark mystischen und pessimistischen Grundstimmung beruhen und ein weit verbreitetes Propheten- und Kathartentum gezeitigt haben, zu dessen älteren Vertretern Epimenides gehört. Da in den unter dem Namen dieses umlaufenden Καθαρμοί auch Ἀλήθεια und Δίκη vorkamen, so scheint die Rolle, die diese Gottheiten bei P. spielen, ein Nachklang der Epimenideslitteratur zu sein (?). Die ganze Komposition der Himmelfahrt muß überhaupt im Spiegel jener apokalyptischen Litteratur betrachtet werden, die nicht dem eleatischen Rationalismus, sondern dem orphischen Mystizismus angehört. Seinen Ursprung hat allerdings das Motiv der himmlischen Wagenfahrten in solchen Stellen der Ilias, wo Göttinnen auf ihren himmlischen Gespannen fahren oder irdischen Helden als Lenkerinnen zur Seite treten. An einen unmittelbaren Anschluß jedoch an Homer, der überhaupt nach D. trotz mancher unzweideutigen Anklänge nirgends auffallend bei P. hervortritt, braucht man auch hier nicht zu denken, da das bezeichnete Motiv in der älteren Lyrik in vielfachen Variationen wiederkehrt. [Nach den Sitzungsberichten der Berl. Akad. d. Wiss. 45 (1896) S. 1197 hat D. in der Sitzung vom 12. Nov. „über die poetischen Vorbilder des Parm." gelesen; der Vortrag ist indes m. W. bis jetzt nicht veröffentlicht worden. Seinem Hauptinhalte nach wird er wohl in die Vorrede der Ausgabe aufgenommen worden sein.] Da somit das dichterische Können des P. nur gering anzuschlagen ist, so liegt für den modernen Kritiker kein Grund vor, durch allerlei künstliche Mittel, wie sie Stein und mehr noch Bergk mit großer Virtuosität angewendet haben, die Überlieferung zu einem erträumten Ideal der Vollkommenheit umzuwandeln. D. verzichtet mit Recht auf alle gewaltsamen und willkürlichen Änderungen des Textes und dehnt diese Enthaltsamkeit auch auf den Dialekt aus, da es unmöglich ist, den Text in der von P. selbst niedergeschriebenen Form wiederherzustellen. Von diesen gesunden Grundsätzen ausgehend, bietet uns Verf. einen Text, der ohne Zweifel der ursprünglichen Ge-

Digitized by Google

stalt des Gedichtes viel näher kommt als die Steinsche Bearbeitung. Auch in der äußeren Form weicht er von den früheren Rezensionen ab. Statt der fortlaufenden Zählung der Verse sind die in den Quellen als ein ununterbrochenes Ganze erscheinenden Abschnitte zu je einem Fr. zusammengestellt, und wir erhalten so 19 Fr. von sehr verschiedener Länge. Der kritische Apparat unter dem Texte zeichnet sich durch große Knappheit aus. Nicht nur alle überflüssigen Konjekturen, sondern auch manche beachtenswerte, darunter selbst nicht wenige eigene des Verf., bleiben unerwähnt und sind in den auf den Text folgenden Kommentar verwiesen. Zum besseren Verständnis der Worte des P. hat D. dem links stehenden griechischen Text auf der rechten Seite eine treffliche Übersetzung gegenübergestellt. Ein glücklicher Griff ist es, daß diese Übersetzung nicht in Versen, sondern in Prosa abgefaßt ist; der Verf. hat sich dadurch in den Stand gesetzt, die feinsten Abtönungen des Gedankens weit genauer wiederzugeben, als dies in formvollendeter dichterischer Umgestaltung hätte geschehen können. Zwei willkommene Zugaben endlich sind die genaue Nachweisung der Quellen für jeden Abschnitt, die am linken Rande der Übersetzung angebracht ist, und eine den unteren Rand einnehmende Zusammenstellung wichtiger Paragraphen einzelner Stellen aus Sext. Emp., Simpl. und Theophr. So kann der Leser das zur kritischen Beurteilung wie zur richtigen Auffassung des Textes Wesentliche mit einem Blicke übersehen. Der Kommentar geht nicht bloß auf die kritischen und exegetischen Schwierigkeiten näher ein, sondern enthält auch eine Anzahl wertvoller Bemerkungen über parmenideische Wortbildungen (eine von diesen: οὔτεον = οὔτι oder οὐδέν ist durch einen etwas kühnen Analogieschluß aus dem überlieferten οὐκ ἐόν 8, 46 (109 St.) gewonnen worden), Wortformen, Wortführungen, Unterscheidungen verwandter Worte, prosodisch-metrische Eigentümlichkeiten, rhetorische Figuren u. s. w. Wichtig sind auch die ziemlich zahlreichen Verweisungen auf Parallelstellen bei älteren Dichtern und Prosaikern, vor allem die auf Heraklit. Die von D. nachgewiesenen sprachlich-rhetorischen Übereinstimmungen mit diesem stehen im engsten Zusammenhange mit der Frage, ob die Stelle 6, 4 (54) gegen Heraklit gerichtet ist oder nicht. D. stellt sich S. 69 ff. mit überzeugenden Gründen auf die Seite derer, die sie bejahen, wobei er u. a. auch Zellers (737, 3) chronologische Bedenken beseitigt und die Möglichkeit darthut, wenn man das Gedicht des P. um 480 ansetzt, die Schrift Heraklits etwa dem Jahre 490 zuzuweisen.*) Auch sonst bespricht D.

*) Neue Beweise für die Beziehungen des P. zu Her. bringt Patin in der für den nächsten Jahresbericht aufzusparenden Abh. „Parm. im Kampfe gegen Heraklit" 1899. Es kann nunmehr die zuerst von Steinhart i. J. 1845 behauptete, von Bernays Heraklit. Stud. I 1850 (Ges. Abh. I 62 f.)

Digitized by Google

mehrfach philosophiegeschichtlich wichtige Fragen und geht viel häufiger, als man nach der Ankündigung im Eingang der Schrift erwarten sollte, auf den philosophischen Zusammenhang und den Inhalt der Lehre des P. ein. Diese Auseinandersetzungen sind reich an wertvollen Beiträgen zum Verständnisse des Systems und verbreiten über gewisse dunkle Punkte ein neues Licht. — In der Besprechung einzelner Fr. muß ich mich auf eine kleine Auslese des Wichtigsten beschränken. Wenn ich dabei besonders solche Aufstellungen des Verf. auswähle, gegen die ich gewisse Bedenken zu erheben habe, so brauche ich nicht erst zu betonen, daß die Zahl dieser Punkte im Vergleich zu der reichen Fülle des Gesicherten und Annehmbaren nur gering ist. Näheres s. in meiner Rezension Berl. Ph. W.-Schr. 1889, 1537 ff. und 1569 ff.

Die Behandlung der vielumstrittenen Verse 1, 31 f. (31 f.) kann als ein Muster echt konservativer Textkritik gelten. D. weist alle Konjekturen der Neueren, auch das der Wahrheit am nächsten kommende δοκιμωσάμεναι Bergks, zurück und schließt sich ganz an die jetzt durch Heiberg sicher gestellte Lesart des Simpl. an, indem er nur statt δοκίμως mit einer kleinen Accentänderung den Inf. aor. der bei Hesychios überlieferten, durch die Imitation des Pherekydesbriefes bei Laert. I 122 als ionisch und durch einige Stellen bei Sappho und Theokrit als äolisch sich erweisenden Form δοκιμοῦν (= δοκιμάζειν) setzt. Die Verse lauten demnach: ἀλλ' ἔμπης καὶ ταῦτα μαθήσεαι, ὡς τὰ δοκοῦντα | χρῆν δοκιμῶσ' εἶναι διὰ παντὸς πάντα περῶντα. Diese Gestaltung des Textes halte ich für völlig gesichert, vermag dagegen nicht der Auslegung, die D. den Worten giebt, zuzustimmen. D. übersetzt: „Doch wirst du trotzdem auch das erfahren, wie man alles und jedes durchgehen und dabei jenes Scheinwesen auf die Probe stellen sollte." Hier scheint mir zunächst die Verbindung von εἶναι mit dem fernstehenden δοκοῦντα eine Dunkelheit und Härte in sich zu schließen, für die sich sonst kein Beispiel bei P. findet. Auch der Gebrauch des Irrealis als Höflichkeitsform statt des Praes. Ind., wie ihn D. annimmt, muß Bedenken erregen, da er sich bei den vorattischen Schriftstellern anscheinend nicht belegen läßt. Vor allem aber kann ich Diels' Erklärung nicht als sachlich zutreffend anerkennen. Er sieht in den Worten die Ankündigung einer kritischen Übersicht über die strittigen Ansichten der früheren Denker, einer Doxographie, die lediglich den propädeutischen Zwecken der Schule dienen soll. Diese Auffassung der Δόξα, die Verf. bereits in Ber. I 270 besprochenen Schrift entwickelt hatte, kann ich nicht teilen.

---

näher begründete Annahme, daß P. sich gegen Her. wendet, gegenüber den auch noch in der 5. Aufl. (738, 1) von Zeller aufrecht erhaltenen Einwendungen als völlig gesichert betrachtet werden.

Digitized by Google

Von einer Kritik der in der Δόξα vom Standpunkte der gewöhnlichen Meinung ausgesprochenen Ansichten ist weder in den Fragmenten noch bei den späteren Berichterstattern eine sichere Spur zu finden, und auch die Schüler des P., Zenon und Melissos, haben ihr Augenmerk ausschließlich auf die Verteidigung und weitere Ausbildung der eleatischen Metaphysik gerichtet und kosmologische oder physikalische Lehren überhaupt nicht, weder im positiven noch im negativen Sinne, behandelt. Nimmt man hinzu, daß P. im zweiten Teile seines Gedichtes ein ihm eigentümliches Weltbild zeichnet, das sich von allen uns bekannten älteren Kosmologien in wesentlichen Punkten unterscheidet und in mancher Hinsicht mit seinen Grundprinzipien im Einklange steht, so wird man wohl an der sich auf Aristot. und Theophr. stützenden Auffassung Zellers (566) festhalten müssen, daß sich P. trotz seiner grundsätzlichen Leugnung der Wirklichkeit der Erscheinungen veranlaßt gesehen hat, darzulegen, welche Weltansicht vom Standpunkte der herrschenden Vorstellungen aus sich ergeben und wie das einzelne von hier aus zu erklären wäre. Ich übersetze daher die Verse so: „Aber trotzdem sollst du erfahren, wie man, alles gründlich durchforschend, (als wahrscheinlich) annehmen müßte, daß sich das Seiende verhalte", d. h. welches der Wahrheit am nächsten kommende Bild man von den Erscheinungen entwerfen müßte, wenn man sich einmal auf den (grundsätzlich falschen) Standpunkt der großen Mehrzahl stellen wollte. Δοκιμοῦν wird hier in einer ähnlichen Bedeutung gebraucht, wie sie Hesychios angiebt (δοκίμωμι· δοκῶ καὶ οἴομαι) und wie sie sich zweimal bei Sappho und später auch im attischen Gebrauche von δοκιμάζειν findet.*) — Die Worte I 37 f. μόνος δ' ἔτι θυμὸς ὁδοῖο | λείπεται, die die neueren Herausgeber streichen, in der Meinung, sie seien von Sext. math. VIII 11 aus 8, 1 f. (63 f.) mit der willkürlichen Änderung von μῦθος in θυμός hier eingeschoben worden, läßt D. als berechtigte Variante ebenso stehen, wie kurz vorher (1, 33) den 7, 2 (61) wiederholten und von Stein hier ausgelassenen Vers: ἀλλὰ σὺ τῆσδ' ἀφ' ὁδοῦ διζήσιος εἶργε νόημα und faßt θυμὸς ὁδοῖο im Sinne des Johanneischen ὁδὸς καὶ ζωή als „lebendigen Weg" auf. Aber es wäre, wie ich a. a. O. ausgeführt habe, auffallend, wenn der Dichter bereits am Schlusse der Einleitung, bevor er noch die Verkehrtheit des anderweitigen Weges oder vielmehr der beiden anderen nachgewiesen hat, seinen Weg als den allein noch übrig bleibenden bezeichnete, eine Ausdrucksweise, die doch

*) In einem später veröffentlichten kleinen Aufsatze: „La Parvenza di Parmenide, Atene e Roma II (1899) S. 1—5, hat sich D. der obigen Deutung der Stelle, wie ich sie bereits in meiner Rezension gegeben hatte, angeschlossen, hält aber an seiner Auffassung von dem polemischen Zwecke der Δόξα fest.

Digitized by Google

eigentlich erst am Schlusse der indirekten Beweisführung als Übergang zur direkten am Platze ist. Auch 1, 33 scheint hier nicht an der rechten Stelle zu stehen, wie schon Stein erkannt hat. Die von diesem angenommene Einschiebung der beiden Verse durch Sextus freilich hat wenig Wahrscheinlichkeit. Auf den rechten Weg führt uns die Thatsache, daß Sext. die beiden Verse 1, 31 f. ausläßt. Nichts hindert uns anzunehmen, daß die Lücke bei ihm noch größer war und daß die ein fortlaufendes Ganze darstellenden, fast lückenlos überlieferten Fr. 4–7 (43–60), in denen die gegnerischen Ansichten widerlegt werden, im Texte des P. auf 1, 32 folgten und 7, 2 (61) = 1, 33 mit den bei Sext. sich anschließenden Versen 1, 34—38 den Abschluß dieser indirekten Argumentation bildeten. Die Schlußworte: μόνος — λείπεται fallen dann wiederum mit den Anfangsworten von Fr. 8 (62 f) zusammen, wobei natürlich das zweifach durch Simpl. bezeugte μῦθος vor θυμός den Vorzug verdient. Das die direkte Beweisführung enthaltende Fr. 8 schließt sich so unmittelbar an Fr. 1 an. Die Worte 1, 36 f. κρῖναι δὲ λόγῳ beziehen sich hiernach nicht auf die 1, 31 f. angekündigte Doxographie, wie D. will, sondern auf die in Fr. 4 der trügerischen Meinung gegenübergestellte Wahrheit, die sich der Philosoph jetzt zu beweisen anschickt. Eine Schwierigkeit macht bei dieser Anordnung die Unterbringung der Fr. 2 und 3 (37—42). D. ist der Ansicht, daß 1, 38 mit 2, 1 im engsten Zusammenhange stand und es nur einer Ausfüllung des unvollständig erhaltenen v. 1, 38 bedarf, um diesen Zusammenhang herzustellen, und glaubt auf grund der Bemerkung des Clem. Al., der Fr. 2 überliefert, P. habe in diesem Fr. auf die Ἐλπίς in rätselhafter Weise hingedeutet, die Lücke etwa so ergänzen zu können: μόνος δ' ἔτι θυμὸς ὁδοῖο | λείπεται <ὡς ἔστιν · ταύτῃ δ' ἔτι ἐλπίδος αἶσα.> λεῦσσε δ' ὅμως ἀπεόντα νόῳ παρεόντα βεβαίως. Aber die letzten Worte bedürfen einer solchen Vervollständigung nicht, um die Auffassung des Clem. zu erklären: das παρεόντα ἀπεόντα λεύσσειν rechtfertigt hinreichend seine christianisierende Auslegung. Es steht also nichts im Wege, auch Fr. 2 und 3 in die Lücke bei Sext. und zwar unmittelbar hinter 1, 33 einzureihen. — Die Stelle 8, 7 ff. (68 ff.), die den Erklärern viel Kopfzerbrechens gemacht und zu verschiedenen Konjekturen Veranlassung gegeben hat (D. selbst hatte zu Simpl. 75, 21 ἔκ τῃ [statt ἐκ μή] vorgeschlagen), wird in der Ausgabe durch Annahme einer Lücke geheilt, die das fehlende positive Glied des Dilemmas enthält; etwa so: πῇ πόθεν αὐξηθέν; <οὔτ' ἔκ τευ ἐόντος ἔγεντ' ἄν · | ἄλλο γὰρ ἂν πρὶν ἦεν.> οὔτ' ἐκ μὴ ἐόντος ἐασέω. — 8, 53 f. (177 f.) hat D. den verschiedenen, teilweise im geraden Gegensatz zu einander stehenden Deutungen durch eine, wie mir scheint, sehr empfehlenswerte Erklärung der Stelle ein Ende gemacht; er faßt nämlich τῶν μίαν οὐ χρεών ἐστιν im indirekten

Digitized by Google

Sinne als Ausdruck der falschen Meinung der Sterblichen und ἐν ᾧ πεπλανημένοι εἰσίν als parenthetischen Zusatz: „Denn sie haben vermeint, zwei Formen benennen zu müssen; nur eine derselben sei unerlaubt (dabei sind sie freilich in die Irre gegangen)." — 9, 4 (126) deutet D. mit Stein und wahrscheinlich auch mit Simpl. die Worte ἐπεὶ οὐδετέρῳ μέτα μηδέν im Sinne von οὐδέτερον μετέχει οὐδετέρου. Diese Deutung erscheint mir grammatisch bedenklich; man vermißt οὐδετέρου und erwartet μηδέν. [Ich bemerke jedoch, daß Diels mir brieflich mitteilt, er habe Beispiele für die Auslassung von οὐδετέρου und für μηδέν.] Ich fasse vielmehr μηδέν in dem technischen Sinne, den P. dem Worte gegeben hat (vgl. Diels zu 6, 2), als μὴ ἐόν = κενόν und übersetze mit Karsten: „Da keines von beiden Anteil am Leeren hat."*) Der Satz enthält eine Begründung nicht zu ἴσων ἀμφοτέρων, wie D. will, sondern zu πᾶν πλέον ἐστὶν ὁμοῦ φάεος καὶ νυκτὸς ἀφάντου. — Zu Fr. 12 (133—138) entwickelt D. eine von der Bergerschen abweichende Erklärung der στεφάναι in der Theophrastparaphrase, auf die wir unten in anderem Zusammenhange eingehen werden. — Schließlich sei noch auf die überzeugende Erörterung zu Fr. 14 über das ἀλλότριον φῶς des Mondes und auf den vortrefflich gelungenen Versuch einer Herstellung des mutmaßlich griechischen Textes aus den lateinischen Versen des Caelius Aurelianus (Fr. 18) hingewiesen. — Eine sehr wertvolle Zugabe bildet die durch die parmenideische Beschreibung des himmlischen Thores veranlaßte Abhandlung „über altgriechische Thüren und Schlösser", die eine schwierige Frage aus dem Gebiete der griechischen Altertümer gründlich und scharfsinnig untersucht. — Rezensionen sind außer der meinigen (s. o.) erschienen von Freudenthal D. L.-Z. 1897, 1087 ff., B. im L. C.-Bl. 1897, 974 f., Patin Bl. f. bayr. G.-W. 1897, 686 ff., Houtsma Museum 1897 No. 10, Campbell Class. Review 1897, 409, Couvreur Rev. de philol. XXII, 99 f.

Gladisch bespricht Fr. 8, 37 (101 ff.). Nach Zurückweisung der in der That ganz verfehlten Erklärung Mullachs (zu v. 97 ff.) vermutet er 8, 38: τῷ πάντ' ὄναρ (statt ὄνομ') ἐστίν [ἔσται Diels als fut. consequentiae; s. „Parm." 87] und übersetzt: „Deswegen ist alles nur ein Traum, was den Sterblichen gilt als unleugbare Wahrheit." Das

*) Allerdings erwartet man dann, worauf mich D. aufmerksam macht, μηδενός statt μηδέν. Dieses Bedenken aber würde schwinden, sobald man μέτα hier im ursprünglichen räumlichen Sinne faßte: „zwischen keinem von beiden ist etwas Leeres." Vgl. Fr. 12, 2 μετὰ δὲ φλογὸς ἶσται αἶσα, wo D. μετά mit „dazwischen" wiedergiebt, und den verwandten zeitlichen Gebrauch von μέτεστι bei Hom. Il. B 386: οὐ γάρ πανσωλή γε μετέσσεται. Für den Gedanken ist der Unterschied zwischen dieser und der Karstenschen Erklärung von keinem Belang.

Digitized by Google

erinnert bedenklich an das Trugbild der indischen Maja, auf das G. in früheren Arbeiten die Δοξα des P. zurückgeführt hat. Ὄνομα giebt einen untadligen Sinn, wenn man mit Diels übersetzt: „Drum ist alles leerer Schall, was die Sterblichen in ihrer Sprache festgelegt haben, überzeugt, daß es wahr ist."

Göbel behandelt S. 31 ff. und 65 ff. das Verhältnis des platonischen Parmenides zu der eleatischen Lehre. Er ist überzeugt, daß die labyrinthartige, zu allerhand Aporien führende Verwickelung der Begriffe im zweiten Teile dieses Dialoges eine Nachahmung der eleatischen Spekulation sei, und daß diese dialektische πλάνη (s. 186 D) in Fr. 1, 31 f. stecke. Er liest dort δοκιμοῦν für δοκίμως und übersetzt die Stelle: „aber zu alle dem wirst du auch lernen, wie man dieses als das zu sein Scheinende beweisen (?) muß, indem man alles durch jedes hindurchführt (?)", d. h. indem man mit jedem Subjekt alle möglichen Prädikate kombiniert und daraus die Konsequenzen zieht. Die Beweise der Eleaten, wodurch sie die Welt der Erscheinungen zerstörten, beruhten nach G. wirklich auf der Gleichsetzung der Gattungs- und Artbegriffe, mit deren Hülfe sie die Widersprüche gegen das principium contradictionis folgerten. Dieses zeigen klar die Beweise Zenons. Auch von Parm. sagt Aristot. 186a 22 ff., er habe nicht zwischen Substanz und Accidens unterschieden und deshalb falsche Prämissen und falsche Schlüsse gebildet. Daher geben die Eleaten auch keine Definitionen, ebenso wenig wie die Sophisten; beide unterlassen es, das Eine mit dem Vielen durch die Division zu vermitteln. — Diese ganze Erörterung beruht auf der falschen Voraussetzung, daß die Methode der Beweisführung des Parm. bei Platon mit der wirklich von den Eleaten angewandten im wesentlichen übereinstimmt. Die Konjektur δοκιμοῦν unterscheidet sich nur formell von der Dielsschen Emendation δοκιμῶσ'. — Liebhold, der sich in No. 253 gegen die Behandlung dieser Stelle bei Göbel wendet, verwirft die Vermutung mit Unrecht deshalb, weil δοκιμοῦν, wie er behauptet, nur in dem Pherekydesbriefe vorkommt; s. was wir zu No. 250 S. 254 bemerkt haben. Mit Recht dagegen erklärt er Göbels Interpretation der Stelle für gezwungen. Auffällig seien besonders die Verbindung des εἶναι mit dem entfernten δοκοῦντα [dies habe ich bereits S. 254 gegen die mit der Göbelschen in diesem Punkte zusammentreffende Erklärung von Diels geltend gemacht] und dem transitiven Gebrauch von περᾶν, das sonst nur in der Bedeutung von traicere vorkommt. L. geht jedoch darin nicht minder fehl als G., daß er διὰ παντὸς πάντα περῶντα mit τὰ δοκοῦντα verbindet und χρή (so mit Peyron für χρῆν) δοκιμάζεσθαι (für δοκίμως εἶναι) vorschlägt.

Dauriac bringt zur Kennzeichnung der parmenideischen Dialektik kaum etwas Neues. In dem überall gleichartigen, kontinuierlichen,

Digitized by Google

unteilbaren Sein sieht er mit Lechalier (unedierte Vorlesungen in der École normale 1876/77) keine bestimmte Materie, sondern den Raum, den jeder als homogen und kontinuierlich kennt. Für eine solche Scheidung des Raumes von der ihn erfüllenden Materie findet sich in unserer Überlieferung kein Anzeichen. Erst bei Zenon wird der Raum zu einem selbständigen Begriffe. Wie hätte dieser aber seine Realität bestreiten können, wenn sein Meister das Seiende ihm gleichgesetzt hatte?

Die Abhandlung von Bäumker unterscheidet sich von der Darstellung des parmenideischen ὄν in dem später erschienenen Werke desselben Verfassers „Das Problem der Materie" (s. Ber. I 226 f.) insofern, als in der letzteren mehr das idealistische Moment in der Auffassung des Seienden, hier dagegen mehr das realistische betont wird. B. beginnt mit der Bemerkung, daß die Fragmente des P. zwar öfter von der Einzigkeit des Seienden im Gegensatz zum Nichtseienden reden, nur einmal dagegen von seiner Einheit. Bei der Spärlichkeit der erhaltenen Bruchstücke müssen wir die Berichte Späterer mit in betracht ziehen. Abzuweisen sind die unhistorischen Umdeutungen der Neuplatoniker, deren Unterscheidung des νοητόν und des κοσμητόν als zweier verschiedener Objekte dem P. fremd ist; mit νοητόν 8,8 (69) ist überhaupt das Vorstellbare im weitesten Sinne bezeichnet. Dieses allein vorstellbare Seiende ist dem P. nicht unkörperlich; er legt ihm vielmehr Kugelgestalt bei. Dem widersprechen nicht Fr. 5 (50) und 8, 34 ff. (96 ff.); der Sinn ist hier nicht, wie Zeller 558 angiebt: „dasselbe kann gedacht werden und sein" (Z. liest demgemäß auch an der ersten Stelle ἔστιν statt ἐστίν), auch nicht: „das Sein ist Denken", sondern: „(auch) das Denken ist Sein", d. h. der Denkakt ist untrennbar von seinem seienden Objekt, Nichtsein giebt es nicht einmal im Denken. Auch Zenon faßt das Seiende noch körperlich, und wenn Melissos § 16 die Körperlichkeit des Seins einschränkt [vielmehr: leugnet; s. über die Deutung dieses Fragmentes bei B. Ber. I 227], so legt er ihm an anderen Stellen doch wieder Größe bei. Dieser innere Widerspruch der Lehre führte bei Gorgias zur Selbstaufhebung des ganzen Systems. Diese Entwickelung ist nur verständlich, wenn Parm. sich das Seiende als etwas Empirisches, Körperliches vorstellte. Ohne geschichtlichen Wert sind auch der Versuch einer Rekonstruktion des parmenideischen Beweisganges bei Porphyrios (Simpl. phys. 116,6 ff; vgl. 236, 6 ff.) und der Syllogismus des Theophrast Fr. 7 S. 483, 10 Diels, der auf Aristot. Metaph. 986 b 28 zurückgeht; Theophr. bürdet dem P. einen ähnlichen Fehlschluß auf, wie ihn Aristot., gleichfalls irrtümlicherweise (?), bei Melissos § 1 gefunden hat. Während Aristot. das ὄν des P. bald als ein begriffliches, bald als eine durch kein Leeres unterbrochene räumliche Kontinuität bezeichnet, faßt es Platon Soph.

Digitized by Google

242 D und 244 B im Sinne der begrifflichen Unterschiedslosigkeit und zugleich der räumlichen Totalität. Den scheinbaren Widerspruch in diesen Angaben sucht B. so zu lösen. P. stützt sich in seiner Beweisführung auf logische Spekulation, seine Methode ist idealistisch; aber das Objekt der denkenden Betrachtung ist nicht das Sein des Gedankens, der Idee, wie bei Platon, sondern das gleiche wie das der sinnlichen Wahrnehmung; insofern ist P. Realist. Das Seiende ist ihm das Weltall selbst. Dieses darf aber nicht als ein schemenhafter, aller Unterschiede barer Begriff gefaßt werden. Die Gesamtheit des Seienden (gewöhnlich τὸ ἐόν im Singular genannt) schließt bei P. die Vielheit nicht aus; diese tritt 8, 25 (86) und 2, 2 (38) hervor, wo von mehreren ὄντα die Rede ist. Mit dem Problem der Bewegung scheint er sich nur insofern befaßt zu haben, als die Bewegung des ganzen Weltalls, seine Bildung und sein Untergang durch Kontraktion und Expansion in Frage kommt; wie es mit der scheinbaren Bewegung des Einzelnen innerhalb der Welt bestellt sei, danach hat er wohl überhaupt nicht gefragt. Auch Melissos will innerhalb der Gesamtheit eine Bewegung der Körper durch das Volle nicht bestreiten (?). — In dieser Darstellung scheint mir die Auffassung des Seienden als eines realen, körperlichen im wesentlichen das Richtige zu treffen, und ich kann Diels nicht zustimmen, der in seiner Besprechung der Abhandlung (Arch. I 244f.) behauptet, dieser interessante und scharfsinnige Versuch, das System d. P. realistisch zu fassen, finde in den Fragmenten keine Stütze. Alle Prädikate, die P. seinem Sein beilegt oder abspricht, sind körperlich-räumlicher oder zeitlicher Art; von ideellen Eigenschaften ist in den Bruchstücken keine Spur zu entdecken. Nur in der Kühnheit der Abstraktion von gewissen sinnenfälligen Eigenschaften der Materie kann man ein ideelles Moment erblicken; man darf auch noch weiter gehen und sagen, die Konsequenz dieser Abstraktion führt zur Einheit des Begriffes und zur Auflösung der Materie in dem Sein der Idee; aber P. selbst hat diese Konsequenz eben noch nicht gezogen. Mit Unrecht dagegen sucht B. in die starre Geschlossenheit und Einförmigkeit der grossartigen Konzeption des P. Bresche zu legen. Wie Diels richtig bemerkt, ist an den beiden zuletzt angeführten Stellen der Fragmente nicht von mehreren ὄντα die Rede; ἐόν ist auch hier nicht Einzelding, sondern ein untrennbarer Teil der Gesamtheit (vgl. ὁμοῦ πᾶν an anderen Stellen). In der Ἀλήθεια ist weder für das Viele noch für die Bewegung in irgend einer Form ein Platz. In der Δόξα herrschen allerdings Vielheit und Bewegung; aber sie hat, wie wir oben gesehen haben, nur eine hypothetische Geltung.

Die Ergebnisse der Abhandlung Bergers weichen von der hergebrachten Auffassung kaum minder ab als die unter No. 248 be-

Digitized by Google

sprochenen Ansichten desselben Verfassers über die Physik des Xenophanes. Hier aber scheinen diese Ergebnisse besser begründet als dort, wenn man ihnen auch nicht überall zustimmen kann. B. geht von der Mitteilung des Poseidonios bei Strabon II, 2 C. 94 aus, nach der P. der Urheber der Teilung der Erdoberfläche in fünf Zonen gewesen ist und dargethan hat, daß die Breite der verbrannten Zone beinahe doppelt so groß sei als die der Zonen zwischen den Wendekreisen, weil sie über beide Wendekreise in die gemäßigten Zonen hineinrage. Diese Angabe eines zuverlässigen Zeugen wird durch eine Stelle des Aristot., wo P. freilich nicht genannt wird, und durch einige doxographische Notizen bestätigt und dadurch die enge Beziehung dieser Lehre zu der von P. ausgebildeten Lehre von der Kugelgestalt der Erde gestützt; denn die Erdzonentheorie verdankt ihre Entstehung ohne Zweifel einer Übertragung der Himmelskronen auf die Erde, und diese Übertragung ist undenkbar ohne die Kenntnis der Erdkugel. — Zu unterscheiden von der Zonenlehre, wenn auch in gewissem Zusammenhange mit ihr stehend, ist die Hypothese von den konzentrisch sich umeinander lagernden στεφάναι. Der vielumstrittene Bericht des Theophrast bei Aët. II 7, 1 wird von B. folgendermaßen ausgelegt. Die στεφάναι sind nicht mit Döring (s. No. 259) als Kugeln, sondern als Kränze oder Kronen zu fassen; sie liegen zwischen der das All umschließenden Himmelskugel und der in der Mitte ruhenden Erdkugel. Die äußerste στεφάνη, unmittelbar unter dem Himmel gelegen, aus flüchtigem Feuerstoff. ist durch Projizierung der Zone der jährlichen Sonnenberechnung auf den Himmel entstanden, die innerste, um die Erdkugel geschlungene, aus festem, aber gleichfalls feurigem Stoffe bestehend, kann nur die verbrannte Zone sein, deren Dasein P. zuerst gelehrt hat. Die zwischen diesen beiden liegenden, aus Licht und Finsternis gemischten Kronen bezeichnen die Region der Planeten, deren P. wenigstens drei, Venus, Sonne und Mond, gekannt hat. Unter der in der Mitte dieser Reihe waltenden Göttin hat man die Sonne, nicht mit Krische das im Mittelpunkt der ganzen Welt befindliche Centralfeuer zu verstehen. — Diese Erklärung der schwierigen Stelle verdient alle Beachtung. Die ingeniöse Deutung des innersten Gürtels als verbrannte Zone empfiehlt sich besonders dadurch, daß sie die bisher einen Stein des Anstoßes bildenden Worte περὶ δ πάλιν πυρώδης ungezwungen erklärt. Zweifel erregt freilich der Umstand, daß wir so einen Ring erhalten, der abweichend von den übrigen keine Dicke hat, sondern nur eine Oberfläche bezeichnet. Auch vermißt man unter den gemischten Ringen bei B. den der Milchstraße, über dessen Bedeutung Diels Parm. 105 zu vergleichen ist. — Während man bisher stets und zwar, wie eine unbefangene Vergleichung lehrt, mit vollem Rechte die Aëtiosstelle als eine Paraphrase des bei Simpl. überlieferten

Digitized by Google

Fragments 12 (133—138) betrachtet hat, ist B. der Meinung, daß hier zwar auch von Kronen und Gürteln die Rede sei; aber es seien nicht Gestirnkronen, sondern Erdzonen darunter zu verstehen: αἱ στεινότεραι bezeichne die durch die Ausdehnung der heißen Zone eingeengten gemäßigten Zonen, αἱ ἐπὶ ταῖς νυκτὸς die beiden kalten Zonen, von denen zutreffend gesagt werde, sie seien mit Nacht erfüllt, in die das Licht nur eindringe (μετὰ δὲ φλογὸς ἕεται αἴσα; anders faßt diese Worte Diels: „dazwischen aber ergießt sich des Feuers Anteil"); die in der Mitte wohnende Göttin endlich sei auf die heiße Zone zu beziehen, von der aus jene ihre belebende Wirksamkeit über die Erde verbreite. Dieser ganzen Konstruktion wird indessen dadurch die Grundlage entzogen, daß von den gemäßigten Zonen unmöglich gesagt werden konnte: πυρὸς ἀχρήτοιο; es hätte vielmehr εὐχρήτοιο heißen müssen, wie diese Zonen ja denn auch in der späteren Zeit geradezu εὔκρατοι genannt werden. Vgl. Diels Parm. 104. Auch nimmt es sich recht wunderlich aus, wenn die alles bewegende und lenkende Göttin, die P. nach Bergers Erklärung der Aëtiosstelle der Sonne gleichgesetzt hatte, hier plötzlich in der verbrannten Zone ihren Wohnsitz haben soll, als ob diese Zone und nicht vielmehr die Sonne, von der sie doch selbst erst ihre Glut erhält, allen Teilen der Erde Licht und Leben spendete. So wird es doch wohl bei der hergebrachten Gleichsetzung der Kronen des Fr. mit denen des doxographischen Berichtes sein Bewenden haben müssen. Eine Schwierigkeit bietet hierbei allerdings die Bezeichnung der aus ungemischtem Feuer bestehenden στεφάναι als στεινότεραι. Diese Schwierigkeit hat Diels Parm. 104 ff. durch folgende neue Deutung der Überlieferung zu lösen versucht. Die beiden aus den unvermischten Urstoffen Feuer und Erde gebildeten Doppelsphären sind das umschließende Firmament, dessen feste Schicht nach außen gerichtet ist, während die feurige nach innen liegt, und die in der Mitte ruhende Erde, unter der sich gleichfalls im Innern ein dem pythagoreischen Centralfeuer entsprechender feurigflüssiger Kern befindet. Zwischen Centrum und Peripherie kreisen die aus beiden Elementen gemischten Gestirnringe. Diese Erklärung hat vor der Bergerschen den unleugbaren Vorzug, daß der Ausdruck στεινότεραι durch sie in der That verständlich wird. Auf der andern Seite erweckt sie jedoch in zwiefacher Hinsicht sprachliche Bedenken. Das Wort στεφάνη ist zweideutig gebraucht (die gemischten στεφάναι sind nach D. als Ringe, die unvermischten als kugelförmig zu fassen), und in den Worten des Berichtes περὶ δ πάλιν πυρώδης sieht sich D. genötigt, περί c. acc. in einem doch sicherlich sehr ungewöhnlichen Sinne, nämlich vom unmittelbaren Anschluß des feurigen Kernes an die innere Wölbung der Erdkruste, zu verstehen. In der Frage, welcher Platz der ἐν μέσῳ τούτων thronenden Göttin anzusehen sei,

Digitized by Google

entscheidet sich D., auch hier im Gegensatze zu Berger, für die auf Simpl. sich stützende Ansicht, daß jene sich im Mittelpunkte des Weltalls, also in dem innerirdischen Feuer, befinde. Zu einem zweifellosen Ergebnis hat hiernach die Erörterung der beiden schwierigen Stellen weder bei Diels noch bei Berger geführt. Über die sonstigen Forschungen auf geographischem Gebiete, die Parm. nach Berger mutmaßlich angestellt hat, s. meine Besprechung Berl. Ph. W.-Schr. 1897, 903 ff.

Durch die Untersuchungen von Berger und Diels haben sich die von Döring entwickelten Ansichten größtenteils als haltlos erwiesen. D. deutet die στεφάναι als Sphären und nimmt bei P. fünf solcher Sphären an: 1. die reine Feuersphäre, den Äther; 2. die Sonnensphäre, die schon der Gruppe der gemischten Sphären angehört, aber mit Überwiegen des Feuers; 3. die Milchstraße, die Sphäre der gleichmäßigen Mischung, in der die lenkende Gottheit thront (?); 4. die Mondsphäre, in der das durch die Luft repräsentierte dunkle Element überwiegt; 5. die Erdsphäre, die Erde und ihre Lufthülle, die ausschließlich dem dunklen Elemente angehören. Diese Einteilung hat Verf. nur durch willkürliche Behandlung des Textes und durch verkehrte Auslegung einzelner überlieferter Ausdrücke gewinnen können. Die Worte καὶ τὸ μεσαίτατον πασῶν, περὶ ὃ πάλιν πυρώδης bei Aët. II 7, 1 streicht er als „harmonistische Glosse" (s. Diels, Parm. 104), faßt in den vorhergehenden Worten πυρώδης dem Sprachgebrauche zuwider im Sinne des Vorhandenseins einer größeren oder kleineren Beimischung von Feuer auf und übersetzt ebenso sprachwidrig στεινότεραι Fr. 12, 1 mit „dünner" (s. Diels 105). Auf falscher Fährte ist D. auch, wenn er ψευδοφανῆ bei Aët. II 30, 4 auf die Mischung des Feurigen mit dem Dunklen in dem Lichte des Mondes bezieht und für ein authentisches Wort des P. hält. Bei Aët. herrscht hier, wie so oft, Unklarheit und Verwirrung. Nach Fr. 14 und 15 wußte P., daß der Mond sein Licht von der Sonne borgt, und nur darauf kann sich der doxographische Ausdruck ψευδοφανής beziehen, dem bei P. selbst ἀλλότριον φῶς entspricht; s. Diels, Parm. 110 ff. — Von sonstigen Bemerkungen Dörings seien hier noch zwei erwähnt. Den Widerspruch zwischen Aët. II 6, 1 S. 335, 17 und Plut. Strom. S. 581, 4 D. sucht er dadurch zu beseitigen, daß er an der zweiten Stelle so zu lesen vorschlägt: ἐκ τῆς γῆς (statt τὴν γῆν) τοῦ πυκνοῦ καταρρυέντος ἀέρα (statt ἀέρος) γεγονέναι. Die Zoneneinteilung des P. kann nach D. bei seiner Unkenntnis der südlichen Halbkugel [aber diese war ja überhaupt im Altertum so gut wie unbekannt] nicht die uns geläufige gewesen sein, die ihm Poseidonios zuschreibt: P. hat vielmehr nur einen Anfang der Übertragung der Himmelszonen auf die Erde gemacht und nur die nördliche gemäßigte Zone abgegrenzt. Die Begründung dieser Ansicht, für die sich D. auf

Digitized by Google

Aët. III 10, 4 beruft, ist mir unverständlich geblieben. — Inzwischen hat D. seine Ausführungen Diels gegenüber in dem Aufsatze: „Ein Wort pro domo" (Zschr. f. Philos. 111 H. 2) verteidigt, auf den im nächsten Jahresbericht einzugehen sein wird.

Die zahlreichen Verbesserungsvorschläge, die zum Texte der Fragmente gemacht worden sind, hier aufzuzählen, erscheint nach dem, was Diels in seiner Ausgabe über die richtige Art der Behandlung dieses Textes ausgeführt hat (s. zu No. 250), überflüssig. Die wichtigsten Konjekturen findet man in Diels' Ausgabe.*) Für andere Vermutungen verweise ich auf Fr. Schulteß' Bearbeitung der Vorsokratiker in der 7. Aufl. von Ritter und Preller, auf Diels' Ausgabe des Simpl. ad phys., Zeller in der 5. Aufl. der Phil. der Gr., Burnet, Early greek phil. 183 ff. und auf die neue Ausgabe von Bergks Rezension des Karstenschen Textes in Kl. Philol. Schr. II 45 ff., wo Peppmüller S. 54, 57 und 58 einige nachgelassene Konjekturen des Verfassers veröffentlicht hat. Von diesen erwähnt Diels nur zwei im Kommentar zu Parm. (S. 83 zu Fr. 8, 31 und S. 81 zu 8, 23), lehnt sie aber ab. Zu erwähnen sind schließlich zwei Verbesserungsvorschläge von Gomperz, Sitz.-Ber. Wiener Ak. d. W. 1895 S. 13 f. (s. Bericht I 127). In Fr. 8, 22—25, das in seiner überlieferten Fassung kaum verständlich erscheint, nimmt G. eine Umstellung zweier Halbverse vor; Diels, Parm. 81 sieht darin eine geistreiche, aber doch zu gewaltsame Lösung und sucht die Schwierigkeit der Stelle durch eine neue, scharfsinnige Erklärung zu heben. Die zweite Vermutung betrifft die lateinischen Verse des Cael. Aurel. (Fr. 18), wo G. mixtae uno in corpore statt permixto in corpore vorschlägt, s. jedoch Diels S. 115.

5. Zenon.

260. F. Schneider, Zeno aus Elea. Philol. 35 (1876) S. 602—642.

261. E. Raab, Die Zenonischen Beweise. G.-Pr. Schweinfurth 1880.

*262. Ch. Dunan, Zenonis Eleatae argumenta. Diss. 1884. S. Rev. crit. 1884, 191 f.

*263. Derselbe, Les arguments de Zénon contre le mouvement. Nantes 1884.

*264. P. Tannery, Le concept scientifiqne du Continu. Zénon et G. Cantor. Rev. philos. Oct. 1885. Vgl. Sc. hell. chap. X.

265. Φιλοσοφικὰ Μελετήματα ὑπὸ Μαργαρίτου Εὐαγγελίδου. I. Athen 1886. 96 S. 8. Darin: Ὁ Ζήνωνος περὶ τοῦ ἀπείρου τὸ μέγεθος λόγος. S. 78—96.

*) Vgl. auch die inzwischen in Diels' P. Ph. Fr. erschienene Neubearbeitung der Bruchstücke des P.

Digitized by Google

*266. V. Brochard, Les arguments de Zénon d'Élée contre le mouvement (Extrait). Paris 1888, Picard.

*267. Frontera, Étude sur les arguments de Zénon d'Élée contre le mouvement (Extrait). Paris 1891, Hachette. 23 S. 8.

*268. G. Mouret, Le problème d'Achille. Rev. philos. 1892.

269. G. Noel, Le mouvement et les arguments de Z. d'É. Rev. de Métaphysique et de Morale I (1893). S. 108—125.

270. G. Milhaud, Le concept du nombre chez les Pythagoriciens et les Éléates. Ebd. S. 140—156.

271. V. Brochard, Les prétendus sophismes de Z. d'É. Ebd. S. 209—216.

272. F. Évelin, Notes critiques. Encore à propos de Z. d'É. I. Le mouvement et les partisans des Indivisibles. Ebd. S. 382—395.

273. G. Lechalas, Note sur les arguments de Z. d'É. Ebd. S. 396—400.

274. G. Milhaud, Réponse à M. Brochard. Ebd. S. 400—404.

Schneider geht nach Erörterung der Zeit- und Lebensverhältnisse Zenons, in der er dessen Geburt nach Platons Bericht im Parm. bestimmt [vgl. Ber. I 202 f.], auf seine Schrift über. Wenn er das Verhältnis zwischen den λόγοι und ὑποθέσεις, in die nach Plat. Parm. 127 D diese Schrift zerfiel, so bestimmt, daß beide Ausdrücke sich jedesmal auf denselben Abschnitt beziehen und zwar ὑπόθ. den vorangestellten hypothetischen Satz nebst Folgerung, λόγος die Hypothese nebst dem Beweise bezeichne, so kann ich dieser Deutung, obwohl sie Raabs Beifall gefunden hat, nicht beistimmen, da mir die Worte bei Plat. a. a. O.: τὴν πρώτην ὑπόθεσιν τοῦ πρώτου λόγου keine andere Erklärung zuzulassen scheinen als die von Zeller 586 f. gegebene, daß jeder λόγος in mehrere ὑποθέσεις zerfiel. — In der Besprechung der einzelnen Beweise des Z. stellt Sch. den κεγχρίτης an die Spitze, der in der dialogischen Form, wie er uns bei Simpl. überliefert ist, als ein Gespräch nämlich zwischen Z. und Protagoras, nach der treffenden Bemerkung des Verf. schon deshalb nicht aus einer eigenen Schrift Zenons stammen kann, weil es undenkbar ist, daß dieser sich selbst redend eingeführt habe. Dieser Beweis hat, wie Sch. glaubt, nur den Zweck, direkt an einem Beispiele die Unzuverlässigkeit der Sinne darzuthun, und gehört nicht, wie Zeller 596 annimmt, zu den gegen die Vielheit der Dinge gerichteten ἔλεγχοι. Ähnlich urteilt Raab: Der Satz habe vielleicht nur propädeutischen Charakter, indem er durch Verdächtigung des Zeugnisses der Sinne den Angriff auf die Vielheit und Bewegung vorbereiten

Digitized by Google

solle. Vgl. auch Gomperz Gr. D. 156 ff. Die Frage ist schwer zu entscheiden, da der Satz von Aristot. phys. 250 a 19 in knappster Fassung, ohne jede Beweisführung, gegeben wird und die simplicianische Darstellung offenbar nicht auf Z. zurückgeht, sondern aus einer späteren, sehr freien Bearbeitung geschöpft ist. Wenn aber Sch. vermutet, auch der vierte der Beweise gegen die Bewegung solle ein direktes Zeugnis für die Trüglichkeit der Sinne und die Zuverlässigkeit des Denkens sein, so ist darauf mit Raab zu erwidern, daß der auf dem Verhältnis zwischen Zeit und Weg beruhende Widerspruch, der diesem Argumente zu grunde liegt, nicht aus der sinnlichen Wahrnehmung, sondern gerade aus dem Denken entspringt. Auch sonst weicht Sch. in seiner Auffassung mehrfach von Zeller und anderen Forschern ab, meist jedoch, ohne die Aporien, zu denen die Argumente des eleatischen „Palamedes" reichlich Veranlassung geben, besser als seine Vorgänger zu lösen. In einzelnen Fällen beruhen diese Abweichungen auf einer verfehlten Erklärung des Textes. So erscheint die Auffassung des προέχον bei Simpl. 140, 33 ff. als eines nicht über die Grenze nach außen hinaus, sondern nach innen hinein Hervorragenden sprachlich unmöglich; die richtige Erklärung giebt wohl Zeller 593, 1. Wenn Sch. ferner behauptet, bei Aristot. 919 b 6 sei unter τὸ ἴσον unzweifelhaft der dem Bewegten gleiche Raum zu verstehen, so ist dies durchaus nicht unzweifelhaft, sondern im Gegenteil höchst unwahrscheinlich; auch hier scheint Zeller 600, 1 das Richtige getroffen zu haben, indem er κατὰ τὸ ἴσον εἶναι nach Themistios und Simplikios so erklärt: „in dem gleichen Raume sein wie vorher, seinen Ort nicht verändern". Scharfsinnig ist die Erörterung Schneiders über die beiden ersten Beweise gegen die Bewegung, besonders über den sogenannten Achilleus. Während nach Zeller der ganze Unterschied der beiden Beweise darin besteht, daß der zu durchmessende Raum im ersten Beweise eine feste, im zweiten eine bewegliche Grenze hat, schließt sich Sch. der von anderen vertretenen Auffassung an, daß im ersteren Falle die Bewegung keinen Anfang nehmen, im zweiten nicht zu Ende kommen kann. In dem „Achilleus" werde aber noch eine andere Schwierigkeit bezeichnet, die darin liege, daß Achill die Schildkröte nur einholen kann, wenn er einen nicht unendlich kleinen Abstand in einem unendlich kleinen Zeitteile erreicht; da dies aber unmöglich sei, so könne er sie überhaupt nicht einholen. — Diese Auseinandersetzung, mag sie auch keine sichere Lösung bieten, hätte ebenso wie ähnliche Erklärungsversuche anderer Gelehrten, die in das Wesen der Zenonischen Aporien tiefer einzudringen gesucht haben, mindestens eine Erwähnung bei Zeller verdient, der sich zu ausschließlich an die aristotelische Darstellung und Widerlegung der Argumente hält. Im ganzen ist freilich die Erkenntnis des wahren Wesens

Digitized by Google

der Zenonischen Beweise durch die Abhandlung Schneiders nicht sonderlich gefördert worden.

Dasselbe gilt auch von Raab. Manche seiner Ausführungen, so z. B. die über den Beweis vom fliegenden Pfeil und über die Bestreitung der Existenz des Raumes, die er von den gegen die Vielheit gerichteten Argumenten im Gegensatze zu Zeller völlig loslöst, erscheinen teils unklar, teils sehr anfechtbar. Auf einer irrtümlichen Auslegung beruht es, wenn er, wie vor ihm schon ähnlich Brandis, aus einer Angabe des Eudemos und einer Bemerkung des Themistios bei Simpl. einen besonderen λόγος konstruiert, dessen Thesis gelautet habe: „Jedes der Seienden ist seiner räumlichen Ausdehnung nach gleich null, es giebt also kein wirkliches ἕν" und die Antithesis: „Jedes der Seienden stellt sich als ein wirklich Eines dar". Es handelt sich hier vielmehr, wie Zeller 592 f. zeigt, nur um die Beweisführung gegen die πολλά, nicht um selbständige Beweise für oder gegen die Wirklichkeit des ἕν.

Evangelides legt die grammatischen wie die logischen Schwierigkeiten der Stelle bei Simpl. phys. 140, 33 ff. dar und schlägt dann folgende Verbesserungen vor: εἰ μὴ ἔχει τὰ ὄντα (statt τὸ ὄν) μέγεθος — καὶ προέχειν αὐτῶν (statt ἀπέχειν αὐτοῦ) τὸ ἕτερον [ἀπὸ] τοῦ ἑτέρου —: οὐδὲν γὰρ αὐτῶν (statt αὐτοῦ) τοιοῦτον ἔσχατον ἔσται. Der Sinn der Worte soll der sein: „Wenn es viele Dinge giebt, so muß jedes von ihnen Größe und Dicke haben, und es muß das eine Ding das andere an Größe überragen, so daß also die einen Dinge größer, die andern kleiner sind. Unter den größeren wird aber wieder derselbe Unterschied Platz greifen u. s. w. Wir gewinnen also durch die fortlaufende Absonderung (so faßt E. ἐκ τῆς διχοτομίας!) der an Größe hervorragenden von den zurückbleibenden Dingen und umgekehrt an Größe und an Kleinheit unendliche Dinge." Mit Recht bemerkt Diels in seiner Rezension Arch. I 255 f., die Änderungen seien zu zahlreich und gewaltsam; die Stelle könne ohne wesentliche Umgestaltung des Textes verstanden werden. Man darf freilich προέχειν τινός, das zweimal im Texte vorkommt, nicht im Sinne von „einen Vorsprung haben, übertreffen" fassen, sondern in dem rein räumlichen von „hervorragen" oder genauer mit Zeller 593, 1 „vor einem andern vorliegen.". Der Schluß der Stelle: οὕτως εἰ πολλά ἐστιν, ἀνάγκη u. s. w. ist allerdings so gefaßt, als ob im Vorhergehenden zugleich der Beweis für das unendlich Große und das unendlich Kleine gegeben sei. Aber es liegt hier nur eine gewisse Nachlässigkeit des Ausdrucks vor; Simpl. faßt das Ergebnis des soeben bewiesenen Satzes für das unendlich Große mit dem an früherer Stelle (139, 5) gebrachten für das unendlich Kleine zusammen. Übrigens lautet der letztgenannte Beweis ganz anders als der von E. in die Worte hineinkorrigierte, und man müßte daher, wenn

Digitized by Google

man die Erklärung des Verf. gelten lassen wollte, zwei verschiedene Beweise für dieselbe These annehmen, was der sonstigen Gewohnheit Zenons nicht entsprechen würde. — Ich bemerke hier noch, daß Diels a. a. O. eine ihm privatim mitgeteilte Konjektur von Gomperz: οὐδὲν γὰρ αὐτοῦ τοιοῦτον ἔσχατον ἔσται, ὥστε (statt οὔτε) ἕτερον πρὸ ἑτέρου (statt πρὸς ἕτερον) οὐκ ἔσται, die inzwischen von ihrem Urheber in den Sitz.-Ber. d. Wiener Ak. d. W. 1890 S. 21 f. (s. Ber. I 276) unter gleichzeitiger Streichung von ἔσχατον veröffentlicht worden ist, sehr bestechend und Zeller dieselbe sehr empfehlenswert nennt. Mir scheint zwar ὥστε einleuchtend, dagegen ἕτερον πρὸ ἑτέρου entbehrlich, da die überlieferte Lesart dem Sinne nach auf dasselbe herauskommt; grade sie erläutert trefflich den wahren Sinn von προέχειν.*)

Die erste der beiden Abhandlungen Brochards ist mir nicht zugänglich gewesen. Der darin vom Verf. eingenommene Standpunkt ergiebt sich ungefähr aus dem späteren Aufsatze. Auch die Studie von Frontera habe ich nicht kennen gelernt. Eine kritische Würdigung hat sie, wie ich aus Ferrari gli Eleati sehe, in dem Aufsatze von Mouret erfahren.

Die in dem ersten Jahrgange der Rev. d. Mét. et de Mor. enthaltenen Untersuchungen über die Zenonischen Argumente bewegen sich teilweise mehr auf dem Gebiete der philosophischen als der philologisch-historischen Beurteilung. Milhauds Aufsatz No. 270, der seinem Titel nach eigentlich in den 1. Teil unseres Berichtes gehört, habe ich hier eingefügt, da sein Hauptbestandteil die Ausführungen über Zenon sind, zu denen das über die Pythagoreer und Parm. Gesagte nur die Einleitung bildet. Zu der pythagoreischen Formel: „Die Dinge sind Zahlen" macht M. die richtige, aber nicht neue Bemerkung, Pythagoras habe die moderne Unterscheidung, daß die Zahlen zur Erklärung der Dinge dienen, aber nicht die Dinge selbst sind, noch nicht zu machen vermocht; in der Entwickelung aller philosophischen Begriffe gebe es zwei Stadien, ein methaphysisches und ein scientifisches; die Auffassung des Zahlbegriffes bei den Pythagoreern stehe noch völlig auf metaphysischem Boden. Parm., so wird weiter ausgeführt, hat der pythagoreischen Pluralität die Einheit und Kontinuität der raumerfüllenden Materie gegenübergestellt. Als dann die Nachfolger des Pythagoras die Gedanken den Meisters über die diskontinuierliche, aus einer bestimmten Zahl von Punkten bestehende Materie [sollte diese Gedanken

*) An derselben Stelle macht Gomperz in dem Fragment des Zenon bei Simpl. 131, 12 den sehr annehmbaren Vorschlag: μέγεθος (statt μεγέθους) γὰρ μηδὲν ἔχοντος (statt μηδενὸς ὄντος) προσγενομένου.

Digitized by Google

wirklich schon Pythagoras selbst gehabt haben?] verteidigten, antwortete ihnen Zenon. Wie sich M. hier an Tannery anschließt, so folgt er ihm auch darin, daß er Zenons Beweise sich nicht gegen die Bewegung, sondern nur gegen die Vielheit richten läßt. Während die „Dichotomie" nur die Geteiltheit des Raumes in eine bestimmte Zahl von Teilen voraussetzt, nimmt der „Achilleus" das Gleiche von der Zeit an. Diese beiden Beweise greifen noch nicht direkt die Auffassung der Pythagoreer an, die mit Hülfe unteilbarer Elemente die Dinge konstruieren, sondern setzen Teile des Raumes oder der Zeit voraus, die bis ins Unbegrenzte kleiner werden und unbeschränkt teilbar sind. Die Beweise vom Pfeile und vom Stadion dagegen wenden sich unmittelbar gegen die unteilbaren Elemente. Indem so Z. die Kontinuität und die unbeschränkte Teilbarkeit der Ausdehnung und der Dauer behauptet, hat er erst die Entwickelung der Geometrie und der Analysis möglich gemacht. Die Pythagoreer sagen: Die Dinge sind Zahlen, Parm. und Z.: sie sind nicht Zahlen (?). Damit haben sie erst die Begriffe der Zahl und der Größe aus methaphysischen zu scientifischen gemacht [also durch bloße Negation?].

Noel unterscheidet die Voraussetzungen in den beiden Beweispaaren ähnlich wie Milhaud. In der Charakteristik der „Dichotomie" und des „Achilleus" schließt er sich ebenso wie Schneider (No. 260) der Auffassung an, nach der Z. dort die Bewegung für unmöglich erklärt, weil sie nicht anfangen kann (regressus in infinitum), hier, weil die Endgrenze unaufhörlich vor uns flieht (progressus in infinitum). Der zuerst von Aristot. gemachte, seitdem beständig wiederholte Einwand, daß Z. ausschließlich die unbegrenzte Teilbarkeit des Raumes annehme, nicht aber die der Zeit, beruht auf einem Mißverständnis des zenonischen Gedankens. Die Teilbarkeit der Zeit neben der des Raumes löst die Schwierigkeit nicht, sondern verdoppelt sie nur. Sie beweist nur, daß die beiden Argumente ebenso gut auch gegen die Möglichkeit der zeitlichen Dauer gewendet werden können. Ohne die Voraussetzung der unbegrenzten Teilbarkeit der Zeit verlieren Zenons Gründe ihre ganze Kraft; denn dann müßte das Mobile die angenommenen Teile des Raumes alle auf einmal durchlaufen, weil jeder zeitliche Augenblick nicht teilbar ist. Ein unfehlbares Mittel, diese Dialektik zu entkräften, ist die Verwerfung der doppelten Hypothese von der Kontinuität des Raumes und der Zeit. Wenn die Linie eine Folge von unausgedehnten Punkten und die Zeit eine solche von dauerlosen Augenblicken ist, so wird die Dichotomie früher oder später ein Ende nehmen, und auch der Vorsprung des langsameren Mobile wird schließlich verschwinden. Aber gegen die Möglichkeit der Bewegung auch unter dieser zweiten Voraussetzung wendet sich Z. im 3. und 4. Beweise. Den Beweis vom

Digitized by Google

Pfeile erläutert N. so:*) „Mag der Pfeil ruhen oder in Bewegung sein, so befindet sich das Mobile stets an einem sich selbst gleichen Orte. Andrerseits ist er stets im Augenblick (dans l'instant); im Augenblick aber ist die Bewegung unmöglich. Wenn es also nur Augenblicke ohne trennende Intervalle giebt, so muß er ewig an seiner Stelle bleiben." Wendet man hiergegen mit Évelin ein, daß ein beweglicher Punkt in auf einander folgenden Augenblicken an einander grenzende Punkte des wirklichen Raumes einnehmen kann, so hat Z. sein letztes Argument vom Stadion in Reserve, um in jener Annahme einen neuen Widerspruch aufzuzeigen. Dieses Argument ist in der That, wie man gewöhnlich annimmt, ein grobes Sophisma, sobald man die doppelte Kontinuität von Raum und Zeit ansetzt; es ist ebenso wie das vom Pfeile unwiderleglich, wenn man mit Brochard in den ὄγκοι bei Aristot. die unteilbaren Elemente der Ausdehnung d. h. Punkte sieht [dieselbe Auffassung der ὄγκοι auch bei Tannery; daß sie unstatthaft ist, zeigt Zeller 602, 1]. Dagegen sind die „Dichotomie" und der „Achilleus" wahrhafte Sophismen, zu denen aber der menschliche Geist notwendig gedrängt wird, so lange er nicht die Begriffe und die Grundprinzipien des Wissens einer strengen Kritik unterwirft. — Diese Auseinandersetzung ist scharfsinnig und mag vom Standpunkte der heutigen mathemathisch-physikalischen Auffassung des Raumes und der Zeit zutreffen. Aber schwerlich werden wir eine so klare und feine Unterscheidung der Begriffe dem alten Zenon zutrauen dürfen. Der Text des Aristot. und des Simpl. wenigstens berechtigt dazu in keiner Weise, ja er widerstrebt an manchen Stellen entschieden der Deutung des Verf. N. tritt nicht unbefangen an die Überlieferung heran, sondern legt ihr seine eigenen Gedanken unter. Ähnlich urteilt auch Brochard.

Dieser wendet sich gegen Tannery wie gegen Milhaud und Noel, die im wesentlichen mit jenem übereinstimmen. Zunächst bestreitet er Tannerys Behauptung, daß sich die Unbeweglichkeit des Seins bei Parm. auf das Universum als Ganzes, nicht auf die einzelnen Dinge beziehe, und beruft sich auf Platons Darstellung im Theaet. und Soph., wo jede Art von Bewegung dem Parm. abgesprochen wird. Ebensowenig enthalten die Texte etwas davon, daß Zenon gegen die begrenzte Pluralität der Pythagoreer gekämpft habe. Z. verteidigte nur die Thesen seines Meisters und richtete seine Argumente ganz allgemein gegen die, welche die Vielheit des Seins behaupteten, gleichviel, welche

*) Im Texte des Aristot. 239 b 5 ff. läßt N. die von Zeller gestrichenen Worte ἢ κινεῖται mit Brochard stehen. Seine oben angeführte Interpretation der Stelle scheint mir aber sprachlich unmöglich. Ich finde keine bessere als die von Zeller 599 f. unter Auslassung des ἢ κινεῖται gegebene.

Digitized by Google

Auffassung sie damit verbanden. Richtig ist, daß die Eleaten in die Philosophie den Begriff des Kontinuums eingeführt haben; aber sie haben davon keinen wissenschaftlichen Gebrauch gemacht; ihr Kontinuum ist unteilbar und unterscheidet sich nicht von der absoluten Einheit. Den Begriff der Zahl haben sie von den Dingen entfernt, aber nicht, um ihn für sich zu betrachten und wissenschaftlich anzuwenden, sondern um ihn gänzlich zu vernichten. Die Zahl ist für sie bloßer Schein und Täuschung, weil es keine wirkliche Vielheit giebt. — Gegen Noel bemerkt B., er setze an Stelle der Vorstellung der Bewegung eine ganz andere, nämlich die der Macht (puissance); er macht aus ihr „une idée rationelle". Stelle man sich auf den Standpunkt des Parm. und Zenon, so liege in den beiden ersten Beweisen gegen die Bewegung ebenso wenig etwas Sophistisches wie in den beiden letzten. Ich bemerke hier, daß man von Sophismen d. h. bewußten Trugschlüssen bei Z. überhaupt nicht reden darf, sondern nur von Fehlschlüssen (Paralogismen), die Aristot. und mit ihm Zeller nicht ohne guten Grund in den Beweisen des Eleaten gefunden haben. Im übrigen kann man den Ausführungen Brochards im wesentlichen nur beipflichten.

Gegen Noel wendet sich auch Évelin. Während Z. sich unter der Bewegung ein successives Einnehmen aneinander grenzender Orte vorstelle, schiebe ihm Noel statt dessen das fortgesetzte und unmerkliche Gleiten von einem Punkte zum anderen unter; das sei eine vom Hegelschen Geiste erfüllte Auffassung. Diese Hypothese des Werdens gebe uns nur einen Augenblick die Illusion, dem durch Z. gezogenen Zirkel entwischt zu sein; halte man dagegen an der begrenzten Teilung fest, so scheitere Zenons Beweisführung, während sie gegenüber den Anhängern der unbeschränkten Teilung unwiderleglich sei. E. sucht nun von diesem Standpunkt der begrenzten Teilbarkeit das Sophistische an den Beweisen vom Pfeile und vom Stadion darzuthun.

Lechalas stimmt Noel in der Widerlegung der „Dichotomie" bei, hält dagegen den „Achilleus" für wertlos, weil er dem ersten Beweise nichts Neues hinzufüge. In seinen Erörterungen über die beiden letzten Argumente bewegt er sich gänzlich in modernen Betrachtungen, ohne zur Erklärung der Beweise Neues beizubringen.

Die zweite Abhandlung von Milhaud ist ein verunglückter Versuch, Brochards Ansichten über die eleatische Bewegungslehre zu widerlegen. Seine Bemerkungen über den Sinn der Platostellen, an denen von dem eleatischen Sein die Rede ist, sind fast durchweg verfehlt. Besonders die Stelle Soph. 248 A hat er gröblich mißverstanden.

Ohne Zweifel ist aus diesem Streit der Meinungen Brochard, der sich in seiner Auffassung der eleatischen Lehre am meisten Zeller nähert, als Sieger hervorgegangen.

Digitized by Google

Auch in rein philosophischen Werken, besonders in den Lehrbüchern über Logik, werden gelegentlich die Zenonischen Argumente eingehender besprochen und auf ihren logischen Wert hin geprüft. Ich erwähne hier beispielsweise die klare und treffende Erörterung einzelner Argumente in Lotzes Logik 2. Aufl. (1880) S. 347 ff.

Von Fragmenten Zenons im strengen Sinne kann man eigentlich nicht sprechen. Nur an einigen Stellen führt Simpl. die Worte des Eleaten in direkter Rede an; daß aber auch diese Stellen nicht unmittelbar aus Zenons Schrift geflossen sind, ergiebt schon ihr rein attischer Dialekt. Einige wichtigere Vorschläge zur Verbesserung des Textes der Berichte bei Aristot. und Simpl. sind im Vorstehenden gelegentlich erwähnt worden.

6. Melissos.

275. F. Kern, Zur Würdigung des Melissos von Samos. In: Festschr. des Stettiner Stadtgymn. zur Begrüßung der 35. Philologenvers. Stettin 1880, Herrcke u. Lebeling. S. 1—24.

276. O. Apelt, Mel. bei Pseudo-Aristoteles. Jahrb. f. kl. Phil. 133 (1886) S. 729—766.

277. M. Offner, Zur Beurteilung des Mel. Archiv IV (1890) S. 12—33.

278. A. Pabst, De Melissi Samii fragmentis. Diss. Bonn 1889. 36 S. 8.

279. A. Chiappelli, Sui frammenti e sulle dottrine di Melisso di Samo. Roma 1890. 4. 39 S. (Sonderabdr. aus Memorie della R. Accad. dei Lincei, ser. 4a, vol. VI part. 1a S. 375—413.)

F. Kern, der schon in früheren Untersuchungen (s. zu No. 237) die Bedeutung des Parm. im Vergleiche zu Xenoph. und Mel. herabsetzt und in der Lehre des jüngsten Eleaten die konsequenteste Durchführung des eleatischen Gedankens zu erkennen geglaubt hatte, stellt sich auch in der vorliegenden Abhandlung auf diesen Standpunkt und sucht ihn in Bezug auf Mel. des Näheren zu begründen. Parm. hatte in seiner Ἀλήθεια den von Xenoph. erfaßten Einheitsgedanken seiner im Widerspruch mit ihm stehenden religiösen Bestimmungen entkleidet und mit schroffer Einseitigkeit durchgeführt, sich selbst aber der Halbheit und Inkonsequenz dadurch schuldig gemacht, daß er in seiner Δόξα, einem inneren Zwange der Gefühle folgend, neben seiner verstandesmäßigen Konstruktion des Alls eine davon gänzlich verschiedene Weltansicht, nicht etwa als ein müßiges Spiel der Phantasie, sondern im vollen Ernste stellte. Er kann demnach für uns nicht als der Typus des Eleatismus

Digitized by Google

gelten. Wenn ihn Aristot. im Gegensatze zu Mel. deshalb lobt, weil er die Einheit als eine begriffliche aufgefaßt habe, so kann er dabei nicht seine eleatische Grundlehre, sondern nur seine Naturphilosophie im Auge haben (?), und das Lob gilt nur seinem Abfall vom Eleatismus. Zenon hat dann mit scharfem Schwerte die Seinslehre des Parm. gegen die gewöhnliche Ansicht von der Vielheit und Bewegung verteidigt; aber seine Waffe war zweischneidig, und er hat die Selbstauflösung des Eleatismus, die später Gorgias vollzog, vorbereitet. Den letzten Versuch, auf eleatischen Voraussetzungen eine positive Weltauffassung zu gründen, machte Mel. Gegenüber dem abfälligen Urteile, das im Anschlusse an Aristot. die meisten Geschichtschreiber bis auf Zeller über ihn fällen, sieht K. einen erheblichen Fortschritt in der dogmatischen Gestaltung des Eleatismus darin, daß M., um die Einheit möglichst zu retten, die begrenzte Einzelgestalt des Seienden aufgab und seinem ὄν ausdrücklich die Eigenschaft der Unkörperlichkeit beilegte (Fr. 16), die Z. mit Unrecht nicht unter die wesentlichen Bestimmungen dieses ὄν aufgenommen hat. Der grobe Fehlschuß ferner von der Ewigkeit des Seienden auf seine räumliche Unendlichkeit, der ihm gewöhnlich zum Vorwurfe gemacht wird, ist einem sonst so klaren Denker (?) nach K. nicht zuzutrauen. Ihm galt vielmehr die Trennung dieser beiden Eigenschaften als ein für sein Denken unvollziehbarer Gedanke. Eine formelle Schwäche liegt allerdings in der Art, wie er seinen Gedanken darstellt: er erweckt den Schein eines Syllogismus, wo er ein Axiom hätte aufstellen sollen, das Axiom nämlich, daß das, was keinen Anfang hat, auch ohne Grenze ist. Diese Auffassung des Melissischen Beweisganges, die sich vornehmlich auf eine Stelle des Philoponos stützt, trifft den eigentlichen Kernpunkt dieses Beweisganges nicht; auch wird damit der Vorwurf, daß sich M. eines Paralogismus schuldig gemacht habe, nicht beseitigt, sondern nur in anderer Form wiederholt. Schließlich vermißt K. bei Zeller auch die wichtige Bestimmung, daß das Seiende ein ewig Gesundes und Kummerloses ist. Durch diese Kritik der Zellerschen Darstellung glaubt er sich den Weg zu folgender, von Aristot. nicht beeinflußten Auffassung der Hauptgedanken des M. gebahnt zu haben. Mit seinen eleatischen Vorgängern leugnet M. Werden und Vergehen, Vielheit und Veränderlichkeit des Seienden. Mit Parm. legt er ihm auch kein Wollen und Wirken bei. Verschieden von Xenoph. und Parm. faßt er es als räumlich unbegrenzt, weil der Raum unendlich ist und es kein Leeres giebt. Auch als körperlich kann er es nicht gelten lassen, weil kein Körperliches ohne Vielheit und Teilbarkeit möglich ist. Mit keinem Worte aber bezeichnet er das unkörperliche Seiende als denkend, was auch die Strenge des eleatischen Gedankens nicht zuließ (?). Wohl aber giebt er ihm die Bestimmung einer sich

Digitized by Google

ewig gleichen Empfindung und zwar einer jedem Schmerz, jedem Kummer enthobenen, d. h. der Seligkeit. Das Ewige und Eine ist also ein allgenügsamer, seliger, unendlicher Geist. Dieses System des M. ist in sich widerspruchsloser als das des Xenoph., befriedigender und zugleich scharfsinniger als das des Parm., positiver als das des Zenon. In seinem innersten Kerne aber ist es der späteren Mystik verwandt, wie sich denn seine Grundgedanken im Cherubinischen Wandersmann des Angelus Silesius wiederfinden. — Originalität läßt sich dieser Auffassung nicht absprechen. Auch hat der Gedanke, daß in dem letzten Eleaten die Einheitslehre ihren reinsten und schärfsten Ausdruck und ihre höchste Vollendung erreicht, unleugbar etwas sehr Bestechendes. In der That hat K. denn auch mehrfache Zustimmung gefunden. So schließt sich Gomperz Gr. D. 150 ff. im wesentlichen an ihn an. Indes vor einer unbefangenen Prüfung der Fragmente und der Zeugnisse des Aristot., deren Autorität einfach zu verwerfen hier wie bei den anderen Vorsokratikern unmethodisch ist, können die Kernschen Paradoxa nicht bestehen. Dem einen Fragment, in dem M. die Körperlosigkeit des ὄν behauptet, steht die sonst in den echten Fragmenten (s. u. zu No. 278) mit voller Bestimmtheit hervortretende Annahme eines räumlich Ausgedehnten und die aristotelische Kennzeichnung des Melissischen ὄν als eines ἓν κατὰ τὴν ὕλην entgegen; an eine Unterscheidung aber zwischen ὕλη und σῶμα im Sinne des Aristot. ist bei M. schwerlich zu denken. Richtig ist, daß er seinem ὄν die Fähigkeit, Schmerz und Kummer zu empfinden, absprach. Aber aus dieser rein negativen Bestimmung, die nur dem Zwecke diente, jede Art von Veränderlichkeit von dem Alleinen auszuschließen, folgt, wie Zeller 616, 1 bemerkt, keineswegs, daß er ihm eine sich ewig gleiche Empfindung der Seligkeit beilegte, so lange nicht erwiesen ist, daß er ihm überhaupt Empfindung zugeschrieben hat; das aber wird nirgends bezeugt und ist noch viel unwahrscheinlicher, als daß er das Denken von ihm aussagte; wenn K. das letztere besonders deshalb für unmöglich hält, weil das Denken selber nur als Prozeß, als Veränderung aufgefaßt werden kann, so spricht derselbe Grund erst recht gegen die Empfindung, die sicherlich unsteter und schwankender ist als das Denken. — Noch viel grundloser als Kerns Vermutungen sind übrigens die von Tannery Sc. hell. 262 ff., der den Sätzen des M. einerseits eine theologische Deutung giebt und ihn andererseits die Welt der Erscheinungen als ein von den unveränderlichen Gesetzen der Kausalität beherrschtes System räumlicher Bewegungen (!) auffassen läßt; s. Zeller a. a. O.

Apelt will gegenüber der „Voreingenommenheit" C. Vermehrens (Die Autorschaft der dem Aristot. zugesprochenen Schrift π. Ξενοφ. u. s. w. Jena 1861) im Anschlusse an F. Kern zeigen, daß der Abschnitt

Digitized by Google

über M. bei Ps.-Arist. das Gepräge besonnenen Nachdenkens trägt. Zu diesem Zwecke giebt er zunächst eine Inhaltsübersicht über die Darstellung der Lehre des M. bei Ps.-Ar. 974a 1—974b 8 sowie über die darauf folgende Widerlegung dieser Lehre. Daran schließt er eine „Erläuterung und Rechtfertigung" des Gedankenganges der Schrift, wie er ihn im Vorhergehenden festgestellt hat. Zu den Sätzen des M. bemerkt er u. a. folgendes: M. hat den Fehler des Schlusses von der zeitlichen Anfangs- und Endlosigkeit in dieser Plumpheit schwerlich begangen. Dies zeigen schon die Worte in Fr. 7: οὐ γὰρ ἀεὶ εἶναι ἀνυστόν ὅ τι μὴ πᾶν ἐστι, aus denen folgt: „was ewig ist, ist πᾶν, d. h. das ἀΐδιον' umfaßt die Allheit des Seienden; was aber alles ist, hat keine räumlichen Grenzen; sonst wäre es nicht πᾶν." Mag nun auch M. sich dieses Verhältnis nicht zu völliger Klarheit gebracht haben, so liegt doch der Gedanke daran seiner Beweisführung zu grunde. Hätte M. einen so plumpen logischen Fehler begangen, wie man gewöhnlich glaubt, so würde unser dialektisch so schlagfertiger Autor ihm das vorgerückt haben; das hat er aber nicht gethan, sondern im Gegenteil dem M. denselben Gedanken zugesprochen, der in Fr. 7 enthalten ist, wenn man mit A. 974a 11 so liest: εἰς ὃ γινόμενον ἐτέλευτησέ ποτε (πᾶν γάρ)· ἄπειρον <ὂ'> ὂν ἓν εἶναι. Dagegen sei hier nur kurz bemerkt, daß es noch viel auffälliger wäre, wenn Aristot. das Schlußverfahren des M. so gründlich mißverstanden hätte, wie A. annimmt. Übrigens ist die Apeltsche Lesung der Stelle bei Ps.-Ar. keineswegs sicher; Diels liest in seiner kürzlich erschienenen Ausgabe anders. — Sehr wertvoll sind Apelts Auseinandersetzungen über die verschiedenen Arten der Veränderung bei M. (974a 19 ff.). Beim μετακοσμεῖσθαι und ἑτεροιοῦσθαι vollzieht sich die Veränderung dadurch, daß das Eine zu Vielem wird, bei der μῖξις durch Verschmelzung des Vielen zu Einem. In diesem Begriffe der Mischung als einer inneren Verbindung und Durchdringung des Verschiedenartigen mußte M. eine weit ernstere Gefahr für seinen Standpunkt erblicken als in den beiden anderen Arten. Hätte er das, was wir chemische Mischung nennen, als einen realisierbaren Begriff zugegeben, so würde er in Verlegenheit gekommen sein, da er mit seinen Mitteln die Unverträglichkeit dieses Begriffes mit seinem Eins nicht hätte nachweisen können. Er schlug daher den Weg ein, daß er den Erfahrungsbegriff der Mischung als nichtig erwies. Zwei Versuche, die μῖξις wissenschaftlich zu definieren, fand M. vor: die Erklärung als σύνθεσις d. i. Zusammensetzung des Mannigfaltigen wie zu einer Einheit (er mochte dabei etwa an Gneis oder Granit denken) und die als ἐπιπρόσθησις d. i. Verflechtung nach Art einer verdunkelnden Verhüllung des Gemischten (wie etwa bei gebrannten Ziegelsteinen), von denen die zweite vielleicht, wie die Beziehung auf die ἐπάλλαξις anzudeuten scheint,

Digitized by Google

der atomistischen Schule entnommen ist. Die wahrhaft wissenschaftliche Definition als chemische Mischung und die scharfe Scheidung dieser von der mechanischen Verbindung findet sich erst bei Aristot.; Bonitz Aristot. Stud. I 67 ff. sucht sie fälschlich in den Worten bei Ps.-Ar. 974a 25: κινούμενα εἰς ἄλληλα. — Die Erläuterungen zu der Widerlegung der Lehre des M. müssen wir hier ebenso übergehen wie die zahlreichen Vorschläge zur Textgestaltung, die A. bald darauf in seine Ausgabe (s. No. 233) aufgenommen hat. — Eine von A. an Diels gesandte Berichtigung zu seiner Behandlung der Stelle 976a 14 bringt dieser in seiner Rezension der Abh. Archiv I 240 f. Vgl. auch die Besprechung bei Susemihl Fortschr. Bd. 50 S. 9.

Wie Apelt, so hält auch Offner es für undenkbar, daß ein aus der Schule der Eleaten hervorgegangener Mann wie M., der die ganze Bildung seiner Zeit in sich aufgenommen hatte [wie phrasenhaft!], ein Zeit- und Ideengenosse des haarspaltenden Zenon, der sich nach Laert. IX 24 der ungeteilten Hochachtung eines Heraklit erfreute (?!), jenen plumpen und naiven Fehlschluß begangen haben sollte. Er bemüht sich nun darzuthun, daß in Fr. 7 überhaupt nicht von der räumlichen, sondern nur von der zeitlichen Unbegrenztheit die Rede sei. Jenes Fr. enthalte vielmehr folgenden Gedankengang: „Von keinem Dinge kann man sagen, es sei ewig, wenn es sich nicht über das Ganze des Nacheinander ausdehnt und die ganze Vergangenheit und Zukunft, die diesen gegenwärtigen Moment umschließt, in sich faßt, d. h. wenn es der Zeit nach beschränkt ist.“ Aristot. richte seine Kritik auch gar nicht gegen jene vermeintliche Verwirrung der Begriffe des Zeitlichen und Räumlichen, sondern gegen die unstatthafte, weil vermittelst einer conversio simplex aus seinem Grundsatze: „Alles Gewordene ist angefangen“ gezogene Folgerung, daß auch alles Angefangene geworden sei; daraus habe er dann durch logisch richtige Kontraposition den Satz gewonnen: „Alles Nichtgewordene ist anfangslos —“; also, weil das All ungeworden ist, ist es auch anfangslos d. i. zeitlich unendlich. Diese Deutung soll sich nach O. aus Aristot. soph. el. 167b 13 ff. in Verbindung mit phys. 186a 8 ff. sowie aus Alexander zu der ersten und Simpl. zu der zweiten Stelle ergeben, während in den andern Stellen des Aristot. die Lehre des M. nur allgemein kritisiert werde, ohne Beziehung auf eine einzelne Behauptung; auch in der Stelle 186a 13 ff., die übrigens durch Einfügung einer Randglosse heillos verderbt scheine, werde jener logische Sprung nicht vorausgesetzt. Daß die übliche Auslegung der Argumentation des M. unrichtig ist, glaubt Verf. auch daraus schließen zu dürfen, daß M. nach Aristot. d. gen. 325a 13 ff. die räumliche Unbegrenztheit auf einem ganz andern Wege bewiesen hat. Der Grund dafür, daß die Fragmente diese Beweisführung übergehen, ist vielleicht

Digitized by Google

darin zu suchen, daß Simpl. eben jenen ungeheuerlichen Fehlschluß dem M. zuschrieb und sich die wirkliche Beweisführung darüber ganz entgehen ließ. — Diese Ausführungen Offners sind völlig haltlos: sie beruhen auf einer ganz unmöglichen Auffassung des Gedankenganges in Fr. 7. Was er dem M. zumutet, wäre eine reine Tautologie („ewig ist, was keinen Anfang und kein Ende hat), wie man sie selbst bei einem ungeübteren Denker, der M. doch wohl trotz all der schönen Redewendungen Offners bleiben wird, nicht voraussetzen darf. Richtig ist, daß Arist. a. a. O. ausdrücklich nur die falsche Konversion tadelt. Aber dieser Tadel wäre ungerechtfertigt, wenn jener Umkehrung des Urteils nicht der Sprung vom Zeitlichen aufs Räumliche zu grunde läge; denn sobald man die beiden Begriffe des γενόμενον und des ἀρχὴν ἔχον zeitlich faßt, sind sie ja identisch, und in diesem Falle wäre die Konversion durchaus erlaubt. Auch aus Simpl. phys. 102 ff. geht dieser Thatbestand deutlich hervor. Sehr bedenklich ist auch in Offners Ausführungen, daß er Aristot. soph. el. 181a 27, wo der falsche Schluß von dem ἀγέννητον auf das räumliche ἄπειρον deutlich dem M. beigelegt wird (dasselbe ist übrigens auch 167b 13 der Fall, was O. übersehen hat) eine Interpolation annimmt. Das ist eine sehr wohlfeile Art, ein unbequemes Zeugnis zu beseitigen. Vgl. Zeller 609, 2. Schließlich sei bemerkt, daß die Stelle 186a 13 ff., in der O. eine ähnliche Verfälschung zu sehen glaubt, mit Hülfe der Erläuterung bei Simpl. 105 ff. ohne jede Änderung in befriedigender Weise erklärt werden kann.

Die soeben besprochenen Arbeiten, auch noch die von Offner, gehen alle von der Voraussetzung aus, die vor dem Erscheinen der Dissertation von Pabst allgemein angenommen wurde, daß die 17 in der Mullachschen Sammlung enthaltenen Bruchstücke sämtlich der Schrift des M. entstammen. Man hatte bei dieser Voraussetzung den merkwürdigen Umstand, daß der hauptsächliche Inhalt der Fr. 1—5 in 6—14 wiederkehrt, so erklärt, daß die letztgenannten Bruchstücke eine von M. an späterer Stelle gegebene genauere Ausführung der im Anfange seines Werkes aufgestellten Grundsätze bieten. Die mehr oder minder offen hervortretenden Unterschiede und Widersprüche zwischen den einander entsprechenden Fragmenten waren teils unbeachtet geblieben, teils durch künstliche Interpretation verdeckt oder notdürftig ausgeglichen worden. Dies alles erscheint jetzt als verlorene Liebesmüh, seitdem Pabst erkannt und in seiner Arbeit mit unwiderleglichen Gründen nachgewiesen hat, daß die ersten 5 Fr., die reichlich ein Drittel des Ganzen ausmachen, nicht den Text des M. selbst enthalten, sondern eine Paraphrase der echten Fr. 6—14, die den Grundgedanken dieser nicht unwesentlich verändert und die einfache und logisch noch wenig durchgebildete Darstellung des alten Philosophen in die den Späteren

Digitized by Google

geläufige schulgerechte Art der Beweisführung und des sprachlichen Ausdruckes umsetzt. P. geht sehr behutsam und methodisch zu Werke. Er vergleicht zunächst die beiden ausführlichsten Fragmente 5 und 14 miteinander, erweist den späteren Ursprung jenes, den melissischen dieses und wendet die so gewonnenen festen Unterscheidungsmerkmale, zu denen auch die Abwesenheit aller Ionismen in Fr. 4 bis auf einen aus dem echten Fr. 11 herüber genommenen gehört, mit gleichem Erfolge auf die übrigen Fragmente beider Gruppen an. Die ganze Beweisführung ist so klar und zwingend und zugleich so einfach und ungekünstelt, daß man sich wundert, wie ein so zweifelloser Thatbestand so lange verborgen bleiben konnte. — Dieser Entdeckung Pabsts haben rückhaltslos beigestimmt Zeller 606, 1, Diels Arch. IV H. 1, Lortzing Berl. Ph. Wschr. 1891, 360 ff. Vgl. auch die Rezensionen von P. Häberlin, W.-Schr. f. kl. Ph. VII 263 ff. und Natorp Philos. Monatsh. 27, 221 f. Burnet, der vor P. selbständig zu dem gleichen Ergebnis gelangt war, weicht S. 334 ff. nur darin von ihm ab, daß er den Anfang von Fr. 1 für melissisch hält, weil er ihm durch den Anfang der Schrift de Mel. bezeugt zu sein scheint. Auch glaubt er nicht mit P., daß Simpl. selbst die Paraphrase verfaßt, sondern daß er einen von Alexander aufbewahrten Auszug aus Theophrasts Δόξαι benutzt hat, und schlägt daher vor, Fr. 1—5 den Doxographen einzufügen.

Die Folgerungen, die sich aus der Verwerfung der Fr. 1—5 ergeben, hat zum guten Teile P. selbst in seiner Abhandlung gezogen. So zerfällt die Behauptung Bäumkers, in der er sich mit Tannery begegnet, die Eleaten hätten nicht jede Bewegung, sondern nur die des gesamten Alls geleugnet, mit der Anerkennung der Unechtheit von Fr. 1 in nichts. Auch die Ansicht Kerns und anderer Forscher, M. habe sein ὄν unkörperlich gefaßt, findet, wie bereits zu No. 275 bemerkt worden ist, in den echten Fragmenten mit Ausnahme eines (Fr. 16) keine Stütze. Wie über jene eine Ausnahme zu urteilen ist, läßt sich schwer entscheiden. Zellers Vermutung (611, 1), daß in den Anfangsworten εἰ μὲν ὂν εἴη, denen ein εἰ δὲ μὴ ὄν entsprochen haben müsse, als Subjekt nicht das wahre ὄν der Eleaten, sondern ἕκαστον τῶν πολλῶν zu denken sei (ähnlich auf Bäumker und Burnet), hat etwas für sich; aber Sicheres läßt sich bei der Abgerissenheit des Bruchstücks darüber nicht ausmachen; fest steht nur, daß Simpl. hier und an einer anderen Stelle (87, 6) das Fragment auf das eleatische Eine bezieht. Übrigens schwankt die Überlieferung des Textes, und Pabst und Burnet, die mit cod. E F bei Simpl. 110, 1 εἰ μὲν οὖν εἴη lesen, haben damit vielleicht das Richtige getroffen. Eine Bestätigung dieser Lesung glaubt P. in einem von Mullach trotz einer Hinweisung von Brandis übergangenen Fr. zu finden, das bei Simpl. d. cael. 557, 16 f. steht: εἰ γὰρ εἴη, ἓν ἂν εἴη.

Digitized by Google

εἰ γὰρ δύο εἴη, οὐκ ἂν δύναιτο ἄπειρα εἶναι, ἀλλ' ἔχοι ἄν πείρατα πρὸς ἄλληλα. Das von diesem etwas abweichende Fr. 10: εἰ μὴ ἓν εἴη, περανεῖ πρὸς ἄλλο hält P. nicht für ein wörtliches Citat, sondern für die kurze Formulierung der Ansicht des M. durch Simpl. Indes scheint mir gerade die kurze, unbehülfliche Fassung auf echten Ursprung hinzuweisen, wofür auch der Umstand spricht, daß Eudemos in seiner bei Simpl. sich anschließenden Widerlegung die Form περανεῖ wiederholt. — Den oberen mehrfach bewährten Schluß vom Zeitlichen aufs Räumliche dürfen wir in seiner originalen Form jetzt nur noch in Fr. 7 suchen, während in Fr. 2 die Simplicianische Fassung vorliegt, die zwar kürzer, aber weit schulgerechter ist. Überhaupt rechtfertigen die echten Bruchstücke vollauf das Urteil des Aristot., der Mel. ebenso wie Xenoph. im Vergleich zu Parm. μικρὸν ἀγροικότερος nennt. — Den Schluß der Pabstschen Abhandlung bildet ein Epimetrum, in dem die schwierige Stelle bei Parm. Fr. 8, 5 ff., besonders v. 12 scharfsinnig, aber kaum zutreffend behandelt wird (s. Diels Parm. 76 und oben No. 250).

Chiappellis Arbeit verfolgt nach der von ihm selbst in den Rendiconti der Accad. dei Lincei vol. V sem. 2 gegebenen Übersicht den Zweck, nachzuweisen, daß die Polemik des M. gegen die gleichzeitigen physikalischen Doktrinen eine bemerkenswerte Originalität des Denkens zeigt. Aus Fr. 17 ergiebt sich, daß M. den Widerspruch zwischen dem heraklitischen Gesetze des beständigen Flusses und der pluralistischen Lehre der übrigen Physiker meisterhaft aufgedeckt hat. Nach der von uns unter No. 276 besprochenen Stelle Ps.-Arist. 974a 19 ff. hat er ferner auch eine mit der Einheit verknüpfte Mehrheit, eine μῖξις, wie er sie bei Anaxagoras und Empedokles vorfand, in ihren beiden Formen der σύνθεσις und ἐπιπρόσθησις geleugnet. — Bei Besprechung des Schlusses von der Ewigkeit auf die Unbegrenztheit zeigt Ch., daß das ἄπειρον des ὄν bei M. einerseits die Negation der Existenz anderer Seienden außerhalb des einen Seins, d. i. die Totalität der von ihm im Raum umfaßten Dinge (vgl. Parm.) und andererseits das reale, gleichförmige Kontinuum bezeichnet, das jede innere Unterscheidung und Begrenzung ausschließt (ähnlich nach Tannerys Annahme bereits Anaximander). Damit hängt die Kritik des Begriffes κενόν bei M. zusammen. Der alten und rohen pythagoreischen Anschauung vom Leeren als der von der Welt eingeatmeten Luft schloß sich wahrscheinlich noch Leukipp an, während der noch dem Anaxagoras unbekannte wissenschaftliche Begriff des absoluten Leeren zuerst von Demokrit fixirt worden ist. Die Kritik des M. bezieht sich wahrscheinlich noch auf die ältere Lehre, die schon von Parm. und Emped., wenn auch weniger lebhaft, bekämpft worden war. — Aus der festgestellten Auffassung des ἄπειρον folgt, daß die gewöhnliche (?) Annahme, M. habe

Digitized by Google

sich das Sein als etwas Unkörperliches und seine Einheit als eine ideale vorgestellt, falsch ist. Fr. 16, das man so deutet, enthält nicht Melissos' eigene Worte, sondern eine irrtümliche Auslegung einer Stelle bei Ps.-Arist. durch Simpl. Andere Stellen beweisen, daß M. kein Idealist war, sondern den überlieferten Realismus seiner Schule und dem allen vorsokratischen Physikern gemeinsamen Naturalismus treu blieb. — Die Art, wie Ch. diese Thesen ausführt und zu beweisen sucht, ist interessant und geistvoll, aber unmethodisch. Er kennt zwar die Untersuchung von Pabst und beruft sich auch mehrfach auf ihn. Aber wie flüchtig er ihn gelesen hat, zeigt die Behauptung S. 25, 1: P. habe bewiesen, daß Fr. 5 die Argumentation des M. mit größerer Treue wiedergeben als Fr. 14, während jener in Wahrheit gerade das umgekehrte Verhältnis nachgewiesen hat. Und dies ist nicht etwa ein vereinzeltes Versehen, sondern die Fr. 1—5 werden nach wie vor ohne Bedenken so citiert, als ob sie von M. selbst herrührten. Auch den Angaben der Schrift d. Mel. gegenüber läßt er es an der nötigen Vorsicht fehlen. Dazu kommt, daß auch da, wo er auf zuverlässiger Überlieferung fußt, seine Interpretation oft nicht frei von Willkür ist und sich durch vorgefaßte Meinungen beeinflussen läßt. Zu diesen gehört namentlich die, daß bei M. der kritisch-polemische Teil den dogmatischen überwogen habe und daß er wie Parm. der 'Αλήθεια eine Δόξα habe folgen lassen. Dieser phantastischen Hypothese steht die Thatsache entgegen, daß alle unsere Fragmente außer dem 17., das allerdings einen gegen die Gültigkeit der sinnlichen Wahrnehmung gerichteten ausführlichen Beweis enthält,*) das Seiende direkt bestimmen, wenn auch in der Beweisführung vielfach indirekt verfahren wird. Daß M. auf die zeitgenössische Philosophie Rücksicht nahm, ist selbstverständlich und zeigt sich nicht nur in Fr. 17, sondern auch sonst, z. B. in Fr. 14; aber auf eine förmliche Zweiteilung und gar auf ein Überwiegen des kritischen Teils weist keine Spur hin. Daß M. in Fr. 17 die Bewegungslehre Heraklits vor Augen gehabt hat, ist möglich; aber sicher hat er sich dann nur auf ihn bezogen, um ihn zu bekämpfen, nicht aber kann er von ihm in seiner eigenen Auffassung beeinflußt worden sein, und vollends undenkbar ist, daß er, wie Ch. behauptet, die beständige Beweglichkeit und Veränderlichkeit der Dinge anerkennt, die er vielmehr, wie er als strenger Eleat auch gar nicht anders kann,

*) In seinen Bemerkungen über den Inhalt dieses Fr. berührt sich Ch. teilweise mit den Ausführungen von Gomperz „die Apologie der Heilkunst" (vgl. Gr. D. 135), der indes den in der Schrift περὶ τέχνης bekämpften λόγος des M. genauer bestimmt; er erkennt ihn in den Worten: μήτε ὁρᾶν τὰ ἐόντα μήτε γινώσκειν (über die Umstellung s. u. zum Texte der Fr.).

Digitized by Google

in mehreren Fragmenten bestimmt leugnet und in Fr. 17 selbst als bloßen Schein (δοκέει) bezeichnet. Nun hat freilich Ch. in seiner Selbstrezension (Archiv VII 552 ff.) Zeller, der S. 613, 1 diese Behauptung zurückweist, beschuldigt, seine Ausführungen mißverstanden zu haben; er habe nur zeigen wollen, daß M. die Unvereinbarkeit der Annahme von der Veränderlichkeit der Sinnenwelt mit der der Vielheit nachgewiesen habe. Aber dann hat er sich sehr mangelhaft ausgedrückt; der klare Wortlaut der oben angeführten Stelle seiner Abhandlung rechtfertigt Zellers Auffassung. Auch was Ch. in eben jener Rezension zur Widerlegung der von Zeller 609 f. gegen seine Ausführungen über den melissischen Fehlschluß erhobenen Einwendungen beibringt, ist nicht überzeugend. Völlig verfehlt endlich ist der Versuch, in der Auffassung des Leeren zwischen Leukipp und Demokrit einen wesentlichen Unterschied festzustellen und jenem die kindliche Annahme eines lufterfüllten Leeren aufzubürden. — Vgl. auch Natorps Besprechung der Abhandlung Philos. Mon.-H. 1891, 476).

Zum Texte der Fragmente. Zu den bei Simpl. ad phys. erhaltenen Fr. 6—16 (1—5 scheiden nach Pabst aus) sind folgende Änderungen des früheren Textes (bei Brandis comm. Eleat. 186 ff. und Mullach fr. ph. gr. I 261 ff.) zu verzeichnen. In Fr. 6 schreibt Diels 162, 25 im Texte nach den Hss: †εἰ τύχοι νῦν μηδὲν ἦν, οὐδαμὰ ἂν γένοιτο οὐδὲν ἐκ μηδενός und verbessert an Stelle der verderbten Anfangsworte: ὅτε τοίνυν μηδὲν ἦν; Schultess (R. u. Pr.) εἰ τοίνυν τύχοι μηδὲν ἐόν. — Im Anfang von Fr. 7 ist jetzt nach der einstimmigen Überlieferung an drei Stellen des Simpl. (41, 12, 31 und 109, 20) der auf der abweichenden Fassung an der vierten Stelle (29, 22) beruhende frühere Text so zu ändern: ὅτε τοίνυν οὐκ ἐγένετο, ἔστι δέ, ἀεὶ ἦν καὶ ἀεὶ ἔσται. Ebd. ist mit Diels zweimal statt γινόμενον zu schreiben: γενόμενον. Ebd. schr. nach den Hss: εἰ δὲ μήτε ἤρξατο μήτε ἐτελεύτησε ἀεί τε ἦν καὶ ἀεὶ ἔσται, οὐκ ἔχει (ἔχον Br. u. Mull.) ἀρχὴν οὐδὲ τελευτήν. Am Schluß schreibt Zeller 610: ὅ τι μὴ πᾶν ἔστι (st. ἐστι) = was nicht ganz ist. — Zu Fr. 9 vermutet Diels, daß die sich bei Simpl. 110, 4 anschließenden Worte: ὥστε τὸ μὴ ἔχον ἄπειρόν ἐστιν gleichfalls dem M. zugehören. — Fr. 11: ἀπολλύοιτο st. ἀπόλοιτο Diels. Derselbe οὔτε ἀλγεῖ οὔτε ἀνιᾶται st. ἀλγέοι und ἀνιῷτο nach den Hss und τριχῇ μιῇ μυρίοις ἔτεσιν (st. τρισμυρίοις bei Br. u. M.) gleichfalls nach d. Hss (ebenso Heiberg bei Simpl. d. cael. 113, 21). Ὀλεῖται ἄν Diels nach d. Hss st. ὄλοιτο ἄν; Schultess ὀλεῖσθαι ἄν. — Fr. 13: ἀλγέοι zweimal statt ἀλγεινόν Diels nach d. Hss; ebenso οὐδὲ ἔχει st. οὐδ' ἂν ἔχοι (Zeller οὐδὲ ἔχοι, Schultess u. Wellmann: οὐδὲ ἔχειν). — Fr. 16: εἰ μὲν ὂν εἴη Diels nach a D (Mull. nach Brandis ἐὸν ἔστι); wahrscheinlich ist mit cod. E F οὖν εἴη zu schreiben (s. o. zu No. 278). Καὶ οὐκέτι

Digitized by Google

ἓν εἴη Diels nach DE bei Simpl. 87, 7 (st. ἂν εἴη Br. u. M. mit a F). — In dem bei Simpl. d. cael. 558, 21 ff. Heib. und zum Teil bei Euseb. pr. ev. XIV 7 erhaltenen Fr. 17 χρή im Anf. u. am Ende Heiberg nach d. Hss st. χρῆν. In den überlieferten Worten ὅτε σίδηρος σκληρὸς ἐὼν τῷ δακτύλῳ κατατρίβεσθαι ὁμοῦ ῥέων, wo Kern S. 22 entweder ὁμοῦ im Sinne von „ebenso wie, beinahe, gleichsam" fassen will oder οὗον vorschlägt, während Heiberg <καὶ> ὁμοῦ ῥέειν vermutet, ist wahrscheinlich mit Zeller 613, 1 zu verbessern: ὑπ' ἰοῦ ῥέων. Die Worte μήτε ὁρᾶν μήτε τὰ ἐόντα γινώσκειν stellt Gomperz Apol. der Heilk. 167 so um: μήτε ὁρᾶν τὰ ἐόντα μήτε γινώσκειν (s. o.). Statt πολλὰ ἀΐδια schreibt derselbe (Beitr. IV 15) ἴδια. Statt ὀρθῶς ὁρέομεν Heiberg nach d. Hss ἑωρῶμεν; am Schluß derselbe st. εἰ πολλὰ ἦν nach den Hss εἴη.

E. Herakleitos.

1. Zur Quellenforschung.

280. A. Patin, Quellenstudien zu Heraklit. Pseudohippokratische Schriften. Sonderabdr. aus d. Festschrift f. Urlichs. Würzburg 1881. 37 S.

281. G. P. Weygoldt, Die pseudohippokratische Schrift π. διαίτης. Jahrb. f. kl. Ph. 125 (1882) S. 161—175.

282. E. Pfleiderer, Die pseudoheraklitischen Briefe und ihre Verfasser. Rh. M. 42 (1887) S. 153—163.

283. E. Pfleiderer, Heraklitspuren auf theologischem, insbesondere altchristlichem Boden, inner- und ausserhalb der kanonischen Litteratur. Jahrb. f. prot. Theol. 14 (1887) S. 177—218.

284. J. Dräseke, Patristische Herakleitosspuren. Arch. VII (1894) S. 158—172.

285. J. Dräseke, Herodot und Heraklit. Wschr. f. kl. Ph. 1894 S. 136—138.

286. Fr. Lommer, In quantum Euripides Heracliti auctoritatem susceperit. Pr. d. Studienanst. Metten 1878/79. 36 S. 8.

287. R. v. Scala, Die Studien des Polybios. I. Stuttgart 1890.

Patin sucht nachzuweisen, daß in dem pseudohippokratischen Buche π. τροφῆς, das an einer Stelle (S. 24 Kühn) unzweifelhaft Heraklits Worte: ὁδὸς ἄνω κάτω μία (Fr. 69) unverfälscht erhalten hat, sich auch sonst deutliche Spuren heraklitischen Ursprungs und an einzelnen Stellen auch Reste von Heraklits Sprache finden. So ist der Satz c. 9: ἀρχὴ δὲ πάντων μία καὶ ἡ αὐτὴ τελευτὴ καὶ ἀρχή der reinste Ausdruck von

Digitized by Google

Heraklits Lehre (vgl. Fr. 70). Die Vergleichung mit Porphyr. (s. Bywater z. d. St.) ergiebt hier, daß H. selbst sich des Bildes vom Kreise bedient hatte, das ihm zugleich Symbol der Flußlehre und der Ewigkeit, des Feuers war. [Dies hatte bereits Schuster erkannt, der die Worte ἐπὶ κύκλου περιφερείας mit zu dem Fr. zieht, und Gomperz „Zu Heraklits Lehre" S. 144 schließt sich ihm an, ebenso Diels in seiner kürzlich erschienenen Ausgabe Heraklits Fr. 103 unter Vergleichung von Parmen. 3, 1.] Auch der Satz c. 15: φύσις ἐξαρκέει πάντα πᾶσιν wird als heraklitisch gestützt durch Fr. 91, wo nach P. vielleicht aus Ps.-Hipp. πάντα zwischen ἐξαρκέει und πᾶσιν einzusetzen ist. Ebenso sind die Worte p. 20 K.: ξύρροια μία, ξύμπνοια μία, ξυμπαθέα πάντα echt heraklitisch (?), während das darauf Folgende nicht mit Bernays für H. in Anspruch genommen werden darf. Das Ergebnis ist, daß der Verf. von π. τροφῆς eine, wenn auch bescheidene Zahl, neuer Fragmente und neuer Zeugnisse für Heraklits Lehre bietet, sowie, daß er sich fortwährend auf H. bezieht, dessen Philosophie er sich durchaus zu eigen gemacht hat. Ob P. berechtigt war, aus einer verhältnismäßig doch nicht großen Zahl zweifellos heraklitischer Anklänge diesen Schluß zu ziehen, soll hier nicht geprüft werden. Durchaus nicht einverstanden aber kann man mit ihm sein, wenn er weiterhin in dem Verf. von π. τρ. denselben Mann zu erkennen glaubt, der das Buch π. διαίτης geschrieben hat. Als Beweis dafür gilt ihm außer einigen Stellen, die auf dieselben Bruchstücke Heraklits zurückgehen, der Umstand, daß in π. δ. der Ephesier in ähnlicher Weise benutzt worden sei wie in π. τρ. Daß jener H.s Stil nachgeahmt und vielfach auch heraklitische Gedanken aufgenommen hat, kann heutzutage als feststehend betrachtet werden. Wir werden auf die Vergleichungspunkte, deren Verf. hier einige hervorhebt, bei Besprechung seiner „Heraklit. Beispiele" näher eingehen.*) Aber eins muß schon hier gesagt werden: P. geht in der Aufspürung heraklitischer Beispiele viel zu weit, und es ist ihm nicht gelungen, zu beweisen, daß nach Ausscheidung der Zusätze des Diätetikers, die eine Übertragung der Physik H.s auf den menschlichen Organismus enthalten, alles, was übrig bleibt, ein echter Rest dieser Physik sei. Ja, er setzt sich mit dieser so zuversichtlich ausgesprochenen Behauptung selbst in Widerspruch, wenn er zum Schluß bemerkt, allerdings bleibe noch zu untersuchen, ob der Verf. wirklich, wie Zeller behauptet, H.s Lehre mit anderen wesentlich fremden Elementen verquickt hat. Aber mögen auch der Beziehungen der Schrift π. δ. auf

*) Erwähnt sei nur, daß P. aus d. diaet. 1, 15 den nach seiner Ansicht verstümmelten Schluß von Fr. 58 (s. indes jetzt Diels in seiner Ausg.) durch Hinzufügung von ἀπαλλαττοντες oder ἀφαιρέοντες zu heilen sucht.

Digitized by Google

H. bei dem Diätetiker noch so viele sein, so folgt daraus doch noch lange nicht, daß sie mit der π. τρ. einen gemeinschaftlichen Verfasser hat. Um dies wahrscheinlich zu machen, müßte eine durchgehende und auffallende Übereinstimmung in der Benutzung der gemeinsamen Quelle erwiesen sein, was in der vorliegenden Abhandlung nicht geschehen, ja nicht einmal versucht worden ist. Zu bemerken ist noch, daß P. auch in der pseudoaristotelischen Schrift π. κόσμου mehrere aus H. geschöpfte Beispiele, die zum Teil auch der Diätetiker verwertet hat, gefunden zu haben glaubt, ohne jedoch daraus auf eine Identität der beiderseitigen Verfasser zu schließen, was sich auch in diesem Falle aus verschiedenen Gründen verbot.

Die Schrift π. διαίτης ist auch sonst während der Berichtszeit mehrfach Gegenstand der Untersuchung gewesen, die sich jedoch vorwiegend auf einen Teil des philosophischen Abschnittes im 1. Buche (c. 3—32) beschränkt hat. Nachdem zuerst J. M. Gesner i. J. 1752 erkannt hatte, daß in diesem Abschnitt heraklitische Aussprüche enthalten sind, war im Verlaufe des 19. Jahrhunderts in den Forschungen über H. (Bernays, Lassalle, Schuster) wie in denen über Hippokrates (Petersen, Littré, Ermerins) das Verhältnis des Diätetikers zu früheren Philosophen, insbesondere zu H. besprochen worden. Von allen diesen Erörterungen hat eine größere Bedeutung nur die von J. Bernays, der in seinen Heraclitea p. I Bonn 1848 (wiederholt in „Gesammelte Abhandlungen", herausg. v. H. Usener B. I Berlin 1885 S. 1—36*)) zum ersten Male den heraklitischen Anteil auszuscheiden gesucht hat, welchen er für ziemlich bedeutend hält. Dieser Standpunkt ist für die Späteren maßgebend gewesen, während sie im einzelnen vielfach voneinander abweichen. Nachdem Schuster „Herakl. v. Eph." 1873 S. 99 ff. eine weitgehende direkte Benutzung durch den Diätetiker angenommen, dabei aber die Entstehung des Buches in die Zeit nach Aristot.

*) Usener hat aus Bernays' handschriftlichem Nachlaß an verschiedenen Stellen Ergänzungen hinzugefügt. S. 21, 3 werden die Worte διαλεγόμενα οὐ διαλεγόμενα (c. 11) unter Zurückweisung einer Konjektur Geels so übersetzt: discreta non discreta. S. 23, 1 werden Fr. 98 und 99: „Der Mensch ein Affe Gottes" näher erläutert und auf Marc. Antonin. IV 16 verwiesen (vgl. Bywater zu Fr. 98). S. 27, 1 wird zu Sext. math. VII 130 (vgl. 350) eine Stelle bei Tertullian angeführt, aus der hervorgeht, daß Sextus ebenso wie Philon die ὀπαί d. i. die Löcher einer Pfeife mit den θυρίδες verwechselt hat. Das Argument dient dazu, die Einheit der Seele zu beweisen. S. 33 wird in dem Spruche des Bias οἱ πλείστοι κακοί unter Verweisung auf Sext. hyp. III 65 und math. X 45 bemerkt, H. habe in Fr. 102 deshalb den Bias den übrigen Philosophen vorgezogen, weil er die Bewegung erkannte. S. jedoch Zeller 111, 4 über die Unglaubwürdigkeit der Angaben des Sextus.

Digitized by Google

gesetzt hatte, ging Teichmüller in seinen „Neuen Studien zur Geschichte der Begriffe" (s. u.) näher auf diese beiden Punkte ein. Im 3. Kap. des 1. Heftes dieser Studien (1876): „Über die Abfassungszeit der Schrift de diaeta" bemerkt er zunächst gegen Schuster, der in der Schrift manches zu lesen geglaubt hatte, was nach Aristot. schmecke, er habe nichts dergleichen entdeckt; vielmehr habe umgekehrt Aristot. das Buch gelesen und sich einiges daraus angeeignet. Auch Platon, von dessen Ideenlehre Schuster Spuren bei dem Diätetiker gefunden haben wollte, sei diesem unbekannt, und ebensowenig kenne er die Atomenlehre noch auch die neuen Begriffe des Anaxagoras (νοῦς, σπέρματα) und des Empedokles (πόροι). Dagegen setzte er H. voraus, an den eine Menge Stellen erinnerten; aber er sei kein Heraklitier; denn während H. alles aus dem Feuer erkläre, habe er zwei entgegengesetzte Prinzipien, Feuer und Wasser, und die beste Seele sei bei H. die trockene, bei dem Diätetiker die feuchte. T. glaubt hiernach annehmen zu dürfen, daß der Diätetiker ein jüngerer Zeitgenosse H.s, der als praktischer Arzt von der metaphysischen Frage, ob das Feuer Prinzip sei, Abstand nahm und sich an dem heraklitischen Grundsatze von den Gegensätzen und ihrer Harmonie genügen ließ. T. bestreitet dann die von Zeller in den früheren Auflagen der „Philos. d. Gr." ausgesprochene Ansicht, daß der Gegensatz des warmen und trockenen Feuers und des kalten und feuchten Wassers die spezifisch aristotelische Elementenlehre voraussetze, und wendet sich ebenso gegen die Behauptung Zellers, der Satz des Diätetikers, daß nichts zu grunde gehe oder entstehe, weise auf Anaxagoras zurück; er könne sich darin auch an Xenophanes angeschlossen haben. Auch der Gegensatz zwischen φύσις und νόμος, den Z. bei dem Diätetiker auf Demokrit und die Sophisten zurückführe, habe sich schon von Xenophanes an ausgebildet. Unter den ἑπτὰ σχήματα endlich (c. 23), aus denen Zeller geschlossen hatte, daß die Schrift nach der Einführung des ionischen Alphabets in Athen geschrieben worden sei, müsse man nicht notwendig Buchstaben verstehen; vielleicht habe man dabei nur an die gleich darauf aufgezählten σχήματα αἰσθήσεως zu denken, zumal da das καί vor ἡ αἴσθησις [αἱ αἰσθήσεις Diels mit cod. θ] zweifelhaft sei. [Aber weder Bywater noch Diels vermerken bei καί irgend eine Variante.]

Gegen diese Ausführungen hat sich Zeller in der 4. Aufl. 633 ff. (= 694 ff.[5]) gewendet. Er gesteht zu, daß sich in der Schrift keine Spuren von dem Vorhandensein der platonischen und aristotelischen Philosophie finden, und daß er mit Unrecht eine Bekanntschaft des Verfassers mit der Elementenlehre des Aristot. angenommen habe. Im übrigen aber widerlegt er mit siegreichen Gründen die Einwendungen Teichmüllers. Die von Z. behauptete Verschiedenheit in der Behandlung

Digitized by Google

des Stoffes und im Stil von den philosophischen Fragmenten des 5. Jahrhunderts ist freilich kaum als ein entscheidendes Argument anzusehen, wenn auch nicht geleugnet werden kann, daß die große Ausführlichkeit der Darstellung und das unverkennbare Streben nach empirischer Vollständigkeit in der frühen Zeit, der T. die Schrift zuweist (um die Mitte des 5. Jahrhunderts), auffallend erscheinen würden. Dagegen bemerkt er mit vollem Rechte, daß wir der Zurückführung des Entstehens auf die Verbindung, des Vergehens auf die Trennung unentstandener und unvergänglicher Stoffe, wie sie uns bei dem Diätetiker entgegentritt, nicht vor Leukipp, Emped. und Anaxag. begegnen, und daß es aller Wahrscheinlichkeit widerspreche, einem Kompilator, dem es an Schärfe und Folgerichtigkeit so gänzlich fehle wie dem Verf. von π. ὁ., aller sonstigen Überlieferung des Altertums zuwider die Erfindung einer so grundlegenden Lehre zuzuschreiben, für die ihm doch nur die Voraussetzungen bei Parmen. (nicht, wie T. will, bei Xenophanes) gegeben waren. Die völlige Unhaltbarkeit der Hypothese T.s aber ergiebt sich aus der von Z. nachgewiesenen Thatsache, daß eine ganze Reihe von Stellen der Schrift nicht nur in den Gedanken, sondern auch im Wortlaut mit den uns erhaltenen Fragmenten des Anaxag., Emped. und Demokrit eine Übereinstimmung zeigen, die nur durch Entlehnung erklärt werden kann. Die Zahl dieser von Z. erkannten auffallenden Anklänge ließe sich bei genauer Durchsicht der betreffenden Abschnitte in π. ὁ. leicht vermehren. So wird z. B. in c. 6 von dem Naturgesetze Demokrits, daß sich Gleiches zu Gleichem gesellt, eine Anwendung gemacht, die der Anschauung H.s völlig zuwiderläuft, dagegen mit dem bekannten erkenntnistheoretischen Grundsatze des Emped. im Einklange steht. Dazu kommt, daß das in c. 28 über die Seele Gesagte auf die aus Feuer und Wasser zusammengesetzte ψυχή des Diätetikers schlecht paßt, während der entsprechende Satz bei Anaxag Fr. 8 durch dessen Grundanschauung gefordert war. Damit ist erwiesen, daß der Verf. von π. ὁ. die Physiker des 5. Jahrhunderts bis auf Demokrit herab vor Augen hatte. Selbst der Satz, auf den er sich so viel zu gute thut, daß alle Dinge aus Feuer und Wasser gemischt seien, ist, wie Z. weiter ausführt, nicht sein Eigentum, sondern dem Archelaos entlehnt, dem er zum Teil auch darin folgt, daß er dem Feuer das Bewegungs-, dem Wasser das Ernährungsvermögen beilegt. Aus alle dem schließt Z., daß π. ὁ. das Werk eines Arztes aus den ersten Jahrzehnten des 4. Jahrhunderts sei, das wahrscheinlich in Athen von einem Ionier verfaßt wurde. Dazu passen auch die Ausführungen über die 7 σχήματα, mit denen, wie Z. auch jetzt noch überzeugt ist, nur die 7 Vokale des nacheuklidischen Alphabets gemeint sein können; denn die betreffenden Worte mit T. auf das Folgende zu

Digitized by Google

beziehen, ist unmöglich. Ein besonders zuverlässiges Merkmal für die spätere Entstehung endlich liegt in der scharfen Entgegensetzung von φύσις und νόμος, die sich erst bei den Sophisten findet, während nach H. die menschlichen Gesetze sich von dem einen göttlichen nähren.

Um diese Beweise Zellers zu entkräften, hat Teichmüller im 2. Hefte der „Neuen Studien" (1878) S. 3—102 noch einmal die Schrift π. ὁ. in breitester Ausführlichkeit besprochen. Was er hier zur Verteidigung seiner Hypothese und zur Widerlegung Zellers vorbringt, ist trotz alles Aufwandes von Scharfsinn und Gelehrsamkeit nicht überzeugungskräftig. Es ist ihm in keiner Weise gelungen, irgend eines der wesentlichen Argumente Zellers zu entkräften. Auch ist seine Beweisführung vielfach unklar und widerspruchsvoll, und in einem der wichtigsten Punkte hat er Z. mißverstanden. Dieser behauptet gar nicht, wie er annimmt, daß der Satz, alle Entstehung sei Verbindung, alles Vergehen Trennung, seinem allgemeinen Inhalte nach nicht vor Leukipp, Emped. und Anaxag. Geltung gehabt habe, sondern nur, daß er in der bestimmten Fassung, in der er bei dem Diätetiker erscheint, unter Anwendung der speziellen Termini ξυμμίσγεσθαι, διακρίνεσθαι, ἀλλοιοῦσθαι vor den genannten Philosophen nicht vorkomme, daß die Lehre in dieser Form vorher noch nicht ausgesprochen worden war; daß sie nicht bei Her. oder Parm. implicite schon vorhanden war, stellt er nicht in Abrede. Es fragt sich also nur, ob wir dem Diätetiker die Formulierung solcher unausgesprochener Gedanken zutrauen dürfen; dies aber ist, wie gesagt, im höchsten Grade unwahrscheinlich. Auf die sonstigen Auseinandersetzungen T.s über die Gleichheit der Seele und des Geistes bei Anaxag. und dem Diätetiker, das Verhältnis des letzteren zu Archelaos (die Bemerkungen über die von Z. betonte Abhängigkeit des Verfassers von diesen Philosophen enthalten manches Beachtenswerte und Zutreffende) und Diogenes (vgl. Teichmüller in Gött. Gel. Anz. 1878 S. 1188), über νόμος und φύσις bei Xenophanes, Demokrit und H., endlich über die 7 σχήματα, brauchen wir hier so wenig einzugehen, wie dies Zeller in der 5. Aufl. S. 698 Anm. für nötig befunden hat, da fast alle kompetenten Beurteiler sich im wesentlichen auf Zellers Seite gestellt haben; so Bywater in seiner Ausgabe H.s S. VII, 4, Windelband Gesch. d. Phil.[2] S. 67, Ilberg Stud. Pseudippocr. Leipzig 1883 und Weygoldt.

Der letztgenannte bestimmt in No. 281 die Abfassungszeit der Schrift näher dahin, daß sie sicherlich nach 420 und wahrscheinlich vor 380 geschrieben worden sei, und nimmt mit Zeller an, daß ihr Verfasser außer von H. sich auch von Emped., Anaxag. und Archelaos beeinflußt zeigt. Auf Anaxag. und Archel. beruhen c. 3 und 4 bis ἀποκρινόμενα, die Abhängigkeit von Anaxag. ist vielleicht nur durch

Digitized by Google

Archel. vermittelt (?), die von Emp. dagegen ohne Zweifel eine direkte; sie bekundet sich in der zweiten Hälfte von c. 4 und von c. 25 an bis zum Schluß des 1. Buches. Die auf Archel. und Emped. zurückzuführenden Vorstellungen über Feuer und Wasser und eine mechanische Mischung und Trennung der Stoffe finden sich auch in c. 5—24 eingesprengt und haben hier auffällige Widersprüche hervorgerufen. Denken wir uns diese Einschiebsel weg, so haben wir im Reste, d. h. im größten Teile dieser Kapitel, die Entlehnungen aus H. vor uns; namentlich c. 9—11 sind heraklitisch. Ohne Zweifel hat der Verf. einzelnes zum Teil sogar wörtlich (besonders in c. 5 und 10) entlehnt. Eine scharfe Ausscheidung dieser Partien, wie sie Bernays versucht hat, ist aber unmöglich.

Einen in mancher Hinsicht von Zeller und Weygoldt abweichenden Standpunkt nimmt Gomperz Gr. D. 230 ff. u. 483 ein. Nach ihm hat der Diätetiker hauptsächlich H. und Emped., daneben auch Parm. und Anaxag. benutzt, letzterem aber mehr nur die sprachliche Form als die Gedanken abgeborgt. Die Zellersche Annahme, daß er sich auch an Archel. angeschlossen habe, kann G. im entschiedensten Gegensatze zu Weygoldt nicht billigen und hält sie durch Teichmüller (s. o.) für widerlegt. Bedurfte er eines Vorgängers für seinen stofflichen Dualismus, so sei dieser weit eher in Parm. zu suchen, der das Feuer ganz wie unser Autor als eine Art von Bewegungsursache verwendet hat. Auch die von Zeller behaupteten Anklänge an Demokrit vermag G. nicht wahrzunehmen, und sein auf die 7 Vokale gegründetes Argument erscheint ihm unzutreffend, da die Sonderbezeichnung von H und Ω in Athen freilich erst 403 amtlich eingeführt wurde, aber lange vorher nicht nur in Ionien, wo ja der Verf. fast sicher schrieb, sondern auch in Athen, wo ihn Zeller wohnen läßt, in außeramtlichem Gebrauche stand. Er setzt demnach die Abfassungszeit der Schrift beträchtlich früher als Zeller und Weygoldt; die Art, wie die Systeme des H. und des Emped. benutzt seien, weise auf eine Zeit hin, in der beide noch vollkommen lebendig, also die Lehre des Emped. noch jung, die H.s noch nicht alt war. — Eine gründliche, sich auf alle 4 Bücher der Schrift erstreckende Untersuchung, durch die auch dem Bestreben, aus dem Diätetiker den Wortlaut heraklitischer Fragmente herauszuschälen, eine feste Grenze gezogen wird, liegt jetzt in dem Werke von C. Fredrich, Hippokratische Untersuchungen (1899) vor, dessen Besprechung dem nächsten Jahresbericht vorbehalten bleiben muß.

Pfleiderer wendet sich in No. 282 gegen Bernays, der für die 9 heraklitischen Briefe 6 Verfasser aus dem 1. Jahrhundert nach Chr. und zum Teil noch etwas später annimmt (vgl. Bywater Her.

Digitized by Google

p. VII).*) Bereits in seiner „Philosophie des H. v. Eph." (s. u. No. 315) S. 327 ff. und in den Nachträgen S. 353 ff. hatte er darzulegen unternommen, daß die Briefe 4—7 von einem Verfasser und zwar von einem hellenistisch gebildeten Juden zu Alexandria in der 2. Hälfte des 1. Jahrhunderts vor Chr., zugleich dem Verfasser des „Buches der Weisheit", geschrieben sind. Hier sucht er nun nachzuweisen, daß die übrigen Briefe wahrscheinlich demselben Verf. angehören. Brief 8 und 9 enthalten ein „maskiertes Plaidoyer für die bürgerliche Gleichberechtigung seines Volkes unter den Hellenen"; sie zielen auf die von Josephus Ant. XVI 2, 3 skizzierten Zustände in Ephesus und Alexandria. Letztere Stadt ist die Heimat des wirklichen Briefschreibers; die Zeit der Abfassung fällt wahrscheinlich in die letzten Jahre der Kleopatra (40—30 v. Chr.). Die beiden Briefe sind an den gleichen Adressaten, Hermodoros, wie 4—7 gerichtet, und die von Bernays entdeckten Unterschiede der Gedankenfärbung sind nicht so bedeutend, daß man nicht für sie denselben Verf. wie für jene annehmen dürfte. Brief 1—3 bilden nach Pf. die thematische Einleitung zu den folgenden. — Inwieweit es Pf. gelungen ist, die Identität des Verfassers für sämtliche heraklitische Briefe wahrscheinlich zu machen, kann hier nicht untersucht werden. Zu einem abschließenden Urteile bedürfte es auch einer genaueren Kenntnis der epistolographischen Litteratur, als sie mir zu Gebote steht. Daß der 7. mit dem 4. Brief im Inhalt wie im Stil auffallende Übereinstimmung zeigt, ist nicht zu leugnen und teilweise auch schon von Bernays erkannt worden. Auch zwischen diesen beiden und den übrigen Briefen, von 1—3 abgesehen, finden sich mancherlei Berührungspunkte. Ob sie aber ausreichen, um für alle die gleiche Verfasserschaft zu behaupten, ist zu bezweifeln. Gemeinsam ist ihnen freilich die wunderliche, verschrobene Zeichnung des ephesischen Weisen und die verkehrte und gewaltsame Art, wie seine Aussprüche verwendet werden. Aber daraus folgt doch nur, daß sie ungefähr der gleichen Zeit ihre Entstehung

*) Zu erwähnen ist hier auch J. Bernays, Lucian und die Kyniker, Berlin 1879, wo Anm. 19 (S. 96—98) nachgewiesen wird, daß der 28. Diogenesbrief nach seiner ganzen Anlage dem 7. heraklitischen an die Seite tritt, dessen jüdischen oder christlichen Ursprung B. in den „Heraklitischen Briefen" S. 61 ff. aufgezeigt hat, und daß der Verf. von Reminiscenzen an H. mindestens ebenso sehr beherrscht ist wie die Briefsteller, die die Maske des Ephesios benutzen. Besonders erinnert c. 1 S. 242 an Heraklits Gedanken, daß die gewöhnlichen Menschen einerseits die Naturgesetze unbewusst nachahmen, andererseits durch ihre Menschensatzungen mit der Natur in Zwiespalt geraten, und auch in den Worten finden sich heraklitische Anklänge.

Digitized by Google

verdanken. Noch viel unsicherer scheint mir die Vermutung zu sein, daß der angebliche Verfasser dieser Briefe auch die „Weisheit Salomonis" geschrieben habe. Soweit sich in dieser Schrift Anklänge an H. finden, genügt zur Erklärung dieser Thatsache die Annahme, daß hier wie dort heraklitisches Gut benutzt worden ist.

Eine solche Benutzung H.s hat nun Pfleiderer in seiner „Philos. d. H." S. 255—352 nicht nur für das apokryphe „Buch der Weisheit", sondern auch für das kanonische „Buch Kohelet" angenommen. In diesem findet er die heraklitische Lehre vom Flusse und von den Gegensätzen wieder und weist besonders auf die Tafel der Gegensätze in c. 3 hin, wo das erste Paar: „Leben und Tod", und das letzte: „Krieg und Frieden", vor allem aber ein drittes: „Steine zerstreuen, Steine sammeln", das nur aus H. Fr. 79 zureichend erklärt werden kann, auf die Lehre des Ephesiers zurückgehen. In demselben Kapitel erinnern v. 17 ff. stark an H.s Unsterblichkeitslehre (?), v. 21 noch besonders an die ὁδὸς ἄνω καὶ κάτω (?). In der Lösung des Problems freilich folgt der Verf. H. nicht, sondern wendet sich vielmehr gegen seinen frevelnden Weisheitsdünkel (12, 12 vielleicht Anspielung auf Fr. 16. 17). Noch zahlreicher sind die direkten Beziehungen, die Pf. in der „Weisheit" entdeckt zu haben glaubt; so c. 13, 1 ff., wo unter den Elementen zuerst das Feuer, die Luft dagegen gar nicht erwähnt wird, 15, 4 ἀνθρώπων κακότεχνος σοφία (vgl. Fr. 17) und an vielen anderen Stellen. Einzelne der von Pf. aus beiden biblischen Büchern angeführten Parallelen, besonders die aus Kohelet 3, legen allerdings die Vermutung nahe, daß hier heraklitische Gedanken und Aussprüche zu grunde liegen, obwohl damit noch keineswegs gesagt ist, daß die Verfasser unmittelbar aus H. geschöpft haben müssen. In den meisten Fällen aber sind die Übereinstimmungen doch zu wenig charakteristisch, um die Annahme einer auch nur mittelbaren Entlehnung zu rechtfertigen. Besonders geht Pf. viel zu weit, wenn er, verleitet durch seine falsche Auffassung des Urquells der heraklitischen Philosophie, überall, wo das Mysterienwesen bekämpft wird, so Weisheit 14, 22 ff. und 14, 27 (ebenso Epist. Her. 7) polemische Beziehungen auf H. wittert, als ob gewisse ausschweifende Kulte der Griechen den Späteren nur durch diesen hätten bekannt werden können, der sie wahrscheinlich doch nur ganz gelegentlich und kurz berührt hat. Ähnlich ist über die heraklitischen Einflüsse auf die ersten christlichen Schriftsteller (Justin, Sethianer, Noëtianer, Johannesevangelium) zu urteilen, die Pf. am Schlusse seines Hauptwerkes zusammenstellt.

Weitere Spuren solcher Anklänge verfolgt Pfleiderer in No. 283. Er bezeichnet hier als den „feinsten spekulativen Gedanken" H.s den, daß es keineswegs ein blindes Schicksal, sondern der eigenste Wunsch

Digitized by Google

und Drang des Absoluten (μοῦνον σοφόν) sei, in niedrigere Stufen einzugehen, ja sogar in gewisser Weise zu sterben, um sich in den schwersten Proben seiner Lebenskraft auszuweisen; heiße es doch von ihm geradezu τέρψις ἀποθανεῖν [wo? H. Fr. 72 sagt ψυχῇσι, nicht etwa τῷ σοφῷ, τέρψις ὑγρῇσι γενέσθαι, nicht ἀποθανεῖν]; denn aus dem Wege in den scheinbaren Tod hinab führe der Weg aufwärts wieder zum Leben. Kein spekulativ gestimmter Christ habe solches lesen können, ohne darin eine profane Prophezeiung der „christlichen Centralidee" (Philipp. 2, 6 ff.) zu finden. Verf. weist dann auf Heraklitisches in der Lehre der Naassener bei Hippolyt. V hin und findet schließlich zahlreiche Anspielungen auf H. in den paulinischen Briefen, besonders im Epheserbrief (Polemik gegen eine spekulierende Afterweisheit, die eben die heraklitische sei, wobei wieder der Kampf gegen die Ausartungen der Mysterienidee eine große Rolle spiele), aber auch im Kolosser- und Römerbrief. — Auch hier überschreitet Pf. weit das durch eine vorsichtige philologische Methode gebotene Maß im Aufspüren von Parallelen. Wenn überall, wo von Krieg und Frieden oder von Licht und Dunkel die Rede ist, eine Benutzung H.s — daß es keine direkte zu sein braucht, gesteht Pf. selbst zu — vorliegen soll, so könnte man aus heiligen und profanen Schriften ganze Legionen heraklitisierender Stellen aufmarschieren lassen. In einzelnen wenigen der von Pf. angeführten Fällen ist die Annahme, daß heraklitische Wendungen benutzt seien, nicht unglaubhaft; so wenn Eph. 4, 14 zu κυβεία τῶν ἀνθρώπων auf H.s παῖς πεσσεύων verwiesen wird. Daß überhaupt in der altchristlichen Litteratur ein starker Einfluß heraklitischer Lehren stattgefunden hat, und von einzelnen Schriftstellern auch H.s Schriften ausgiebig verwertet worden sind, so von Hieronym. und Clemens, hat man schon lange erkannt; aber die von Pf. gefundenen Anklänge sind, wie mit Diels Arch. I 109 gesagt werden muß, zum größten Teil „nichtig". Ich kann daher auch nicht der Meinung Dräsekes (No. 284) beistimmen, Pf. habe richtig erkannt, wie weit die Spuren H.s führen, und ihm höchstens zugeben, daß Kohelet 3 heraklitisiert.

Pf. hat in der zuletzt besprochenen Abhandlung unter Verweisung auf Justin und Clemens angenommen, H. sei in der Urschrift und in Auszügen bis in die Mitte des 3. Jahrhunderts nach Chr. vorhanden und weitverbreitet gewesen. Dräseke geht erheblich darüber hinaus, indem er mit Patin, dessen Forschungen er überhaupt in ihren Ergebnissen unbedingt anerkennt (s. No. 285), nicht nur bei Hippolyt., der im 3. Jahrhundert lebte, sondern auch bei Gregor von Nazianz (Ende des 4. Jahrhunderts) starke Anlehnungen an H. findet, die beweisen, daß ihm H.s Schrift zur Hand gewesen sein muß. Dasselbe gilt nach seiner Meinung von den bisher fälschlich dem Athanasios

Digitized by Google

beigelegten Schriften! „Gegen die Hellenen" und „Von der Menschwerdung des Logos", als deren Verfasser er (Theol. Stud. und Krit. 1893 S. 251 ff.) Eusebios von Emesa mit hoher Wahrscheinlichkeit nachgewiesen zu haben glaubt. In der ersten dieser Schriften erinnern c. 36 gewisse Theorien über die Erde und das Wasser nach Inhalt und Ausdruck an H., und da in der nächsten Umgebung andere kosmologische Theorien entwickelt werden, die sich auch bei Thales, Hippon, Anaxag. und Zenon v. Elea (?) finden, so hält sich D. zu dem Schlusse berechtigt, daß auch bei diesen Sätzen H., obwohl nichts darüber überliefert wird, irgendwie (?) beteiligt sei [ein Muster von Unkritik!]. Deutlich treten uns H.s Sätze von der Harmonie der Gegensätze und ihrem Umschlagen und Auseinandergehen, wie nach Patin bei Philon, so auch bei Eusebios c. 36 fin. und 27 fin. entgegen, und in c. 37 haben wir nicht nur H.s Gegensätze, sondern auch die beiden Formen des Werdens und seine ὁδὸς ἄνω κάτω. Euseb. hat den für die christlichen Nachbildner H.s naheliegenden Schritt, den unpersönlichen Logos in den persönlichen Gott umzusetzen und sich so aller Gedanken H.s rückhaltlos zu bemächtigen, in c. 40 und 42 mit vollem Bewußtsein gethan. Auch das Gleichnis von der Harmonie der Leier findet sich bei ihm, ebenso das heraklitische Beispiel vom ἄρρεν und θῆλυ (vgl. Fr. 43), und der von Patin als heraklitisch erwiesene Satz von der Nachahmung der Natur durch die Handwerke und Künste (c. 18 u. 20). Endlich kommt auch das Beispiel von der Musik, den hohen und tiefen Tönen und der Harmonie bei ihm wiederholt vor, am schönsten und reinsten c. 38, wo die Quelle nicht Plutarch, sondern H. ist. Aus alle dem ergiebt sich, daß, wenn auch Eusebios nicht so völlig abhängig ist von H. wie der Diätetiker, er doch H.s Werk wahrscheinlich noch gekannt und benutzt hat. — Welchen Grad von Sicherheit diese Quellennachweise beanspruchen können, vermag ich nicht zu beurteilen, da mir die Schrift „Gegen die Hellenen" nicht zur Hand ist. Zu bedenken ist aber bei alle dem jedenfalls, daß es trotz Patin keineswegs feststcht, inwieweit die heraklitisierenden Beispiele des Diätetikers auch wirklich auf H. zurückgehen (näheres darüber zu No. 320). Vielleicht hat Eusebios seine analogen Beispiele nicht aus H. selbst, sondern aus dem Diätetiker geschöpft. — In No. 285 bezeichnet Dräseke den in Patins Buch „Heraklits Einheitslehre" S. 45, 14 geführten „Nachweis einer Berührung zwischen Heraklit und Herodot" als eins der wichtigsten und wesentlichsten Ergebnisse der Untersuchungen dieses Gelehrten und giebt die betreffenden Hauptstellen aus Patin wieder, ohne ihnen etwas hinzuzufügen. S. u. zu No. 320.

Lommer glaubt bei Euripides eine viel größere Zahl von Anklängen an H. gefunden zu haben, als man sonst anzunehmen pflegt.

Digitized by Google

An einzelnen der von ihm angeführten Stellen liegt die Beziehung auf den Ephesier klar zu Tage oder ist doch wenigstens wahrscheinlich; so Eurip. Fr. 905, 3, 4[1] (ich citiere nach der ersten Ausgabe von Nauck, da mir die zweite nicht zur Hand ist) vgl. mit H. Fr. 48 u. a., Hel. 1617 σώφρονος ἀπιστίας vgl. mit Fr. 116; Hippol. 1108 vgl. mit Fr. 79 (das Wortspiel αἰὼν . . . αἰεί erinnert an H.); Heraclid. 900 αἰών τε χρόνου παῖς vgl. mit demselben Fr. und Lukian vit. auct. c. 14 ἀιῶνος παιδιᾷ; Eur. Fr. 1058, 3. 4 vgl. mit Fr. 82; Herc. 735 ff. vgl. mit Fr. 45. 69. 62; Eur. Alk. und Fr. 957 vgl. mit Fr. 66 (Wortspiel mit βίος und βιός, aber Phoen. 1161 ist schwerlich hierher zu ziehen); Jon 969 (vgl. H.s πάντα χωρεῖ oder ῥεῖ und οὐδὲν μένει). An anderen Stellen dagegen ist die Beziehung sehr zweifelhaft; so Eur. Fr. 890 trotz der Verbindung, in der es Aristot. Eth. Nik. 1155b 3 (vgl. Eth. Eud. 1235a 16) mit einer Meinung H.s anführt. Namentlich darf man da, wo Eur. von einem anderen, besseren Leben redet, nicht auf heraklitischen Ursprung schließen, sondern es wird, soweit überhaupt eine Entlehnung anzunehmen ist, eher an die Orphiker, Pythagoreer oder die Mysterienlehre zu denken sein. Öfter bezieht Verf. auch solche Verse auf H., die aller Wahrscheinlichkeit auf Anaxag. (so Fr. 836 und 1007) oder auf andere Philosophen wie Anaximander (Fr. 902) oder Xenophanes (Herc. 1345 und sonst) zurückgehen. Das ganze Verfahren Lommers ist überhaupt sehr unkritisch und willkürlich; von einer gründlichen, gleichmäßig den Inhalt wie die Form berücksichtigenden Vergleichung der mit einander in Beziehung gesetzten Stellen ist kaum etwas zu spüren. So trägt er kein Bedenken, sprichwörtliche Wendungen bei Eurip. wie ἄπειτι κἂν παρῶσιν ὁμῶς Fr. 523 oder μεταβολὴ πάντων γλυκύ Orest 234, weil sie zufällig auch von H. verwendet worden sind, oder die an den bekannten Ausspruch des Bias erinnernden Worte πολλοὶ γὰρ κακοί Jph. T. 678, die H. Fr. 111 anführt, aus diesem abzuleiten. In manchen Fällen ist die Annahme einer Abhängigkeit des Eur. von H. geradezu thöricht zu nennen; so, wenn Suppl. 216 auf H. Fr. 96 zurückgeführt wird, oder gar für so allgemein gehaltene Aussprüche wie τὸ λίαν ἧσσον ἐπαινῶ τοῦ μηδὲν ἄγαν Hippol. 264 f. heraklitischer Ursprung gewittert wird. An dieser verkehrten Sucht, bei Eur. überall philosophische Reminiscenzen aufzuspüren, leidet überhaupt die ganze Abhandlung. Freilich steht L. hieran nicht allein, wie wir später bei Besprechung einzelner auf das Verhältnis dieses Dichters zur griechischen Philosophie bezüglichen Untersuchungen sehen werden.

Scala*) bespricht im 3. Abschnitt die philosophischen Studien

*) Ich bemerke hier, daß Scala S. 83 f. einen kleinen Beitrag zu Epicharm liefert, den ich oben in dem auf diesen bezüglichen Abschnitte

Digitized by Google

des Polybios. Nachdem er bemerkt hat, daß die gesamte Lebensauffassung des Pol. dem Gedankenkreise der stoischen Schule entsprungen ist, verfolgt er S. 88—97 die heraklitischen Spuren in dem Werke des großen Geschichtschreibers. Dieser führt an zwei Stellen heraklitische Bruchstücke an: 4, 40, 3 Fr. 14 und 12, 27, 1 Fr. 15. An der zweiten Stelle haben C. F. Hermann, Leutsch und Dindorf Ἡρόδοτον statt Ἡράκλειτον setzen wollen, mit Unrecht, wie Sc. in Übereinstimmung mit Bernays (Ges. Abh. I 94, 1) glaubt, da Herodot bei Pol. nie genannt wird und kein Grund vorliegt, eine solche Verwechselung der Namen anzunehmen. In der Herodotstelle I 8 liegt ein zum geflügelten Wort gewordener Ausspruch H.s vor.*) Vermutlich hat P. noch an anderen Stellen heraklitische Anregungen empfangen. Eine solche glaubt Sc. 6, 47, 9 und 1, 4, 7 entdeckt zu haben. Der hier entwickelte Gedanke von der Vorzüglichkeit des Lebendigen im Vergleich zu den Leblosen geht vielleicht auf H. zurück, da er sich auch bei Plut. d. Is. 76 S. 382 B findet und zwar im Zusammenhange mit einem Ausspruch H.s (= Fr. 19). Da sich nun die 1, 4, 7 mit diesem Gedanken verbundene Entgegensetzung des Ganzen und seiner zerrissenen Teile auch bei dem Verfasser von π. διαίτης findet, so scheint Pol. zwei heraklitische Gedanken vereinigt zu haben, von denen der zweite übrigens gleichfalls bei Plut. vit. Lycurgi und zwar in stoischer Umgebung wiederkehrt. Freilich hat Pol. auch aus der Stoa geschöpft, die aber ihrerseits an H. angeknüpft haben könnte. Wir haben es hier mit einer hübsch ersonnenen, aber doch keineswegs sicheren Kombination zu thun, die Verf. selbst nur als anspruchslose Vermutung ansieht. — Daß ferner Pol. die heraklitische ὁμόνοια διὰ τῶν ἐναντίων, οὐ διὰ τῶν ὁμοίων, die ἐναντιοτροπή oder ἐναντιοδρομία gekannt hat, geht nach Sc. aus 39, 1, 4 ff. hervor, wo die Abwechselung der Scenerie im Drama [vielmehr in der geschichtlichen Darstellung] damit gerechtfertigt wird, daß die Natur selbst den Wechsel gebietet und kein Sinn durch das Einerlei befriedigt wird; vgl. H. Fr. 82. 83 und π. διαίτης c. 15 sowie zu Pol. 39, 1, 7 π. δ. c. 18 und zu dem bei Pol. über die Abwechselung in der Musik

übersehen habe. Sc. vermutet dort, daß die bei Polyb. 31, 21, 12 dem epicharmischen Verse νᾶφε καὶ μέμνασ' ἀπιστεῖν κτλ. vorhergehenden drei Stellen gleichfalls aus Epich. genommen seien. Anders Meineke Philol. 14 S. 5. An der Echtheit des bei Laert. 3, 11 als epicharmisch angeführten λόγος περὶ οὐσίας zweifelt Sc. nicht, da Platon Theaet. 152E sich offenbar auf eine solche Stelle bezieht und aus Plut. Mor. 1083A hervorgeht, daß auch Chrysipp die Verse für echt gehalten hat.

*) Ein Anklang an Fr. 15 findet sich auch bei Philon de sacr. Ab. et Caini § 6, wie P. Wendland, „Neu entdeckte Fragmente Philos" Berlin 1891 S. 132 erkannt hat.

Digitized by Google

Bemerkten dasselbe Kap. und H. Fr. 43. Endlich führt Sc. zu H. Fr. 113 (εἷς ἐμοὶ μύριοι) und zu Fr. 110 eine Anzahl Stellen an, wo Pol. den Wert des Einzelnen hervorhebt.

2. Ausgaben der Fragmente und Beiträge zur Kritik und Erklärung des Textes.

288. Heracliti Ephesii reliquiae rec. J. Bywater. Oxonii 1877. XIII, 90 S. 8.

289. J. Bywater, Heraclitus and Ammianus Marcellinus. Journ. of Philol. VI (1876) S. 88—90.

290. J. Bywater, Heraclitus and Albertus Magnus. Ebd. IX (1880) S. 230—234.

291. The fragments of the work of Heraclitus of Ephesus on nature translated from the greek text of Bywater by G. P. W. Patrick. Baltimore 1889. X, 131 S. 8.

292. J. Bernays, Gesammelte Abhandlungen, herausg. v. H. Usener. B. I. Berlin 1885. Darin:

I. Heraclitea [bereits S. 284 besprochen].
II. Heraklitische Studien I. S. 37—64. II². S. 64—73.
III. Neue Bruchstücke des H. v. E. S. 74—101.
V. Anzeige von Bywaters Sammlung der Bruchstücke H.s [s. zu No. 288].
XXII. Ad Chr. Car. J. Bunsenium [de Hippolyti refutatione haeresium] epistola critica. S. 291—326.

293. E. Warmbier, Studia Heraclitea. Diss. inaug. Berolini 1891, Mayer und Müller. 30 S. 8.

294. A. Goldbacher, Ein Fragment des H. Zschr. f. österr. G. 27 (1876) S. 496—500.

295. Th. Gomperz, Marginalia. Rh. M. 32 (1877) S. 476 f.

296. E. Petersen, Ein mißverstandenes Wort des H. Herm. 14 (1879) S. 304—307.

297. K. J. Neumann, Heraclitea. Herm. 15 (1880) S. 605 ff.

298. Derselbe, Nachtrag zu Herm. 15 S. 607. Herm. 16 (1881) S. 159 f.

299. K. Buresch, Klaros. Untersuchungen zum Orakelwesen des späteren Altertums. Nebst einem Anhange, das Anecdoton χρησμοὶ τῶν Ἑλληνικῶν θεῶν enthaltend. Leipzig 1889.

300. The Theaetetus of Plato by Lewis Campbell. 2. ed. Oxford 1883. Appendix A. S. 241—252.

Digitized by Google

301. Th. Davidson, Herakleitos Frg. 36 Byw. (86. 87 Mull.). Americ. Journ. of Philol. 5 (1884) S. 503.

302. R. Ellis, Adversaria. J. of Philol. 17 (1888) S. 140 f.

303. O. Dingeldein, Zu Herakleitos. Jahrb. f. Philol. 145 (1892) S. 191 f.

304. P. Wendland, Philos Schrift über die Vorsehung. Ein Beitrag zur Gesch. d. nacharistotel. Philosophie. Berlin 1892.

305. A. Engelbrecht, Vermeintliche Spuren altgriechischer Astrologie. Eranos Vindob. Wien 1893. S. 125—130.

306. F. Tocco, Heraclit. Fr. XXV (p. 11 Byw.). Stud. ital. di filol. class. IV (1896) S. 5 f.

Die anerkanntermaßen vortreffliche Ausgabe Bywaters ist allen, die sich eingehender mit griechischer Philosophie beschäftigen, längst ein unentbehrliches Hülfsmittel geworden und wird es auch nach der in ihrer ganzen Anlage wesentlich von ihr verschiedenen neuesten Ausgabe von Diels (Berlin 1901) bleiben. In der auf knappstem Raum eine Fülle von Belehrung bietenden Vorrede bemerkt B. (S. V), daß er die Reihenfolge der Fragmente so gegeben habe, wie sie nach seiner Meinung dem Zusammenhange der einzelnen Aussprüche am besten entspreche; er sei sich dabei wohl bewußt gewesen, daß andere in einer so zweifelhaften Sache anders geurteilt hätten und urteilen könnten. In der That ist die Anordnung der heraklitischen Fragmente ein bisher ungelöstes und bei der Beschaffenheit unserer Überlieferung unlösbares Problem. Nur das eine muß nach dem ausdrücklichen Zeugnisse des Aristoteles und des Sextus als feststehend betrachtet werden, daß Fr. 2 Byw. den Anfang des Buches bildete. Mit Unrecht hat ihm B. sein Fr. 1 vorausgeschickt. Zwischen einzelnen Fragmenten läßt sich wohl ein innerer Zusammenhang erkennen, wie ihn besonders Patin für die nach seiner Auffassung sich an Fr. 1 B. zunächst anschließenden Bruchstücke herzustellen versucht hat. Aber auch wenn es gelungen ist, eine solche inhaltlich lückenhafte Folge einer Anzahl von Fragmenten zu gewinnen, bleibt es immer fraglich, ob sie der von H. wirklich eingehaltenen entspricht, da wir über das in seinem Werke beobachtete Prinzip der Anordnung nichts wissen. Näheres hierüber s. zu No. 319. Eine andere Frage ist, ob nicht manche der von B. getrennt aufgeführten Bruchstücke besser zu einem einzigen zusammengezogen worden wären; so z. B. Fr. 45 und 56 (παλίντονος scheint mir nur eine abweichende Lesart zu παλίντροπος zu sein, das durch Parm. 6, 9 verbürgt ist; s. Diels Parm. S. 70); ferner Fr. 47 u. 48. Daß Fr. 47—76 nur abweichende Fassungen eines Bruchstückes sind, hat Diels in seiner Besprechung der Bywaterschen Ausgabe (Jenaer L.-Z. 1877, 393 ff.)

Digitized by Google

richtig bemerkt (vgl. jetzt Diels in seiner Ausg. zu Fr. 118). Dies gilt nach Diels auch von Fr. 41. 42 und 81. S. VI bezeichnet B. als neu hinzugekommene Fragmente die beiden No. 39 und 130. Bedeutend größer ist der Zuwachs an Parallelstellen, die B. unter dem ersten Strich hinzugefügt hat. Manche von diesen Stellen wären richtiger in den Text der Fragmente selbst aufgenommen worden, wie dies jetzt Diels mehrfach gethan hat. — Über die Echtheit der einzelnen Bruchstücke äußert sich B. S. VII ff., wobei er darauf hinweist, daß in den Quellen H. öfter mit homonymen Schriftstellern wie dem Allegoristen oder mit solchen, die einen ähnlich lautenden Namen führten, verwechselt worden ist (vgl. auch zu Fr. 138). Ausführlicher verbreitet er sich über die beiden zu Fr. 119 aus Eustathios und dem schol. Ven. ad Iliadem angeführten Stellen, nach denen H. den Homer als ἀστρολόγος bezeichnet hat. Im einzelnen kann man natürlich mit dem Herausgeber darüber rechten, ob ein Fragment als unecht zu betrachten sei oder nicht. Fr. 138 hat er wohl mit Unrecht unter die spuria gesetzt (vgl. Diels Fr. 81). — Was die oft sehr zweifelhafte Zuverlässigkeit der überlieferten Form der Fragmente betrifft, so macht B. S. IX darauf aufmerksam, daß auch die Schriftsteller der besten Zeit, z. B. Aristot., in ziemlich freier Weise zu citieren pflegen, während die späteren meist aus abgeleiteten Quellen schöpfen und einer oft den anderen ausschreibt. Zu den wenigen, die H.s Werk selbst benutzt haben, gehört sicher Hippolytos, vielleicht auch Clemens und Plotin. — Den Schluß der Vorrede bildet eine sehr sorgfältige Zusammenstellung der Ionismen bei H., auch der lexikalischen, zu denen noch eine Anzahl eigentümlich heraklitischer Ausdrücke kommen, welche sich, wie B. bemerkt, leicht aus dem Index verborum (am Schlusse des Buches) vermehren ließen. Dieser Index ist übrigens nicht ganz vollständig. So fehlen z. B. νήπιος Fr. 97 und παίζων Fr. 79. — Wertvolle Zugaben sind die Vita Her. bei Laert., die heraklitisierenden Abschnitte aus de diaeta, zwei Bruchstücke des Skythinos, die heraklitische Anklänge enthaltende Stelle aus Lukian Vit. auct. c. 14, die heraklitischen Briefe und ein Epimetrum ad excerpta Hippocratea aus Zosimos π. ἀρετῆς καὶ συνθέσεως ὁδάτων. Überall ist hier auf die Textgestaltung die größte Sorgfalt verwendet worden. Besonders die Abschnitte aus d. diaeta und die Briefe haben nach dem Urteile von Diels (a. a. O.) bedeutend gewonnen. — Vgl. Cron Ph. Anz. 17, 384 ff., Teichmüller Gött. gel. Anz. 1877, 825 ff., M. H. (Heinze?) L. C.-Bl. 1877, 1169 f. und J. Bernays Ges. Abh. I, 106 ff.

Bereits vor Herausgabe der Fragmente hatte Bywater in No. 289 nachgewiesen, daß das angeblich bei Ammian 21, 16, 4 stehende Fr., das Schuster sogar ins Original zurückübersetzt hat, auf einer mißverständ-

Digitized by Google

lichen Lesung v. Plut. d. coh. ira 9 S. 457 (= Fr. 105) beruht und durchaus nichts Heraklitisches enthält. — Ein neues Fr. hat dann B. in No. 290 seiner Sammlung hinzugefügt. Es findet sich bei Albertus M. de veget. VI 405 S. 545 Meyer und lautet: si felicitas esset in delectationibus corporis, boves felices diceremus, cum inveniant orobum ad comedendum. Von dem orobus (= ervum ervilia Linn.) wissen wir, daß es einen bitteren und scharfen Geschmack hatte und als Viehfutter diente, von den Menschen dagegen außer bei Hungersnot verschmäht wurde. Aus gewissen Parallelstellen kann man schließen, daß der ursprüngliche Ausspruch H.s den Vergleich zwischen Ochse und Mensch zog, wie denn solche Vergleichungen zwischen Tier und Mensch öfter bei H. vorkommen. Die Worte si felicitas—corporis sind ein wahrscheinlich von einem patristischen oder neuplatonischen Mittelsmann gemachter Zusatz. [Diels in Fr. 4 hat sie indessen mit aufgenommen.]

Patricks zuerst im Amer. J. of Psychol. 1888 erschienene Arbeit enthält zwar keinen nennenswerten positiven Beitrag zur Erkenntnis der heraklitischen Philosophie, aber sie bietet allen, die sich durch die Schwierigkeiten des Urtextes der Fr. nicht durchzuarbeiten vermögen, ein willkommenes Hülfsmittel. Der Abschnitt des Buches, der dem Titel zufolge als Hauptteil anzusehen ist, obwohl er nur wenig über ein Drittel des Ganzen umfaßt, bringt außer der englischen Übersetzung der Bruchstücke einige „critical notes" und den griechischen Text nach Bywater. Daß P. sich an diesen Text genau anschließt, ist zu billigen. Nur hätte er hierin Konsequenz üben und nicht an einigen, wenn auch nur ganz wenigen, Stellen ohne zwingenden Grund von seiner Vorlage abweichen sollen. Am ehesten läßt sich noch die Aufnahme der Bernaysschen Vermutung: ἐνθάδε ἐόντας in den Text von Fr. 123 rechtfertigen, da sie das Fr. wenigstens lesbar macht. Die kritischen Anmerkungen, die übrigens weniger der Kritik als der Erklärung der Fr. dienen, sind dürftig und unvollständig. Das wenige Neue darin ist unerheblich oder verfehlt. So wird uns in der Anm. zu Fr. 107 zugemutet, κατὰ φύσιν ἐπαΐοντας in der Bedeutung „giving ear to Nature" für eine zulässige Verbindung zu halten. Die Übersetzung der Fragmente muß im allgemeinen als wohlgelungen bezeichnet werden. Sie giebt den Sinn der griechischen Worte oft in freieren Wendungen, aber mit seltenen Ausnahmen treffend wieder. Ab und zu laufen grammatische Ungenauigkeiten mit unter. So wird Fr. 2 γίνονται mit „make themselves" und τοὺς δὲ ἄλλους ἀνθρώπους mit „some men" wiedergegeben. Fr. 79 übersetzt P.: „Time is a child playing at draught, a childs kingdome". Aber παιδὸς ἡ βασιληίη kann nicht als Apposition zu αἰών gefaßt werden, sondern ist ein selbständiger Satz: „einem Kinde gehört die Herrschaft der Welt". Fr. 112: Βίας —, οὗ πλέων λόγος ἢ τῶν ἄλλων.

Digitized by Google

„whose word (!) was worth more (!) than that of others". Das Richtige hätte P. in der lateinischen Übersetzung der Stelle in Cobets Laert. I 88 finden können: cuius est fama illustrior quam ceterorum. — Die Einleitung zerfällt in zwei Abschnitte, einen historisch-kritischen und einen rekonstruktiven, in dem P. seine eigene Auffassung des Systems darlegt. In dem ersten werden die wesentlichen Ergebnisse der Arbeiten Lassalles, Schusters, Teichmüllers und Pfleiderers kurz, aber klar und scharf zusammengefaßt und kritisch beleuchtet. Die Kritik der drei erstgenannten stützt sich auf das Urteil bewährter Forscher, besonders Zellers, und bringt daher wenig Neues. Die Besprechung des Buches von Pfleiderer aber hält sich zu sehr an der Oberfläche: der Kernpunkt seiner Auffassung, die Abhängigkeit H.s von der Mysterienlehre, wird nur obenhin gestreift. Den zweiten Abschnitt hätte sich P. sparen können. Auf 27 Seiten die Grundlehren H.s zu entwickeln, ist ein Ding der Unmöglichkeit: von einer wissenschaftlichen Begründung kann da keine Rede sein. Es liegt daher auch keine Veranlassung vor, auf die vielfach anfechtbaren Aufstellungen Patricks einzugehen. — Vgl. meine Besprechung Berl. Ph. Wschr. 1890, 333 ff. und die im Class. Review III (1889), 399 f.

In Bernays' Ges. Abh. No. II hat zu den aus dem Rh. M. 1850 S. 90 ff. wieder abgedruckten „Herakl. St." I Usener aus dem handschriftlichen Nachlaß einige Ergänzungen hinzugefügt. S. 47, 2 wird eine Konjektur Sauppes zu dem Heraklitcitat bei Plut. cons. ad Apoll. 106 F: συγχέασα αὐτούς statt συνεχεῖς αὐτοῖς zurückgewiesen. S. 53, 1 vermutet B., daß die Worte bei Censorin. d. d. nat. 17 (Byw. zu Fr. 17) im Original etwa so gelautet haben: φύσις εἰς σποράν ἐπανέρχεται. S. 54 bemerkt er, daß das bei Hippol. V 7 dem Hippokrates zugeschriebene, in unserer hippokratischen Sammlung aber nicht auffindbare Wort: ἑπτὰ ἐτῶν παῖς πατρὸς ἥμισυ für H. vortrefflich passe. S. 57, 3 wird Aristot. d. cael. 279a 23 eine Anspielung auf H.s αἰών (Fr. 79) gesucht. S. 60, 1 wird zu dem heraklitischen Bilde vom Töpfer Tertull. apol. 47 verglichen. — Die daran sich anschließenden „Herakl. St." II bilden ein Novum. Sie bestehen: 1. aus einem nach der Einleitung abgebrochenen Entwurf der versprochenen Fortsetzung der „Her. St.", in dem vermutet wird, Plutarch habe in dem verlorenen 11. Stück des 9. Buches der Tischgespräche den Satz ausgeführt, daß „wir nicht dieselben bleiben, da die Substanz ewig fließt". Diese Ausführung muß eine Menge heraklitischer Sätze enthalten haben. Derselbe Punkt wird von Plutarch auch d. sera num. vind. 15 S. 559 unter ausdrücklicher Erwähnung H.s (neben Epicharm) und eingehender in der Schrift de E c. 18 besprochen. 2. aus einem von drei handschriftlich vorliegenden Entwürfen zum Kolloquium bei seiner Habilitation. Die Habilitations-

Digitized by Google

schrift lautete: De scriptorum qui fragmenta Heraclitea attulerunt auctoritate. Hier findet sich die auch im 1. Teil der „Her. St." ausgesprochene Vermutung wieder, daß in dem angeführten Kapitel der Schrift de Ei H. außer an den beiden Stellen, wo er ausdrücklich genannt wird, noch vielfach benutzt werde. Auch was über den Wechsel der Zeit gesagt werde, sei heraklitisch.*) In der Parallelstelle bei Skythinos ist nach B. für das überlieferte παρεωνιατῶν περαίνει oder etwas Ähnliches zu schreiben [andere Konjekturen s. bei Wachsmuth zu Stob. I 8, 43; vgl. Bywater S. 68]. In dem anderen heraklitisierenden Skythinosfragment erkennt er zwei iambische Senare [anders Bywater a. a. O.]. — Die Heraclitea bei Stobäus bedürfen nach B. sorgfältiger Prüfung, da hier leicht Irrtümer in den Lemmata vorkommen konnten, da ferner St. oft die Worte der Erklärer mit denen H.s vermischt, und da er endlich auch untergeschobene Schriften als echt ansieht. So hat Schleiermacher mit Recht Fr. 106 und 107 als unecht bezeichnet [Diels läßt sie in seiner Ausgabe als echt gelten, ändert aber in beiden σωφρονεῖν in φρονεῖν]. Aber auch das von Schl. für echt gehaltene Fr. 18 ist dem H. abzusprechen, da der darin enthaltene Gedanke, daß das σοφόν (= θεόν, wie aus der Randglosse ἢ γὰρ θεὸς ἢ θηρίον hervorgeht) von allem geschieden sei, nicht heraklitisch ist. B. vermutet, daß ein späterer Schriftsteller aus alexandrinischer Zeit das Fr. unter H.s Namen erdichtet habe [s. jedoch Gomperz in der unter No. 316 zu besprechenden Schrift]. — Weiter bemerkt B., daß die Späteren unechte Stellen gern aus den pseudoheraklitischen Briefen nehmen, deren es im Altertum mehr gab als jetzt (einen solchen hat Boissonnade adn. in Eunapium 424 ff. aus einem cod. Vat. herausgegeben). In diesen Briefen wird gewöhnlich ein Ausspruch H.s in Worte und Anschauungen einer späteren Zeit, besonders in solche jüdischen oder christlichen Ursprungs gekleidet. B. vergleicht epist. IV extr. mit Fr. 127 und 126. Letzteres hält B. für unecht; es unterliege dem Verdachte jüdischen oder christlichen Ursprungs (die δόμοι seien nicht aedes, sondern lapidum tabulata; vgl. Jeremias 2, 27), der noch stärker werde, wenn man Sylburgs Konjektur δοκοῖσι für δόμοισι annehme. Auch Fr. 7 spricht er dem H. ab; durch die Verbindung, in der es Clemens mit Jesaias 7, 1 bringe, werde der Betrug aufgedeckt. [Mit diesen Athetesen hat der gelehrte und scharfsinnige Heraklitforscher einen entschiedenen Fehlgriff gethan; sie sind

*) Vgl. dazu, was H. v. Arnim „Quellenstudien zu Philo v. Alexandria" (Philolog. Unters. v. Wilam. XI [1888]) im 2. Kap.: „Philo und Aenesidem" über eine eigentümliche auf Aenesidem zurückgehende Verbindung von Skepsis und Heraklitismus sagt, die uns bei Philo d. ebr. und d. Josepho sowie in dem angeführten Abschnitt aus de Ei (über diesen S. 93 ff.) vorliegt.

Digitized by Google

denn auch sämtlich von Diels in seiner Ausgabe nicht anerkannt worden.] Mit Unrecht dagegen hat Schl. Fr. 130 angezweifelt, das ihm freilich nur aus den späten Zeugnissen des Elias Cret. und Gregor Naz. bekannt war; die neu hinzugekommenen Gewährsmänner Apoll. Tyan. und Columella (= Fr. 53) [ihnen reiht sich jetzt auch noch Aristokritos an; s. Diels Fr. 5] beseitigen jeden Zweifel. — Die Abh. No. III (= Rh. M. 1854 S. 241 ff.) enthält in den kritischen Noten einige Zusätze des Verfassers zum Text von Hippolyt. IX 9 und 10. Zur Bedeutung von ἐπίστασθαι = οἴεσθαι werden einige Herodotstellen angeführt. Der Gebrauch von γνώμη bei H. (γνώμη Fr. 19 = Geisteskraft, Vernunft, γνῶμαι Fr. 96 = Wahrheiten) wird durch eine Reihe von Beispielen aus Ion, Theognis, Äschylos, Euripides, Kleanthes, Demokrit, Antiphon und den Heraklitbriefen belegt, zu denen sich noch manche andere, z. B. Epicharm bei Laert. III 16, hinzufügen ließe. Βορβόρου, das H. Fr. 4 statt βαρβάρους geschrieben hat, wird vielleicht durch Platon rep. 533 D bestätigt, da dieser hier möglicherweise H. im Sinne hat (?). Die Richtigkeit der überlieferten Lesart εἰδέναι in Fr. 1, wofür Bywater [und jetzt auch Diels] εἶναι setzt, wird bewiesen durch den Gegensatz, in dem das πάντα εἰδέναι zu der Vielwisserei, πλεῖστα εἰδέναι in Fr. 35 (vgl. 16) steht, und noch deutlicher durch Hippokr. π. σαρκῶν 2. Bd. I 425 K. (?). — In No. XXII finden sich S. 324, 1 und 325, 1 zwei Zusätze. An der ersten Stelle vergleicht B. zu ἐγερτὶ ζώντων καὶ νεκρῶν Soph. Ant. 851. An der zweiten giebt er eine Anzahl Belegstellen aus Homer, Äschylos, Sophokles, Herodot, Xenophon, Demosthenes und Aristoteles dafür, daß die Griechen den Gedanken der Auferstehung der Toten kannten, wenn sie auch nicht daran glaubten.

Warmbier bespricht eine Anzahl schwieriger Fragmente in desultorischer Weise. Manches wird zu oberflächlich berührt, als daß der Forschung daraus ein Gewinn erwachsen könnte, und wo Verf. sich auf eine genauere Begründung einläßt, ist sie nicht selten unzulänglich. Doch enthält die Arbeit einige beachtenswerte Erklärungen, und in der Zurückweisung der Deutungen Früherer wie Schusters und Pfleiderers kann man ihm großenteils beipflichten. In Fr. 2 verbindet er αἰεί, nicht wie es meistens geschieht, mit dem Vorhergehenden, sondern im Anschluß an Schleiermacher mit dem Folgenden. Diese Beziehung ist denkbar, doch verdient die andere den Vorzug. Sicher mit Unrecht aber unterscheidet er in dem darauf folgenden Satze zwei von H. gescholtene Menschenklassen: πειρώμενοι καὶ ἐπέων καὶ ἔργων κτλ. d. i. die Philosophen und τοὺς δὲ ἄλλους, nämlich den großen Haufen. Τοὺς δὲ ἄλλους steht vielmehr im Gegensatz zu dem unmittelbar vorhergehenden ἐγώ. Verfehlt ist auch in Fr. 91, das W. mit Patin (s. zu No. 319) den Anfängen der Schrift H.s zuweist, die Auffassung des πᾶσι in

Digitized by Google

ξυνόν ἐστι πᾶσι τὸ φρονέειν und des πάντων in τῷ ξυνῷ πάντων als Neutrum; es muß vielmehr als Masculinum angesehen werden, da nach dem Zusammenhange nur an die allen Menschen gemeinsamen Vernunft gedacht werden kann. In Fr. 28 dagegen ist πάντων Neutrum, wie W. zutreffend gegen Schuster bemerkt. — Die wunderliche Vermutung Crons (s. zu No. 318), daß sich H. in Fr. 65 und ebenso in Fr. 111 gegen die Lehre des Xenophanes wende, wird mit Recht abgelehnt und auf gewisse Übereinstimmungen zwischen beiden Philosophen hingewiesen. Darin jedoch geht W. zu weit, daß er bei H. eine ähnliche Auffassung des Verhältnisses zwischen dem allweisen Einen und den vielen Göttern voraussetzt, wie sie nach Freudenthal bei Xenoph. zu suchen ist, und jenem die Annahme zuschreibt, es gebe viele Götter, die alle der Notwendigkeit gehorchen. Davon findet sich in der Überlieferung nicht die geringste Andeutung. Die Frage der Einheit oder Vielheit der Götter hat allem Anschein nach den Ephesier überhaupt nicht beschäftigt, und es ist müßig, in bezug auf diesen Punkt Widersprüche zwischen einzelnen Fragmenten aufzuspüren. — Daß in Fr. 111, wie Verf. mit Bernays glaubt, die Ruhmsucht gegeißelt wird, ist ebensowenig wahrscheinlich wie, daß bei Cic. Tusc. III 2 ff. der Inhalt dieses Fr. umschrieben wird. — Ganz unmöglich ist die Deutung des κόσμος in Fr. 20 im Sinne der staatlichen Ordnung; H. konnte nimmermehr diese als κόσμον τόνδε τὸν αὐτὸν ἁπάντων bezeichnen; er hätte denn die Verschiedenheit der menschlichen Einrichtungen leugnen müssen. — Daß in Fr. 21 τροπαί des Feuers anders als in Fr. 25, wo die vier Elemente erscheinen, beschrieben werden, ist richtig; aber vielleicht ist Fr. 25, was W. selbst für möglich hält, mit Zeller S. 676 f. für unecht zu halten oder besser mit Diels (in seiner Ausg.) anzunehmen, daß hier unter stoischem Einflusse der ἀήρ eingeschwärzt worden sei.

Goldbacher sucht das in der Schrift π. κόσμου offenbar nicht fehlerlos, in den Handschriften des Apuleius de mundo c. 36 S. 369 (s. Goldbachers Ausg. des Apuleius Wien 1876) ganz unleserlich überlieferte Fr. 55 herzustellen und fügt so den zahlreichen Entzifferungsversuchen der Kritiker einen neuen hinzu: Ζεὺς ἅπαντα εὐεργε-<τεῖ> ὁμῶς <ὡς> ἄν τινα μέρη σώματος αὐτοῦ. Alle diese Bemühungen erscheinen jetzt als nutzlos, nachdem Diels in den S.-B. d. Berl. Ak. 1901 S. 196 ff. aus den beiden zuverlässigsten Handschriften des Apul. die richtige Fassung gewonnen hat: πᾶν γὰρ ἑρπετὸν <θεοῦ> πληγῇ νέμεται (vgl. Diels' Ausg. Fr. 11).

Gomperz weist zunächst darauf hin, daß Bywater ein von ihm bereits in der Zschr. f. österr. Gymn. 1866 S. 698 ans Licht gezogenes Heraklitfragment aus Philodem Rhet. I col. 57 [S. 351 Sudh.]: (ἡ ῥητορικὴ) κατὰ τὸν Ἡράκλειτον κοπίδων ἐστὶν ἀρχηγός (fast gleichlautend

Digitized by Google

ebd. col. 62) übersehen hat. Von H.s Schmähungen der Rhetorik hat sich ein verdunkelter Nachhall im Etym. M. s. v. κοπίς und im Schol. zu Eurip. Hec. I 254 Dind. erhalten; vgl. dazu Bywater zu Fr. 138 und Diels Arch. III 454 (s. o. zu No. 289). Außerdem schlägt G. in Fr. 99 vor: ἀνδρῶν (statt ἄλλῳ, Bekker und Diels: ἀνθρώπων) γένει, und Ps.-Hipp. d. diaet. I 4 S. 62, 12 Byw.: καὶ οὔτε τὸ ἀείζωον (ἀείζωον von der Vergangenheit auch bei H. Fr. 20; vgl. Melissos Fr. 6 und 7).

Petersen bespricht Fr. 97. Nach Zurückweisung der Erklärungen von Teichmüller, Schuster, Zeller, Bernays [der Heraclitea 15 δαίμονος in δαήμονος verändert, wogegen Bergk Opp. II 303 δαίμονος verteidigt, das H. hier im Sinne von δαήμονος gebraucht habe; vgl. Platon Krat. 398 B, Hesych. s. v. δαίμων, Archiloch. 4, 4] und Lassalle findet er die richtige Deutung darin, daß νήπιος von ἀνήρ getrennt und als prädikative Ergänzung zu ἤκουσε gefaßt wird; ἀκούειν πρός τινος sei, wie später ἀκ. ὑπό und ἔκ τινος als Passivum zu λέγειν (= genannt werden von, im Rufe stehen bei) gebraucht, wofür Beispiele aus Sophokles und Herodot vorliegen. Der Sinn ist also: „Der Mann heißt dem Gotte einfältig wie das Kind dem Manne." Zum Gedanken vgl. Fr. 96 und 98. Auch Celsus und Origines haben den Ausspruch so verstanden, und dasselbe hat wohl auch schon Hörschel in seiner 1605 erschienenen Übersetzung der Fragmente gemeint. Diese Erklärung erscheint einleuchtend und ist auch von Diels in seiner Ausgabe Fr. 79 angenommen (nur übersetzt er νήπιος mit „Kind"), wogegen Zeller 712, 2 ihre Richtigkeit zwar nicht unbedingt bestreiten will, aber seine frühere Deutung auch jetzt noch für natürlicher hält.

Neumann hat in No. 297, aus der in einer Tübinger Abschrift der i. J. 1870 verbrannten Straßburger Justinhandschrift erhaltenen χρησμοί (Excerpte aus der Θεοσοφία eines Anonymus, der unter dem Kaiser Zenon schrieb [vgl. auch Neumann, Zschr. f. Kirchengesch. IV 284 ff.] vier Heraklitfragmente veröffentlicht. Den genauen Text findet man bei Buresch, der die χρησμοί im Anhange zu No. 299 vollständig herausgegeben hat. Von diesen Fragmenten ist No. 1 bekannt (= Fr. 3). No. 2 enthält die Frr. 126 und 130 in umgekehrter Reihenfolge und vereinigt sie durch einen allein von dem Anonymus aufbewahrten Zwischensatz zu einem Bruchstück. Das Ganze lautet (vgl. Diels Fr. 5): καθαίρονται δ' ἄλλως (ἄλλως ausgelassen bei Elias Cret. in Fr. 130) αἵματι μιαινόμενοι οἷον (ὥςπερ ἂν Elias, ὁκοῖον Neumann und Buresch) εἴ τις εἰς πηλὸν ἐμβὰς πηλῷ ἀπονίζοιτο. Μαίνεσθαι δ' ἂν δοκοίη (δοκέοι Neum. Bur.), εἴ τις αὐτὸν ἀνθρώπων ἐπιφράσαιτο οὕτω ποιέοντα. Καὶ τοῖς ἀγάλμασι δὲ (δὲ fehlt bei Clem. und Orig. in Fr. 126) τουτέοισιν εὔχονται ὁκοῖον (ἔχονται οἷον Tub.) εἴ τις δόμοισι λεσχηνεύοιτο (θύειν) [θύειν

Digitized by Google

im Tub. hinzugefügt] <οὔτι γινώσκων (γινώσκοντες H. Weil Rev. d. philologie II 86) θεοὺς οὐδ' ἥρωας οἵτινές εἰσι>. Das letzte Kolon ist aus Orig. von Bywater und Diels hinzugefügt. Inhaltlich schließt sich diesem Bruchstücke das in No. 4 an, das nach Buresch so lautet: Ὅτι ὁ Ἡράκλειτος ὁρῶν τοὺς Ἕλληνας γέρα τοῖς δαίμοσιν ἀπονέμοντας εἶπεν· „δαιμόνων ἀγάλμασιν εὔχονται οὐκ ἀκούουσιν, ὥσπερ ἀκούοιεν, οὐκ ἀποδιδοῦσιν, ὥσπερ οὐκ ἀπαιτοῖεν." Wenn Neumann dieses Bruchstück als Schluß zu No. 2 hinzufügt, so halte ich dies für falsch, da dann die Worte οὐκ ἀκούουσιν und οὐκ ἀποδιδοῦσιν mit dem weit entfernt stehenden ἀγάλμασιν verbunden werden müßten. Wir haben hier vielmehr ein selbständiges Fragment anzunehmen. Es fragt sich nur, ob es zu den echten zu rechnen ist. Diels in seiner Ausg. (Fr. 128) setzt es unter die unechten und bezeichnet es als eine schlechte Variante zu No. 2. Aber für eine bloße Variante scheint es mir doch zu verschieden von dem anderen Fr. zu sein. Auch trägt der darin ausgesprochene Gedanke heraklitisches Gepräge. In der unverständlichen Form freilich, in der es überliefert ist, kann es nicht von H. stammen. Diels streicht das οὐκ von ἀπαιτοῖεν und übersetzt den Schluß so: „die nichts leisten können, als ob sie zu fordern hätten." Aber auch so, meine ich, kommt der Gedanke zu keinem einigermaßen klaren und treffenden Ausdruck. Ich schlage folgende Fassung vor, die mir in ihrer kurzen und scharfen Zuspitzung der Gegensatzpaare H s durchaus würdig erscheint: οὐκ ἀκούουσιν ὅκωσπερ ἀκούουσιν, οὐκ ἀποδιδοῦσιν ὅκωσπερ <ἀποδιδοῦσιν>, οὐκ <ἀπαιτοῦσιν ὅκωσπερ> ἀπαιτοῦσιν. Die beiden Lücken habe ich bereits Berl. Ph. Wschr. 1899, 201 ebenso ergänzt, dort aber ὥσπερ und die beiden Optative stehen lassen. Die Form ὅκωσπερ ist jetzt durch Diels' Bemerkung zu Fr. 29 seiner Ausg. als die allein heraklitische gesichert; die Verbindung dieser Partikel mit dem Optativ aber ohne Hinzufügung von εἰ oder ἄν εἰ darf aus syntaktischen Gründen H. nicht aufgebürdet werden. — No. 3 lautet: Ὁ αὐτὸς πρὸς Αἰγυπτίους ἔφη· „εἰ θεοί εἰσιν, ἵνα τί θρηνεῖτε αὐτούς; εἰ δὲ θρηνεῖτε αὐτούς, μηκέτι τούτους ἡγεῖσθε θεούς. Während Neumann in No. 297 trotz der Einführungsworte πρὸς τοὺς Αἰγυπτίους das Fr. für heraklitisch hielt, erkannte er in No. 298 diese Annahme als irrtümlich, nachdem er inzwischen durch Hiller darauf aufmerksam gemacht worden war, daß eine ähnliche Äußerung mehrfach dem Xenophanes zugeschrieben wird. Ihre ursprüngliche Fassung liegt bei Aristot. rhet. 1400b 5 vor, wo die Angeredeten die Eleaten sind, während an drei Plutarchstellen die Ägypter genannt und an einer (amat. 18 S. 763 D) eine bestimmte ägyptische Gottheit, Osiris, erwähnt wird (Buresch fügt noch Ps.-Plut. apophth. Lac. 228 D hinzu, wo Lykurg den Thebanern antwortet). N. zweifelt hiernach nicht, daß das Citat in den Χρησμοί mit dem Aus-

Digitized by Google

spruche des Xenoph. identisch ist, und wir werden ihm darin beistimmen müssen. Die Einwendungen Bureschs, der die Fassung der Aristotelesstelle nicht für die ursprüngliche hält und in dem Excerpt ein wirkliches Citat aus H.s Werk erblickt, sind nicht stichhaltig. Eine von ihm neu entdeckte Parallelstelle bei Epiphanios (c. 104 I 206 Dind.): Ἄλλος δὲ Ἡράκλειτος Αἰγυπτίοις φησίν· εἰ θεοὶ εἰσι, διὰ τί θρηνεῖτε αὐτούς; beweist nur, daß in spätgriechischen Philosophensprüchen das Apophthegma — denn ein solches ist es ohne Zweifel trotz des Präsens φησίν bei Epiph. — von Xenophanes auf H. übertragen worden ist.

Campbell sucht in der Appendix A zu seinem Theaetet darzuthun, daß H. und Parm. sich wahrscheinlich nicht direkt aufeinander bezogen haben [s. dagegen oben S. 255] und giebt hierbei von Fr. 56 eine Erläuterung, nach der man bei der παλίντονος ἁρμονίη des Bogens an die entgegengesetzte Bewegung der Hände beim Abschießen des Pfeils zu denken hat, wie ja auch der süße Klang der Leier auf einer ähnlichen Spannung und Rückspannung beruht.

Davidson schlägt in Fr. 36 statt ὅκωσπερ vor: ὅκως πῦρ [dasselbe hat, ohne Davidsons Vorschlag zu kennen, Pfleiderer „Die Philos. des H." 1886 im 1. Nachtrag S. 353 ff. nach einem Winke von G. Nestle vermutet], wobei er bemerkt, daß ὅκως bei H. fünfmal und ὅκωςπερ sechsmal vorkommt. Diels liest in seiner Ausg. Fr. 67 ὅκωσπερ <πῦρ>, wie er zuerst bei Ritter und Preller[7] ed. Schultess S. 32 ergänzt hat, und vergleicht dazu Cramer Anecd. I 167, 17 und Pindar Thren. 129. 130 Schr. Die von ihm hinzugefügte Bemerkung, daß H.s Stil ὅκωσπερ, nicht ὅκως verlange, ist gegen Davidsons Konjektur gerichtet. In der That scheint dieser zu irren, wenn er meint, H. habe ὅκως in demselben Sinne wie ὅκωσπερ gebraucht. Von den 4 Stellen, die Bywater im Index für ὅκως anführt, wird es an zweien (Fr. 2 u. 45, an letzterer daneben ὅκωσπερ) im interrogativen, nicht im vergleichenden Sinne angewandt; an der dritten (Fr. 77) steht es im ursprünglichen Texte bei Clemens nicht und wird von Diels gestrichen, und an der vierten (Fr. 100) schreibt Diels mit Meineke ὅκωςπερ (statt ὅκως ὑπὲρ) τείχεος. — Zu den Schlußworten von Fr. 36: ὀνομάζεται καθ' ἡδονὴν ἑκάστου denkt Davidson fälschlicherweise als Subjekt ὁ θεός statt πῦρ (vgl. Diels' Übersetzung).

Ellis glaubt in Fr. 22 u. 25 Verse zu erkennen. Die aber, die er herzustellen sucht, sind äußerst holprig und fehlerhaft. So verlängert er in ὕδωρ die erste Silbe und will uns weismachen, das Wort habe in der philosophischen Poesie diese Quantität gehabt.

Dingeldein erklärt Bernays' Konjektur zu Fr. 4 βορβόρου ψυχὰς ἔχοντος [s. o. S. 301] für überflüssig; der überlieferte Text βαρβάρους

Digitized by Google

ψυχὰς ἐχόντων sei nicht zu beanstanden. Für den Genetivus (subj. oder possess.) des Participiums nach vorausgehendem Dativ (selten Akkusativ) bringt er eine Anzahl Beispiele aus Homer bei und verweist auf Classen Beob. 174 ff. Dieselbe Auffassung der Stelle findet sich bei den meisten neueren Forschern, so bei Schuster, Pfleiderer, Zeller [der S. 716, 5 gegenüber der Einwendung Hirzels in den „Untersuchungen zu Cic." II 164, 2, daß βάρβαρος nicht den bezeichne, der meine Sprache nicht versteht, sondern den, der eine mir unverständliche redet, eine solche Unterscheidung als unerheblich bezeichnet und den Gebrauch von βάρβαρος bei Paulus 1. Kor. 14, 11 vergleicht] und Diels, der die fraglichen Worte treffend so erläutert: „wenn sie Seelen haben, welche die Aussagen der Sinne nicht richtig verstehen können."

Wendland bringt S. 81, 4 zu der in einer stoischen Widerlegung Philons bei Euseb. VIII 14, 43 ff. enthaltenen Bemerkung, die Reinheit der Luft schärfe den Geist nach dem bekannten Worte H.s, mehrere neue Parallelstellen bei, darunter Cic. d. nat. deor. II 42, und fügt hinzu, daß alle zu Fr. 75 angeführten Zeugnisse wohl auf Panaitios (und Poseidonios) zurückgehen; daher erkläre sich die gemeinsame Glosse ξηρή. In den Nachträgen S. 120 bemerkt er, Bywaters Fassung des Fr. (Anm. zu Fr. 75): αὐη ψυχή und seine Annahme einer alten Interpolation seien sehr wahrscheinlich; daß Philon wörtlich οὖ γῆ gelesen habe, sei nicht sicher. Dieser Auffassung schließt sich Diels in seiner Ausg. Fr. 118 an. Vgl. Hense zu Stob. III 5, 8.

Engelbrecht bemerkt über die oben S. 297 bereits erwähnte Bezeichnung Homers als ἀστρολόγος, die von dem Scholiasten zu Il. 18, 521 dem H. in den Mund gelegt wird (Fr. 135 bei Schuster = Fr. 105 Diels; vgl. Bywater zu Fr. 119) gegen Schuster, H. habe hier das Wort nicht in der späteren schlimmen Bedeutung eines Betrügers gebraucht, sondern nur behauptet, daß der Dichter den Einfluß der ἄστρα auf die Geschicke der Menschen lehre; freilich sei in der betreffenden Homerstelle gerade die Hauptsache, daß die Sterne einen solchen Einfluß haben, nicht ausgesprochen. Daraus ersehe man, daß H. die eigentliche Astrologie kannte, eine Kenntnis, die er nicht aus griechischen Quellen geschöpft zu haben brauchte (?). Aus Xenophon Mem. IV 7, 4, wo zwischen Astronomie und Astrologie unterschieden werde, gehe hervor, daß eine eigentliche (judiciarische, apotelesmatische) Astrologie zu Xenophons Zeit in Griechenland nicht bekannt war. Mit solchen Erörterungen ist wenig gewonnen, so lange nicht festgestellt ist, ob wir in dem Homerscholion wirklich eine Äußerung unseres H. zu sehen haben. Bywater bezieht die Worte auf den Milesier Herakleides, während Diels sie für echt zu halten scheint. Vgl. auch Zeller 730, 1.

Tocco zeigt, daß das bei Maximus Tyr. aufbewahrte Fr. 25 nicht,

Digitized by Google

wie es nach der von Max. hinzugefügten Bemerkung scheinen könnte, einen doppelten Weg, sondern einen einfachen, in sich selbst zurückkehrenden Kreisgang angiebt und daher mit anderen heraklitischen Fragmenten, die deutlich den doppelten Weg enthalten, welcher nach Fr. 69 derselbe ist, im Widerspruch steht. Auch das unmittelbare Hervorgehen des Feuers aus der Erde widerspricht anderen Fragmenten, nach denen sich, wie in Fr. 68 und mehreren Plutarchstellen, das Feuer aus der Luft bildet oder, wie in Fr. 21, Feuer und Erde beide aus dem Meere hervorgehen. Allen diesen Schwierigkeiten würde nach Toccos Meinung abgeholfen, wenn man in Fr. 25 γῆς und ἀέρος ihre Stelle vertauschen ließe und so läse: ζῇ πῦρ τὸν ἀέρος θάνατον καὶ ἀὴρ ζῇ τὸν πυρὸς θάνατον · ὕδωρ ζῇ τὸν γῆς θάνατον, γῆ τὸν ὕδατος, wodurch zwei Gegensatzpaare wie in Fr. 67 gewonnen werden. Die Änderung scheint sehr annehmbar und ist auch von Diels aufgenommen worden. Die Schwierigkeit freilich, die daraus entsteht, daß H. nach der glaubwürdigsten Überlieferung die Luft in den Wandlungen der Stoffe aus dem Feuer und in das Feuer überhaupt nicht kennt, ist damit nicht gehoben. Diels vermutet daher, wie bereits oben erwähnt, daß der ἀήρ an unsrer Stelle erst durch stoische Vermittlung hineingebracht worden ist.

Diels hat in seinen Atacta I (s. Bericht I No. 128)*) das Citat des Chrysipp bei Philodem d. piet. S. 81, 15 G.: τὸν πόλεμον καὶ τὸν Δία τὸν αὐτὸν εἶναι besprochen. Dem Chrysipp hat nicht, wie Bywater meint, H. Fr. 44 πόλεμος πάντων πατήρ, sondern Fr. 36 vorgeschwebt, was sich aus Philodem S. 70 ergiebt. In dieser Stelle steckt nämlich außer Fr. 28 noch Fr. 36 in folgender Form (nach Diels' Ergänzung): καὶ <τὰ ἐ>ναντί<α τὸν> θε<ὸν ἐ>ῖναι νύκτα ἡμέραν πόλεμον εἰρήνην κόρον λιμόν.

Beachtenswert, wenn auch keineswegs einwandsfrei, ist auch die Übersetzung der Fragmente H.s bei Burnet S. 133 ff. mit den dazu gehörigen erläuternden Noten. Ich hebe daraus folgendes hervor. In Fr. 2 übersetzt B. den Anfang: „though this discourse is true (zu dieser Bedeutung von ἐόντος vergleicht er Herodot 1, 30) every more." Fr. 23 liest er nach Laert. 9, 9 unter Benutzung einer Konjektur von

*) Aus Atacta II Herm. 22 S. 280 ist zu Epicharm nachzutragen, daß Diels aus dem Worte des Ep. bei Philon Quaest. in Gen. IV 203: „Quicumque minus delinquit, optimus est vir, nemo est enim innocens, nemo reprehensionis expers" das griechische Original in Form von zwei trochäischen Tetrametern zu gewinnen sucht. Ob die Sentenz echt oder den von Axiopistos im 4. Jahrhundert v. Chr. dem Ep. untergelegten Γνῶμαι geschöpft ist, läßt D. unentschieden. Zum Inhalte des Fr. bringt er eine Reihe Parallelstellen.

Digitized by Google

Döhner zu Aët. I 3, 11, 284a 7 (χύσει für φύσει; vgl. Diels Doxogr. Add.): διαχέεται γῆ καὶ θάλασσα μετρέεται. Fr. 26 hält er κριτέες καί für ein christianisierendes Einschiebsel des Hippol. Fr. 30 ist unter οὖρος nicht mit Teichmüller der Arktur, sondern der helle Mittagshimmel (μεσημβρία) zu verstehen. Fr. 45 liest er nach Fr. 56 παλίντονος st. παλίντροπος [s. jedoch oben S. 296]. Zu Fr. 74—76 wird mit Bywater [so auch jetzt Diels] αὖη ψυχὴ σοφωτάτη als die ursprüngliche Form angenommen; nach Eindringen der Glosse ξηρά für αὖη in den Text sei dann αὖη in αὐγή verwandelt worden; diese Lesart sei mindestens so alt wie Plutarch, der vit. Rom. c. 28 αὐγή als Blitz und den Gedanken so verstand: „die weise Seele bricht durch das Gefängnis des Körpers wie der trockene Blitz durch die Wolken." Clemens schloß sich Plut. an. Weiter wurde dann αὐγή in οὖ γῆ korrumpiert und zwar spätestens zu Philons Zeit. Fr. 82 wird ἄρχεσθαι im Sinne von „immer von neuem anfangen" gefaßt, schwerlich richtig; Patrick übersetzt es mit „to be controlled", Diels (Fr. 84) mit „dienen". Fr. 92 will B. statt τοῦ λόγου lesen τοῦ φρονέειν unter Beziehung auf Fr. 91, von dem jenes die Fortsetzung sei; den κοινὸς λόγος hätten die Stoiker hineingebracht. S. jedoch Diels Fr. 2. Fr. 116 ergänzt er als Subjekt zu διαφυγγάνει „the wise man" (?).

3. Zu Heraklits Lehre.

307. G. Teichmüller, Neue Studien zur Geschichte der Begriffe. I. Heft. Herakleitos. Gotha, Perthes, 1876. 2. Heft. Ebd. 1878.

308. J. Mohr, Über die historische Stellung Heraklits v. Ephesos. Göttinger Diss. Würzburg 1876. 51 S.

*309. J. Mohr, Heraklitische Studien. Zweibrücken 1886. Progr. 32 S.

*310. Dauriac, De Heraclito Ephesio. Paris 1881.

*311. A. Matinée, Héraclite d'Éphèse. Paris 1881.

*312. P. Tannery, Héraclite et le concept de logos. Rev. philos. 1883 No. 9 [vgl. Sc. hell. 168 ff.].

*313. E. Soulier, Eraclito Efesio. Saggi di filosofia antesocratica. Rom 1885. VIII, 316 S.

314. E. Pfleiderer, Was ist der Quellpunkt der heraklitischen Philosophie? Universitätsprogr. Tübingen 1886. 53 S.

315. E. Pfleiderer, Die Philosophie des H. v. E. im Lichte der Mysterienidee. Berlin 1886, Reimer. IX, 384 S. gr. 8.

316. Th. Gomperz, Zu Heraklits Lehre und den Überresten seines Werkes. Wien 1887, Gerold. Sonderabdr. aus Sitz.-Ber. d. Wiener Ak., ph.-hist. Kl., 1886 (Bd. 110) S. 997—1055.

Digitized by Google

317. P. Natorp, Besprechung von No. 315 und 316. Philos. Mon.-H. 24 (1888) S. 88—102.

318. Chr. Cron, Zu H. Philol. 47 (1888) S. 209—234. 400—425. 599—616.

319. A. Patin, Heraklits Einheitslehre, die Grundlage seines Systems und der Anfang des Buches. Leipzig 1886. 100 S. 8.

320. A. Patin, Heraklitische Beispiele. 1. Hälfte. Gymn.-Progr. Neuburg a/D. 1891/92. 108 S. 2. Hälfte. G.-Pr. Ebd. 1892/93. 94 S. gr. 8.

321. F. Boll, Alois Patins Heraklitstudien. Bl. f. d. bayr. Gymn.-Schulw. 30 (1894) S. 577—594.

322. A. Aall, Der Logos bei H. Ein Beitrag zu den ideengeschichtlichen Studien. Zschr. f. Philos. 106 (1895) S. 217—252.

323. A. Aall, Geschichte der Logosidee in d. griechischen Philosophie (1. Teil des Werkes: Der Logos. Geschichte seiner Entwickelung in der gr. Ph. u. d. christlichen Litteratur). Leipzig, Reisland, 1896. XIX, 252 S. 8.

324. A. Patin, Neues und Altes zur heraklitischen Logoslehre. Bl. f. d. bayr. G.-Schulw. 33 (1897) S. 385—399.

325. L. Mariupolski, Zur Geschichte des Entwickelungsbegriffs. Berner Studien VI. Bern 1897. VIII, 120 S. 8.

*326. K. Sebestyén, Az ephesosi Herakleitos. Egyet. Philol., 1897. VIII S. 673—682. IX S. 785—794.

*327. Scipio, H. auf christlichem Boden. Prot. Kirchenz. 1889 No. 13.

*328. G. Mayer, H. v. E. und Arthur Schopenhauer. Eine historisch-philosophische Parallele. Heidelberg 1886. 47 S. 8.

Teichmüller wendet sich im 1. Hefte seiner „N. St.“, das sich in seinen beiden ersten Kapiteln mit der Philosophie H.s beschäftigt (das 3. Kapitel über die Abfassungszeit des Buches d. diaeta haben wir ebenso wie den auf dieselbe Schrift bezüglichen 1. Abschnitt des 2. Heftes bereits oben S. 285 besprochen), gegen die Untersuchungen Schusters „H. v. Eph.“ Acta soc. phil. Lips. III 1873 (vgl. Susemihl Fortschr. I 5 S. 530 ff.). In zwei wichtigen Punkten hat Schuster, wie T. überzeugend darlegt, die Lehre H.s völlig mißverstanden: 1. Er stempelt ihn zu einem reinen Empiriker und Sensualisten, indem er durch verfehlte Interpretations- und Konjekturalkünste die dieser Auffassung widerstrebenden Zeugnisse umzudeuten sucht (ein bezeichnendes Beispiel ist besondes die Art, wie er die ἀφανὴς ἁρμονίη bei H. zu beseitigen sich bemüht). 2. Er leugnet die beständige tägliche Umwandlung der Dinge und verflüchtigt das πάντα χωρεῖ καὶ οὐδὲν μένει zu dem trivialen

Digitized by Google

Satze, daß kein Ding in der Welt dem schließlichen Untergange entgeht. Vgl. Zeller 635 ff., 1. Teichmüllers eigene Auffassung des heraklitischen Systems ist geistvoll und vielfach originell und eröffnet uns hier und dort einen tieferen Einblick in die Gedanken des „Dunkeln". Aber die fast unbedingte Zustimmung, die sie unmittelbar nach dem Erscheinen des 1. Heftes bei Männern wie Lotze (Gött. gel. Anz. 1876, 449 ff.) und Boutroux (Rev. philos. 1877, 146 ff.) sowie noch zehn Jahre später bei Tannery, Sc. hell. 171 ff. gefunden hat, verdient sie nicht. Wenn T. sich in den „Aphorismen" am Schlusse des 2. Heftes der „N. St." S. 256 ff. dieser Beistimmung freut und darin eine Bestätigung seiner scharfen Angriffe auf die „ganz veraltete Methode" Zellers erblickt, so liegt darin eine starke Überschätzung des Wertes seiner Untersuchungen. Vor einer besonnenen und objektiven Kritik, wie sie besonders Zeller an verschiedenen Stellen seiner Ph. d. Gr. geübt hat (vgl. auch Kreyenbühl Theol. L.-Bl. XII 77 und M. Heinze L. C.-Bl. 1877 No. 30, auf deren Angriffe T. in den „Aphorismen" § 3 antwortet), können die Hauptergebnisse dieser Untersuchungen zum größten Teile nicht bestehen. Eine Ausnahme hiervon scheint mir nur die sehr beachtenswerte Erörterung über den Weg zu machen, auf dem H. zu der ihm eigentümlichen Grundanschauung gelangt ist. T. betont eindrucksvoller, als dies vor ihm geschehen war, die physikalische Grundlage der Lehre H.s. Wenn diesem auch, wie seine naiv-kindliche Kosmologie zeigt, die doch schon durch Anaximander angebahnte wissenschaftliche Naturforschung völlig fern lag, so bot doch die Natur mit ihrem ewigen Wechsel, mit ihren Prozessen der Verdampfung, Verschlammung, Verbrennung u. s. w., ihren Gegensätzen von Licht und Dunkel, Tag und Nacht, seiner aufmerksamen Beobachtung und seiner denkenden Betrachtung reichen Stoff. Vor allem erregte die tägliche Erfahrung, die er an dem leicht beweglichen Feuer und seinen Wandlungen machte, seine Aufmerksamkeit; sie war es, die ihn in diesem Element, in seiner ewigen Wandelbarkeit und Lebendigkeit das Prinzip aller Dinge und alles Lebens sehen ließ. So ist der Ausgangspunkt der heraklitischen Philosophie Physik und nicht Metaphysik. Dieser Auffassung können wir uns im allgemeinen anschließen, nur muß man sich dabei immer gegenwärtig halten, daß das äußere, sichtbare Naturgeschehen der tiefsinnigen Spekulation des ephesischen Weisen sofort zu einem inneren, unsichtbaren Vorgange wird, daß ihm Physisches und Metaphysisches, Stoffliches und Geistiges untrennbar und ununterscheidbar miteinander verbunden erscheinen und so das sinnlich wahrnehmbare Feuer von Anfang an in seiner Vorstellung eine allgemeine, symbolische Bedeutung erhält (s. Zeller 643 f.). Man kann daher von einem prius oder posterius des Physischen oder des Metaphysischen in der Entwicke-

Digitized by Google

lung der Gedankenwelt H.s nicht gut reden; in dem Augenblick, wo sich ihm die sinnlichen Erfahrungen und Beobachtungen zu einer einheitlichen Konzeption zusammenschlossen, war beides unlöslich miteinander verbunden. Es ist demnach auch zwecklos, die Frage entscheiden zu wollen, ob der Satz vom Flusse aller Dinge dem vom immer lebenden Feuer zeitlich vorangegangen ist oder umgekehrt dieser jenem, wie T. im Gegensatze zu Schuster und Zeller, dessen Ausführungen er übrigens hier wie auch sonst öfters mißversteht (s. Zeller 614, 1), darzuthun sucht. Spricht für die zweite Annahme der Zusammenhang, in dem H. unzweifelhaft mit der altionischen Stofflehre stand, so läßt sich zur Begründung der ersten mit gleich gutem, ja vielleicht noch mit besserem Rechte anführen, daß gerade das Eigentümliche und Neue in H.s Sytsem der Gedanke der ewigen und unablässigen Bewegung war. Man kann den einen oder den andern dieser beiden Gedanken als den wichtigeren, als den springenden Punkt der ganzen Lehre betrachten oder auch, wie dies andere Forscher gethan haben (s. u.), auf den dritten Kernsatz H.s, den von den Gegensätzen und ihrer Harmonie, den Hauptnachdruck legen. Aber nie und nimmer wird man beweisen können, daß sich in H.s Seele diese drei in seinem System aufs engste miteinander verbundenen Sätze notwendig in dieser oder jener Folge entwickelt haben. Man könnte daher die Genesis des Systems, wie sie sich T. vorstellt, als ebenso berechtigt gelten lassen wie die abweichenden Rekonstruktionsversuche anderer, wenn er sich nicht gerade da, wo es sich darum handelt, das Wesen und die Bedeutung des Feuers bei H. näher zu bestimmen, zuerst einer starken Übertreibung und dann eines offenbaren Widerspruchs schuldig machte. Die Übertreibung liegt darin, daß er H. nicht nur ausschließlich von der Beobachtung des wirklichen Feuers ausgehen läßt, sondern dieses, „wie man es sieht und prasseln hört", einfach dem weltschöpferischen, allgegenwärtigen Feuer gleichsetzt, während H. mit diesem Namen auch das Warme (die trockenen Dünste) und den Hauch (die ψυχή) umfaßt. Im Widerspruche aber mit dieser Auffassung steht die weiterhin entwickelte Ansicht, H. habe deshalb gerade das Feuer unter allen Verwandlungsformen der Natur zum Prinzip erhoben, weil alle anderen nur die Potenz oder, heraklitisch ausgedrückt, die Verborgenheit, der Versteck des Feuers seien, in diesem dagegen sich der Aktus offenbare. Damit giebt er doch völlig die von ihm vorausgesetzte rein physikalische Grundlage des Feuers preis und schiebt überdies in unzulässiger Weise dem alten Naturphilosophen aristotelische Anschauungen unter. Vgl. Zeller 644 ff. Die Willkür, mit der hier in H.s Lehre fremde Gedanken hineingetragen werden, tritt uns auch sonst mehrfach in der Abh. entgegen. Dahin gehört z. B. die Identifizierung des Dionysos-Hades mit der sich in der Erde [richtiger

Digitized by Google

wäre dem Meere] verbergenden und aus ihr wieder sich bildenden Sonne sowie die wunderliche Deutung des 127. Fr., nach der H. das Ansingen der Schamglieder des Dionysos deshalb für nicht schamlos erklärt hätte, weil Dionysos, wie T. aus einer falsch gelesenen und daher auch falsch verstandenen Stelle bei Plut. d. Is. 362 D (für αἰδοῦς υἱόν ist wahrscheinlich mit Hercher πλούσιον zu lesen) entnimmt, der Sohn der Scham sei. Vgl. Zeller 728 f., 1, wo auch der Versuch Teichmüllers, den Mythos von der Geilheit des Dionysos bei Clem. als von H. berücksichtigt hinzustellen, zurückgewiesen wird. Unzutreffend ist auch die Behauptung, H. habe kein Fortleben der Seele nach dem Tode gekannt; die Deutung von Fr. 71, mit der sie begründet wird, und nach der die πείρατα das jenseitige Gebiet der Seele bezeichnen, wo sie sich in das Wasser und in die Erde d. i. in den Hades unfindbar verliert, ist ebenso unhaltbar wie die Vermutung, es sei vielleicht πέρατον oder περάτην χώραν zu lesen. Zu beanstanden ist ferner auch die Auseinandersetzung über den Logos bei H. Vergeblich bemüht sich T., aus diesem Begriffe die Bedeutung „Wort, Rede" völlig auszuscheiden, und wenn er den Logos auf der einen Seite als denkend und selbstbewußt bezeichnet und auf der andern ihm jede Persönlichkeit abspricht und ihn, die umfassende Weltvernunft von dem allgemeinen Wechsel zwischen Wachen, Schlaf und Tod nicht ausnimmt, ja ihn wie die Sonne täglich untergehen und neu entstehen läßt (s. dagegen Fr. 27 τὸ μὴ δῦνόν ποτε), so liegt darin wiederum ein entschiedener Widerspruch. S. Zeller 670 f. Einspruch muß endlich auch gegen die Art erhoben werden, wie T. den ja sicher vorhandenen Gegensatz zwischen Xenophanes und H. formuliert: dieser sei mit seiner Behauptung der Immanenz Gottes in der Welt der Transcendenzlehre jenes entgegengetreten. Xenoph. hat seine Gottheit keineswegs transcendent gefaßt; er ist ebenso wie H. entschiedener Pantheist. — Daß diesen und ähnlichen Fehlgriffen auch manche treffende oder doch beachtenswerte Auseinandersetzungen gegenüberstehen, ist schon angedeutet worden. Dahin gehören die Ausführungen über die Einheit von Tag und Nacht, über die Elemente und den Weg nach oben und unten, über den Parallelismus des Physischen und Psychischen, des Feuers und der Vernunft (s. besonders die schönen Bemerkungen über das εἰλικρινές und καθαρόν), über die Bedeutung des Streites und der Gegensätze, über die Lehre von den Weltperioden und der ἐκπύρωσις. Was die letzgenannte betrifft, so faßt T. die Weltverbrennung H.s, die er in geistvoller und meist zutreffender Weise mit den Lehren anderer griechischer Philosophen und außergriechischer Religionen, darunter auch des Christentums, vergleicht, mit Zeller und Schuster im Gegensatze zu Schleiermacher und Lassalle nicht als den täglich sich wiederholenden Verbrennungsprozeß der einzelnen

Digitized by Google

Dinge, sondern als eine allgemeine Umwälzung der Welt auf. Sicher würde T. auch in den anderen oben erwähnten Punkten der Wahrheit näher gekommen sein, wenn er den Wortlaut der Fragmente schärfer ins Auge gefaßt und seinen allgemeinen Erörterungen eine streng philologische Interpretation und Kritik zu grunde gelegt hätte. Wie sehr er es hieran hat fehlen lassen, dafür ließen sich außer den erwähnten Beispielen noch manche andere anführen.

Auf einem völlig falschen Wege befindet sich T. im 2. Abschn. des 2. Heftes der N. St.: „Heraklit als Theolog" S. 130 ff. Man sollte es kaum für möglich halten, daß ein Forscher, der kurz vorher noch das tiefsinnige und alle Züge einer selbständigen Gedankenarbeit und einer auf sich selbst ruhenden Persönlichkeit an sich tragende System H.s in allem Wesentlichen nur aus den eigenen Voraussetzungen seines Urhebers zu begreifen versucht hatte, jetzt plötzlich den ephesischen Weisen in ein sklavisches Abhängigkeitsverhältnis zu den Dogmen und der Mythologie eines in philosophischer Hinsicht so tief unter den Griechen stehenden Volkes wie die Ägypter hineinzwängt. Vergeblich bemüht sich Verf., seiner Untersuchung den Anschein der Wissenschaftlichkeit zu geben; er kann die Geister eines Creuzer, Röth und Gladisch, die er heraufbeschworen hat, nicht los werden. Wenn auch das Material, das ihm die neuere Ägyptologie bietet, bedeutend reichhaltiger und vielfach anderer Art ist als das den genannten Forschern zu Gebote stehende, so steht er doch grundsätzlich kaum auf einem anderen Standpunkte. Auch er läßt H. nicht etwa bloß gewisse religiöse Anschauungen, was man bis zu einem gewissen Grade gelten lassen könnte (s. o. S. 153), sondern seine tiefsten philosophischen Gedanken aus dem ägyptischen Glauben schöpfen, ob direkt [soll H. etwa auch, wie Pythagoras, in Ägypten gewesen sein?] oder indirekt, will er nicht entscheiden. Ja, er bleibt nicht bei H. stehen, sondern glaubt, ähnlich wie Röth auch bei manchen anderen Philosophen wie Xenophanes, Parm., ja selbst bei Platon und Aristot., eine Beeinflussung ihrer Lehren durch ägyptische Weisheit zu erkennen. Als Bedingungen für die Annahme der Abhängigkeit eines Philosophen von einer fremden Religionsanschauung stellt er folgende auf: Der Philosoph muß neben und über der weltlichen Erkenntnisquelle eine Offenbarung annehmen, die Gedanken müssen im allgemeinen übereinstimmen und absonderliche Einzelheiten sich aus der fremden Mythologie erklären lassen. Alle drei Bedingungen sieht er bei H. erfüllt. Aber daß für diesen die „Offenbarung" eine Erkenntnisquelle gewesen sei, wird durch die höchst bedenklichen Deutungsversuche, wie sie H. an Fr. 12 (hier bringt er es sogar fertig, die Grundzüge einer Inspirationslehre zu erkennen) und Fr. 7 macht, durchaus nicht erwiesen. Und was die zahlreichen Über-

Digitized by Google

einstimmungen betrifft, so würde es nicht gar so schwer sein, eine annähernd gleiche Zahl mit anderen zeitgenössischen Religionslehren ausfindig zu machen, wie ja auch in der That noch bis in die neuesten Zeiten eine weitgehende Abhängigkeit H.s von dem Parsismus vermutet worden ist (s. o. zu No. 145). Es erscheint hiernach überflüssig, auf die einzelnen Ergebnisse dieser auf so schwankem Grunde ruhenden Vergleichung einzugehen. Erwähnt sei nur, daß H. nach T. nicht nur eine Anzahl mythologischer Vorstellungen, sondern auch die wichtigsten Bestandteile seines philosophischen Systems wie die Einheit der Gegensätze, den ewigen Fluß aller Dinge, die Vorstellung des Krieges, den Logos und seine Verbindung mit dem Feuer, den heiligen Urkunden der Ägypter, insonderheit dem Totenbuche entlehnt haben soll. Wozu, fragt man unwillkürlich, hat sich da T. in der ersten Abh. die saure Mühe gegeben, alle diese Sätze aus dem innersten Quell der heraklitischen Weltanschauung abzuleiten? Mit besonderer Ausführlichkeit behandelt T. die angebliche Identität des ägyptischen Horus und des heraklitischen Gottkindes (Fr. 79); er glaubt diese unter Verwerfung der von Bernays angenommenen Anspielung auf Il. *O* 361 ff. und aus einer kleinen Statuette im Baseler Museum, die unzweifelhaft Horus das Kind, Hor pe chrot oder den sogenannten Harpokrates darstelle, sowie aus der Thatsache, daß nach ägyptischer Anschauung selbst die Götter und Toten in der Unterwelt Brett spielen, erschließen zu dürfen. Auch für die Vorstellung vom täglich neuen Helios-Dionysos sucht er den Ursprung in dem ägyptischen Horus und ist geneigt, in der Inschrift auf der genannten Statuette das Original des heraklitischen ἥλιος ἐφ' ἡμέρῃ νέος zu sehen. Also H. in einem seiner eigentümlichsten, mit seiner ganzen Lehre aufs innigste zusammenhängenden Aussprüche ein bloßer Übersetzer einer ägyptischen Inschrift! Wem wird das glaublich erscheinen? Außer Tannery, der auch solche Phantasmagorien Teichmüllers für bare Münze nimmt, sicherlich niemandem. Auch für das Ringen der Seelen im Hades findet Verf. Analogien im ägyptischen Totenbuche. Den ägyptischen Ursprung dieser und ähnlicher Aussprüche und Gedanken H.s hat er durch seine Berufung auf entsprechende Wendungen in den ägyptischen Texten nicht im entferntesten bewiesen oder wahrscheinlich gemacht. Es soll jedoch nicht bestritten werden, daß eine gewisse Kenntnis ägyptischer Lehren, besonders astronomischer, zu H. gedrungen sein kann. So ist es nicht unmöglich, daß, wie T. behauptet, die merkwürdige Auffassung der Gestirne als Kähne oder Tröge bei H. auf eine ähnliche Vorstellung bei den Ägyptern zurückgeht. Wenn er freilich in dieser Lehre H.s nur eine Vergleichung, eine Metapher, zu sehen glaubt, so können wir ihm nicht beistimmen; die Worte πρὸς

Digitized by Google

τὴν φαντασίαν bei Aët. II 28, 6, auf die er sich hierbei stützt, hat er gründlich mißverstanden.

Mohrs erste Abh. (No. 308) ist wissenschaftlich völlig bedeutungslos. Verf. behauptet in allem Ernste, daß bei Laert. IX 8 ff. der Gedankengang der heraklitischen Physik vorliege, und sucht auf dieser Grundlage die Reihenfolge, in der H. seine Hauptlehren vorgetragen hat, wiederherzustellen. Weil Laert. die Bestimmung des Grundstoffes als Feuer voranstellt und die Flußlehre erst an dritter Stelle erwähnt, steht es ihm fest, daß die erstere die Quintessenz und der Ausgangspunkt des Philosophierens H.s war, und daß es falsch ist, die letztere für die dominierende Lehre zu halten. Aus der Thatsache, daß Laert. den λόγος nicht anführt, schließt er, dieser müsse nur vorübergehend in seinem Werke berührt worden sein. Aber ganz genügt ihm diese Quelle doch nicht; er hat noch eine zweite entdeckt, und dies ist — man höre und staune! — Diogenes von Apollonia. Alles, was dieser sagt, hätte wohl auch H. unterschrieben (!!). Aus ihm ergebe sich auch, daß sich die Lehre vom Gegensatze aus der vom Flusse entwickelt habe. Das genügt, um den bodenlos unkritischen Standpunkt Mohrs zu kennzeichnen. Im einzelnen wimmelt die Arbeit von Mißverständnissen, Widersprüchen und Unklarheiten. Nicht ganz ohne Wert ist der Versuch, die den Anfang des heraklitischen Werkes bildenden Fragmente zu ermitteln und zu ordnen. Er berührt sich hier teilweise mit Patin, indem er wie dieser auf Fr. 2 Fr. 5 und 93, nur in umgekehrter Ordnung, folgen läßt. Vgl. M. H(einze) Litt. C.-Bl. 1877, 983 f. — In der 2. Abh. (No. 309) sucht M., wie ich aus dem Berichte v. Arnims D. L.-Z. 1887, 410 ersehe, nachzuweisen, daß H. im engsten Zusammenhange mit Anaximenes und Anaximander stehe. Nach Arnims Urteil ist ihm der Beweis nicht gelungen. Auch hier benutzt er wiederum das Excerpt des Laert. als eine Quelle ersten Ranges, die er „eigentlich zuerst entdeckt haben will", und versteigt sich zu der Behauptung, Laert. habe das Buch H.s selbst ausgeschrieben (!).

Zu Souliers Schrift, die mir leider nicht zugänglich gewesen ist, verweise ich auf die Rezension von E. Wellmann D. L.-Z. 1885, 1299 f., Th. Reinach Rev. crit. 1886, 324, Schaarschmidt Philos. Mon.-H. 2887, 623 und die anonym erschienene im L. C.-Bl. 1886, 715. Sie scheint danach zu den bedeutenderen Arbeiten auf dem Gebiete der Heraklitlitteratur zu gehören. Über einzelne seiner Ansichten s. Zeller 631 Anm.; 646, 4; 652, 1; 659 Anm.; 723, 3 und Chiappelli in der unter No. 145 besprochenen Abh.

Pfleiderer giebt zunächst in der Tübinger Abh., die er im Eingange seines größeren Werkes wieder hat abdrucken lassen, eine

Digitized by Google

vorläufige Begründung seiner Auffassung der heraklitischen Philosophie. Die Lehre vom Fluß und von den Gegensätzen darf trotz Platon nicht als Grundgedanke H.s betrachtet werden, weil er sich dann nicht mit der Anschauung der Menschen in einen so schroffen Gegensatz gestellt haben würde. Auch ist er nicht wesentlich von seinen Vorgängern beeinflußt worden, und mit Unrecht hat Lassalle seine Lehre mit dem Satze des Anaximander von der ἀδικία des Einzeldaseins in engere Beziehung gesetzt. Der Quellpunkt seines Philosophierens ist vielmehr in der Religion zu suchen, aber nicht in dem Polytheismus Homers und Hesiods, sondern in dem Mysterienwesen, das den Charakter der Naturreligion weit mehr bewahrt hatte als der poetische Polytheismus. Als Kodride und βασιλεύς von Ephesos, d. h. als Vorsteher der dortigen Filiale der eleusinischen Mysterien und durch seine Beziehungen zum Artemistempel konnte H. wohl eine genauere Kenntnis dieses Kultus besitzen. Die „Mysterienidee" hat er dann aber selbständig verarbeitet und ist so zum „religionsphilosophischen Metaphysiker" geworden. Wie wird nun diese Hypothese in dem Hauptwerke Pfleiderers näher begründet und ausgeführt?

Pf. beginnt im Abschn. I mit „H.s Stellung in methodologisch-erkenntnis-theoretischer Hinsicht". Dem wahren Weisen geht es nach H. beim Lernen und Forschen wie den Goldgräbern: non multa, sed multum ist seine Devise, und er verwirft die Vielwisserei. [Aber Fr. 8, auf das sich Verf. hier bezieht, geht nicht auf die Weisen, sondern auf die große Menge.] Man muß trotz des Umblicks stets kontemplative Einkehr bei sich selbst halten und in der Tiefe des eigenen Innern den Geist der Sache zu erfassen suchen. In diesem Sinne ist Fr. 80: ἐδιζησάμην ἐμεωυτόν zu verstehen: ein stolzer Ausspruch, in dem aber kein persönlicher Hochmut liegt; verwirft doch H. in anderen Fragmenten das private Belieben und den Übermut und fordert dagegen Anschluß an das ξυνόν, das nicht etwa mit Schuster äußerlich quantitativ als das, was alle annehmen, also im Sinne eines platten common sense, sondern als „innerliche Allgemeinheit" zu fassen ist. Damit erklärt sich der hohe Wert, den H. auf das „Instinktive" legt, „das aus der unbewußten Tiefe des Natur- oder Vernunftgrundes hervorbricht". H.s Offenbarungsstandpunkt ist nicht ein mythologischer, wie ihn Teichmüller in Fr. 12 erkennen will, sondern der allgemein menschliche und spekulativ-philosophische, der an Spinozas „sub specie aeternitatis", an die „intellektuelle Anschauung" und noch schlagender an das „absolute Wissen" erinnert. Wenn H. nach einigen Schriftstellern erklärte, er wisse alles [aber dies ist kein Ausspruch H.s; Proklos (bei Bywater zu Fr. 80), auf den sich Pf. beruft, hat das ἑαυτὸν πάντα εἰδέναι willkürlich in H. hineingelesen und zwar, wie mir scheint, nicht in Fr. 80, sondern in Fr. 2], so ist

Digitized by Google

dieses „Alles wissen" wieder nicht pluralistisch-quantitativ zu fassen, sondern auf die generelle Erkenntnis „der Natur oder des Wesens des All (so!), von welcher Art es ist", zu beziehen. Dabei denkt er nicht an sich selbst als Individuum, sondern glaubt, daß er die Erkenntnis nur in Kraft einer weltlenkenden Vernunft besitze. Mit solchen Gedanken, die in ihrer Tiefe und Strenge der noch an plastische Darstellung gebundene Philosoph nur in symbolisierender Sprache wiedergeben konnte, stellte er sich in schroffen Gegensatz zu der irrtümlichen Weltauffassung der Menge. Die Quelle dieses Irrtums aber sind nicht die Sinne als solche. Fr. 13 darf weder mit Schuster sensualistisch noch antisensualistisch gedeutet werden; es bezweckt nur eine praktische Abwägung zwischen den Genüssen der niederen Sinne, denen die Menge frönt, und der idealen Lust, die uns durch die höheren Sinne, Auge und Ohr, und weiterhin überhaupt durch die Erkenntnis verschafft wird [eine gute und annehmbare Deutung]. Wenn H. im Sinnenfälligen nichts als Trug und Schein sähe, so könnte er nicht, wie er dies wiederholt thut, von der Wahrheit reden, die uns auf Schritt und Tritt umgiebt. Der Kardinalirrtum der Menge liegt nicht darin, daß sie sich der Sinne bedient — denn Augen und Ohren sind brauchbare, ja unentbehrliche Zeugen —, sondern darin, daß sie keine Vernunft noch Einsicht hat, daß ihr Denken stumpf, kurzsichtig, prosaisch-schwunglos ist, daß ihr das Ganze des Kosmos in diskrete Einzelheiten und absolute Gegensätze zerfällt. Die wahre Weisheit muß des einen Lebens inne werden, das sich durch alles einzelne hindurchzieht (Fr. 19). Das aber ist Mysterienlehre im Unterschied vom populären Polytheismus (?). Aus dieser Mysterienidee sind nun, wie Pf. in Abschn. II darzulegen sucht, „die materialen Hauptsätze H.s in ihrer abstrakt-metaphysischen Form (!)" zu erklären. Über den Grundgedanken der Mysterienlehre kann kein Zweifel sein (?). „Es ist der alternierende Gegensatz und Wechsel zwischen dem lichten, warmen Leben hier oben und dem dunkelen, kalten Tode dort unten, in welchen beiden Phasen sich ein und dasselbe, nennen wir es Natur oder Seele oder Gottheit, zu bewegen und auch bei dem scheinbaren Untergang zu erhalten weiß." H. brauchte nur diesen Gedanken konsequent weiterzudenken und die nackte Thatsache jenes Alternierens zu motivieren, um folgende Auffassung zu gewinnen: „Unzerstörbar ist die Feuerkraft des Lebens, welches auch im scheinbaren Tode, in den es oscillierend übergeht, überhaupt aber in allen, überall regsamen Gegensätzen und in den rastlosesten Wandlungen sich nicht nur erhält, sondern allzeit siegreich durchsetzt und eben in dieser Probe seine wahre Lebenskraft erweist." Diese oscillierende Identität von Leben und Tod ist aber bei H. nicht im Sinne einer „kalt theoretischen Taxationslosigkeit (so!)", die auf beide Glieder des Gegen-

Digitized by Google

satzes gleichen Wert legt, zu verstehen, auch nicht im Sinne der pessimistischen Lebensauffassung eines Theognis, Pindar und Sophokles, die nach Pf. mit der gewöhnlichen Weltansicht zusammenfällt (?) [Pf. verweist auf Fr. 64, das er aber ganz willkürlich auslegt], sondern der Nachdruck ist von vornherein auf das positive Glied, das Leben, zu legen. Diese richtige, optimistische Auffassung, die schon in der Mysterienlehre: „Hades und Dionysos ist dasselbe" steckt [aber wie kommt Verf. dazu, diesen Gedanken als Mysterienweisheit zu bezeichnen? H. spricht ihn Fr. 127 in einer Polemik gegen das schamlose Treiben der Mysten als seinen eigenen aus], tritt uns in Fr. 35. 36. 78 und in einer von Bywater zu Fr. 78 angeführten Stelle des Sextus entgegen [Pf. glaubt in der letztgenannten Stelle ein echtes Fr. H.s zu erkennen, was nicht unmöglich ist (s. jedoch Zeller 710, 7); unmöglich aber ist der „feine Sinn", den er in sie hineindeutet]. Als echter spekulativer Denker erhebt sich H. über den Spezialfall Leben und Tod; er dehnt seine Betrachtung über das weite Gebiet der Gegensätze aus und zeigt an zahlreichen Beispielen, daß der Gegensatz überhaupt kein Übel in der Welt ist, sondern eine notwendige Bedingung von Leben, Wohlsein und Harmonie. [Damit schiebt Pf. dieser ganzen Gegensatzlehre H.s eine „apologetische Tendenz" unter]. Die Harmonie bezeichnet H. Fr. 45 (und 56) als παλίντονος (παλίντροπος) ὅκωσπερ λύρης καὶ τόξου. Bei einem so prägnanten Ausspruch hält sich Pf. für berechtigt, ein Ineinanderfliessen mehrerer Deutungen anzunehmen, und legt das Fr. so aus: „Wie Bogen und Leier schon äußerlich und sinnlich, in ihrer ruhenden Form und im bewegten Gebrauch, einander nahe verwandt, gleichermaßen die Palintonie darstellen, so gehören sie fürs andere auch metaphysisch als Bezeichnung für die in einander umschlagenden Gegensätze zusammen; denn sie sind die stehenden Attribute Apollos des Tötenden und Belebenden." Der Gegensatz erweist sich so als das dem Göttlichen selbst Willkommene, von ihm Gesuchte und freiwillig Übernommene. [Über die Unzulässigkeit dieser Erklärung s. Zeller 659 f.] Die Lehre vom allgemeinen Fluß der Dinge ist nicht, wie Zeller es darstellt, ein Antecedens, sondern ein Konsequens der Gegensatzlehre, nicht die Prämisse, sondern eine Schlußformulierung der heraklitischen Metaphysik. — Ein besonderes Kapitel widmet Pf. der Erklärung von Fr. 79: αἰὼν παῖς ἐστι παίζων πεττεύων συνδιαφερόμενος (das letzte Wort aus Lukians διαφερόμενος nach einer Vermutung von Bernays hinzugefügt). Die ganze Erörterung wiederholt im wesentlichen die bereits zu S. 314 von uns berührte Deutung Teichmüllers (N. St. 2 S. 187 ff.), nur mit dem Unterschiede, daß Pf. weniger Gewicht auf die ägyptische Horusidee legt als T. Der Sinn des Fr. ist nach Pf.: „Es ist die Unzerstörbarkeit des Lebens, welches in ewiger Jugend-

Digitized by Google

frische aus dem scheinbaren Tode neugeboren wird oder sich selbst gebiert: ihm ist der Gegensatz überhaupt kein herbes Muß, sondern eher eine Lust, ein Spiel (παίζων); denn in rastloser Veränderung oder allgemeiner, in ewigen Phasenwechsel (πεσσεύων) bewahrt es seine Identität, da es ja mit sich selbst spielt oder sein eigener Partner ist (συνδιαφερόμενος)." — Abschn. III („die konkrete Korrelatanschauung vom immerlebenden Feuer als Prinzip der Welt") behandelt H.s Physik. Das heraklitische Feuer ist weder mit Schleiermacher und Lassalle symbolisch-unsinnlich noch mit Teichmüller als wirkliches Feuer des Herdes und des prosaischen Hausgebrauches zu fassen. Es ist eine Art von Urstoff, der aber fließend und oscillierend zwischen gröberer, feiner und feinster Bedeutung zu denken ist. Auch hier herrscht ein beständiges Wechselverhältnis, eine fortwährende ἐναντιοδρομία der Anschauung und des Gedankens. Vor allem ist das Feuer kongruent mit der heraklitischen „Fundamentalidee des Lebens", und ebenso stimmt es mit dem Gedanken des Gegensatzes und des Wechsels in der Natur; dagegen mit der Lehre von der fließenden Bewegung hat es eine schwächere Verwandtschaft, was Zeller nicht beachtet hat, an dessen „nüchtern abwägende" Darstellung sich Pf. sonst im großen und ganzen anschließt. Vom Gesichtspunkte des absoluten Flusses wäre das Wasser oder die Luft ein geeigneteres Prinzip gewesen. Wie H. überhaupt kein Kosmologe oder theoretischer Physiker ist [dies soll u. a. auch Fr. 20 beweisen, das so erklärt wird: „wie keiner der Götter diese Welt realiter geschaffen, so hat sie auch kein Mensch idealiter nachgeschaffen", eine sprachlich wie logisch ganz haltlose Interpretation; s. Zeller 645, 1], so verficht er auch mit seiner Feuerlehre nur seine metaphysische Grundtendenz auch auf physikalischem Gebiete und betont demgemäß besonders seine unverwüstliche Lebenskraft. — Auch in der Besprechung der „Wandlungsstufen des Feuers" folgt Verf. in der Hauptsache der Zellerschen Darstellung. Da, wo er diesen bekämpft, oder seine eigenen Wege geht, sind seine Ausführungen meist unklar oder geradezu verfehlt; so, wenn er neben dem alternierenden Nacheinander jener Stufen von einem beständigen dialektischen (!) Ineinanderoscillieren derselben als dreier bereits bestehender „Parteien" (so!) redet. Unbegreiflich ist es, wie Pf. außer einer durch das Feuer repräsentierte Unzerstörbarkeit der Kraft — dies mag man als moderne Formulierung der Anschauung H.s gelten lassen — und außer einer Konstanz der Masse im ganzen eine solche auch nach den Hauptgebieten des Stofflichen bei H. annehmen kann. Unmöglich können doch Wasser und Erde unverändert bleiben, da sie sich ja nach H. allmählich in Feuer rückwandeln und schließlich in der ἐκπύρωσις ganz darin aufgehen. Auch hatte Pf. kein Recht, Zellers Auffassung von dem Umwandlungs-

Digitized by Google

prozesse so zu deuten, als ob im Resultat jede Veränderung des Weltbildes wegfiele und dieses sich von Ewigkeit zu Ewigkeit gleich bliebe, wenn auch hinter den Kulissen ein unablässiger Wechsel der Komponenten jenes Resultates stattfände. Das heißt doch Zellers Absicht, der S. 681 nur von einem Schein des Beharrens redet, fast in ihr Gegenteil verkehren. Pf. macht sich hier derselben übertriebenen Konsequenzzieherei schuldig, die Teichmüller mit Recht an Schuster getadelt hat. Die eigene Ansicht des Verf. geht dahin, daß ein absoluter Ausgleich der Stoffe nur im Unendlichen vollzogen erscheint, wo sich rastlos jede ἐκπύρωσις mit einer korrelaten διακόσμησις deckt, während in unserer jetzigen Welt die konkreten Dinge beständig zwischen einem maximum und minimum, einem maius und minus hin und her schwanken. Einen wesentlichen Unterschied von Zellers Darstellung vermag ich darin nicht zu erkennen. — Was Pf. über die tägliche Neugeburt der Sonne und die Beschaffenheit der Gestirne bemerkt, deckt sich fast vollständig mit Teichmüllers Auffassung, dessen Anlehnung an das Ägyptische er hier in viel höherem Maße gelten läßt als sonst. Nur für Fr. 30 weist er mit Zeller die allzu künstliche Deutung Teichmüllers ebenso wie die Schusters zurück; er selbst versteht es so: Nord- und Südpunkt unseres vulgären Halbkugelhorizontes sind die Maxima und Minima von Nacht und Licht, Ost und West dagegen die entgegengesetzt fließenden maiora und minora (?). Er nimmt mit Recht nach dem Vorgange Zellers und Schusters eine in großen Weltperioden sich immer wiederholende Weltzerstörung und Weltentfaltung an, kann ihr aber nicht mit Schuster eine so große Bedeutung wie der täglichen Erneuerung der Sonne beimessen; nur so sei es zu erklären, daß Platon Soph. 242 C diese Lehre H.s unberücksichtigt lassen konnte. Eine eigentümliche Deutung giebt er den Ausdrücken χρησμοσύνη und κόρος in Fr. 24. Er versteht unter χρ. das „tiefe, innere Bedürfnis" oder „den kerngesunden Trieb, der zur διακόσμησις führt", und unter κ. zwar eine Sättigung, aber eine solche, die haarscharf an Übersättigung streift oder unmittelbar in sie übergeht, einen Zustand, in dem „das Urwesen die Monotonie der Gegensatzlosigkeit nach erreichter ἐκπύρωσις satt bekommt". Damit verkehrt er die durch Hippolyt. 9, 10 sichergestellte Gleichsetzung der χρ. mit der διακόσμησις und des κ. mit der ἐκπύρωσις fast in ihr Gegenteil, ja er hebt im Grunde den Gegensatz zwischen den beiden Zuständen der Sättigung und des Mangels auf; vgl. Zeller 703, 1. Diese Umdeutung hängt mit der Überzeugung Pfleiderers zusammen, daß H. kein Pessimist wie Anaximander mit seiner ἀδικία und τίσις sei, sondern ein Optimist, der den Hauptaccent auf den gegenwärtigen Zustand legt. — Abschn. IV: „Heraklits Wendung vom physikalischen Leben zur Psychologie und Eschatologie". Das Feuer als die „konkret angeschaute Idee des Lebens"

Digitized by Google

fällt dem Ephesier mit der Seele zusammen. Nicht bloß ist die Seele Feuer, sondern das Feuer ist auch Seele. Seine Wandlungen sind im tiefsten Grunde bereits Wandlungen des Seelischen oder der Seele im großen, dessen, was man später Weltseele genannt hat. Alles in der Welt, vom Größten bis zum Kleinsten, besitzt seelische Grundnatur, nur auf verschiedener Stufe („Panpsychismus"). H. erkennt, wie so viele der bedeutendsten neueren Philosophen, nur Geistiges und Seelisches als wirklich an. Die Unterscheidung zwischen der Seele an sich und den individuellen Menschenseelen macht er noch nicht mit ausdrücklichen Worten, aber er besitzt sie entschieden (?). Wie löst sich nun aber der Widerspruch zwischen der Grundansicht H.s vom völligen Verlöschen des Lebens und damit auch der individuellen Seele [vgl. Fr. 77, dessen Erklärung durch Pfl. aber grammatisch unmöglich ist: ζῶν δὲ ἅπτεται τεθνεῶτος soll heißen: „ins Leben tretend (!) entbrennt er (entzündet er sich) aus einem Toten (!)] mit seiner Eschatologie, in der er ohne Zweifel ein individuelles Fortleben nach dem Tode lehrte? Diese Inkonsequenz ist nicht so zu erklären, als ob H. sich der Meinung der Menschen anbequemt habe, sondern daraus, daß bei ihm das religionsphilosophisch-praktische Interesse das physikalische weit überwog. So sehr daher auch Pf. vorher H.s positiv gerichtete, weltfreudige Anschauung hervorgehoben hat, muß er doch zugeben, daß er in seiner Eschatologie im Widerspruch hiermit einer trüben pessimistischen Anschauung verfallen ist, wohl im Gegensatz gegen die Vulgärmeinung, die das Leben über alles schätzt und den Tod als das schlimmste Übel betrachtet. — Daß hier eine gewisse Inkongruenz zwischen der Physik und der Jenseitslehre H.s vorliegt, ist nicht zu leugnen. Aber statt diese Inkongruenz einfach als eine Thatsache hinzunehmen, die wir nicht näher begründen können, und die vielleicht H. selbst gar nicht zum Bewußtsein gekommen war, bauscht sie Pf. ohne Not zu einem prinzipiellen Gegensatz der Weltanschauungen auf und trägt so in die Lehre H.s einen unlöslichen, fundamentalen Widerspruch hinein, den er noch dadurch verschärft, daß er auf grund einzelner Nachrichten bei Sextus, Philon, Porphyrios die trübe, weltflüchtige, pythagoreisch-platonische Lehre (σῶμα-σῆμα) auf H. überträgt. Von den erhaltenen Fragmenten aber giebt uns kein einziges zu dieser Annahme ein Recht. Die von Pf. citierten sind entweder ihrem Sinne nach dunkel wie Fr. 123, oder sie beweisen doch nur, daß H. ein Leben nach dem Tode voraussetzte; in welcher Gestalt er sich dieses dachte, ja, ob er überhaupt an eine Unsterblichkeit der Seele im strengen Sinne des Wortes glaubte, geht aus ihnen nicht hervor; denn wenn Pf. Fr. 38 als Beweis für eine Läuterung der Seelen im Hades anführt, so hat er diesen Sinn erst durch seine willkürliche und unwahrscheinliche Konjektur ὁσιοῦνται für

Digitized by Google

ὀσμῶνται hineingelegt, und Fr. 72, das er in diesem Zusammenhange gleichfalls vorbringt, zeigt gerade deutlich, daß von einem Begrabensein der Seele wie in einem Kerker bei H. keine Rede sein kann. — Das Ergebnis der Ausführungen Pfleiderers, wie es im Schlußkapitel zusammengefaßt wird, ist folgendes. H.s System ist trotz seines Pessimismus gegenüber den Wahnvorstellungen der unwissenden Menge der Versuch einer Theodizee und ein ausgesprochener „Vernunftoptimismus". Dem einzelnen liegt es ob, sich auf den Standpunkt des Allgemeinen zu erheben und so zur εὐαρέστησις d. i. dem „Wohlgefallen an dem denkend erfaßten Universum" zu gelangen, was freilich nur einigen wenigen gelingt. Die menschlichen Gesetze sind ein Abglanz des einen göttlichen und daher immer noch besser als gesetzlose Willkür. Trotz εἱμαρμένη und ἀνάγκη ist H. ein Gegner des Fatalismus; sein ἦθος ἀνθρώπῳ δαίμων ist im Sinne der Willensfreiheit aufzufassen. Schließlich wird die Lehre H.s als „Panzoismus" bezeichnet.

WILHELM BUCHDRUCKEREI-ACTIEN-GESELLSCHAFT, SETZERINNEN-SCHULE DES LETTE-VEREINS

Digitized by Google

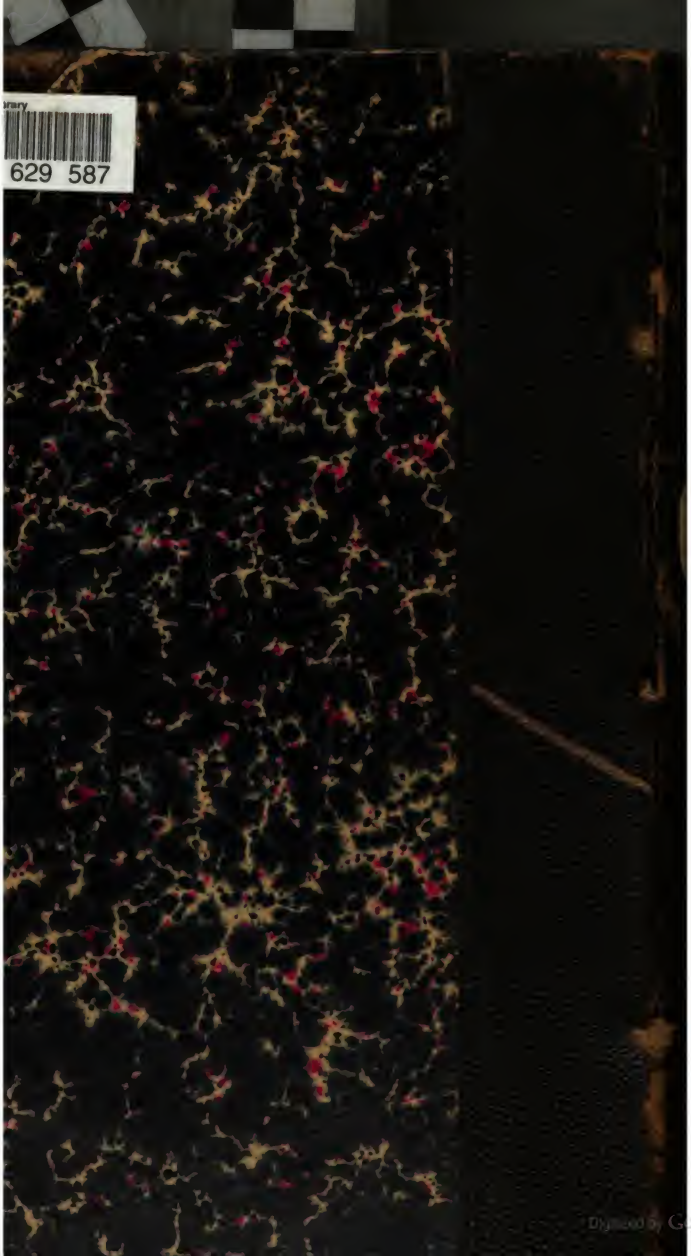
Digitized by Google

APR 12 1984

JUN 27 1984

OCT 8 1934

Digitized by Google


rary
629 587
Digitized by Google